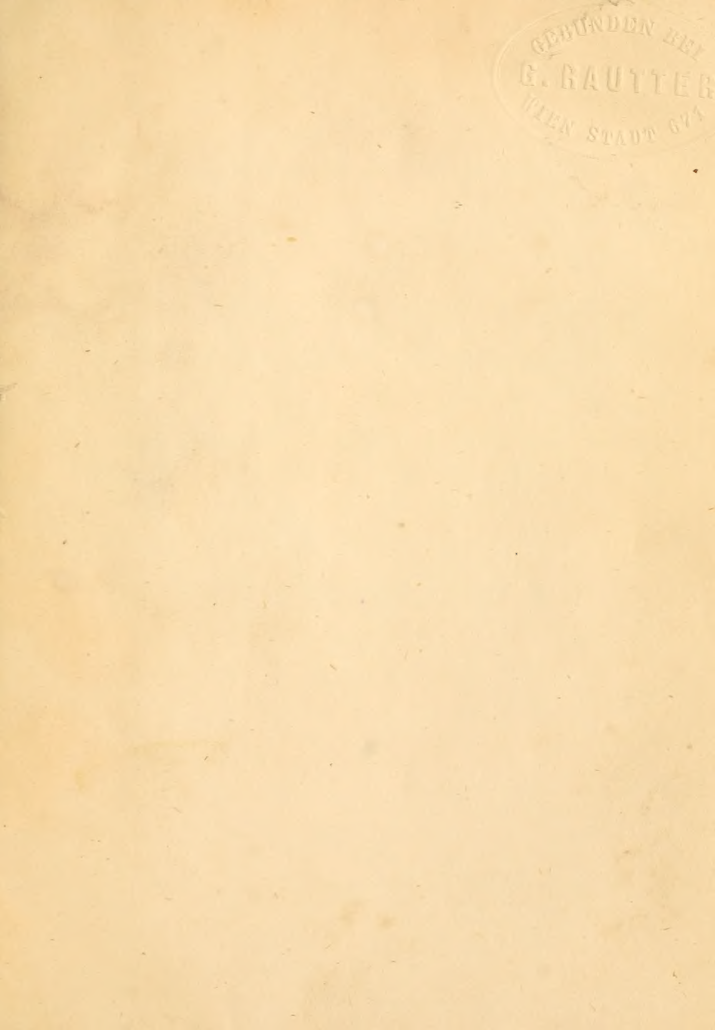




Afrika,

dargestellt

in den Forschungen und Erlebnissen der berühmtesten Reisenden neuerer Zeit.

Andersson. — Barth. — Burton. — Galton. — Heuglin. — Ladisl. Magyar. — Livingstone. — Richardson. — Vogel u. A.

Ein

geographisches Lesebuch

von

H. Kletke.

Zweiter Band.

Berlin.

Hasselberg'sche Verlagshandlung (J. Winckler).

Paul du Chaillu's



Aus dem Englischen.

Berlin.
Hasselberg'sche Verlagshandlung (J. Winckler).

Erstes Buch.

Reise nach dem Lande der Fans.

Erstes Kapitel.

Paul du Chaillu's Reiseplan. — Die Mpongwe. — Der Gaboonfluß. — Der Häuptling Will Glaß. — Die Insel Corisco. — Todtenbestattung. — Abfahrt von Corisco. — Der Fluß Muni. — Der Häuptling Dayoko. — Weiterreise. — Der Häuptling Nbene. — Das Krystallgebirge. — Der Fluß Ntambounay. — Die ersten Spuren der Gorillas. — Mittheilungen der Neger über den Character der Gorilla.

Während in letzter Zeit für die nähere Kenntniß des nördlichen Afrika's durch rastlose Reisende Bedeutendes geleistet wurde und auch für das Innere des südlichen Afrika's uns durch Livingstone und Andere so Manches klar geworden ist, blieb für die Mitte Afrika's zu beiden Seiten des Aequators und in dessen Nähe noch fast Alles im Dunkeln. Man erzählt hier von dem hohen Gebirge im Lande der Amboser und kennt die Mündung eines wahrscheinlich sehr bedeutenden Stromes, welchen die Engländer Gaboon nennen, der genau unter der Linie münden soll. An derselben haben die Franzosen i. J. 1842 ein Fort angelegt und amerikanische Missionaire auf der Station Baraka sich angesiedelt, um von dort wohlthätig bekehrend auf die schwarzen Heiden einzuwirken. Ueber das Innere des Landes

aber waren wir fast ganz im Dunkeln. Erwünscht müssen uns daher die an sich schon interessanten Mittheilungen sein, welche wir kürzlich durch einen jungen unternehmenden Amerikaner, Paul du Chaillu über diesen von der Natur reich begünstigten Landstrich erhalten haben. Der Vater dieses jungen Mannes hatte sich schon mehrere Jahre in dieser Gegend aufgehalten, und der junge Paul sich daselbst mit dem afrikanischen Klima und mit den Sitten und der Sprache der hier wohnenden Mpongwe vertraut gemacht, ohne sich jedoch weit von der Küste zu entfernen. Immer aber lag ein Besuch des Innern, von welchem ihm vieles Sonderbare erzählt worden war, in seinem Sinn, weshalb er sich im Oktober 1855 abermals von Amerika aus nach dieser Küste einschiffte, und die ihm schon bekannte Gegend wieder erreichte. Seine alten Bekannten bezeugten große Freude über seine Rückkehr, konnten jedoch nicht gleich begreifen, wie andere Zwecke, als die des Handels, ihm zu einem Entschlusse bewegen konnten, das gefährliche Innere zu besuchen, ja der Küstenstamm der Mpongwes, welcher bisher den Handel mit dem Innern vermittelt hatte, suchte ihn auf alle Art, doch vergebens, von diesem Vorhaben abzubringen. Chaillu hielt sich noch einige Zeit unter den Missionarien zu Baraka auf und schildert ihren wohlthätigen Einfluß auf die jugendliche Bevölkerung, während der auf

die Erwachsenen freilich noch fast Null ist, allein schon jenes erweckt Hoffnungen für eine bessere Zukunft.

Die Mpongwe, unter denen sich hier unser Reisender aufhielt, sind ein, wie so viele andere, aussterbender Negerstamm, welcher die Küste bewohnt und besonders an dem rechten Ufer des Gaboonflusses wohnt, jedoch auch etwas weiter in das Innere zieht. Hier wohnen sie in großen, nett eingerichteten Dörfern, jedes gewöhnlich aus einer langen Straße bestehend, an deren beiden Seiten die aus einer Art Bambus erbauten Häuser liegen. Diese netten Behausungen zeichnen sich vortheilhaft vor den dunkeln und schmutzigen Hütten der Sudanneger aus. Die Mpongwes-Neger gehören auch zu den wohlgebildetsten, bedienen sich gern europäischer Zeuge zu Kleidern, ja die Frauen behängen sich fast übermäßig mit Schmucksachen und oft so schweren Messingringen, daß ihr Gang dadurch behindert wird. Diese Neger sind es auch, welche ausschließlich den Handel mit den Weißen vermitteln. Die Waaren werden fast lediglich auf dem Gaboonflusse verschifft und gelangen aus dem Innern des Landes durch die Vermittlung mehrerer Stämme, die sich gegenseitig möglichst zu betrügen suchen. Ehe dieser beschwerliche Zwischenhandel nicht abgeschafft ist, kann an einen erfolgreichen Verkehr mit dem Innern nicht gedacht werden. Das Hauptprodukt ist das Elfenbein und nächst

demselben afrikanisches Rothholz, Ebenholz und Copal. Man rechnet, daß jährlich auf dem Gaboon 80,000 Pfund Elfenbein ausgeführt werden; da sich aber der Vorrath des Innern erschöpfen muß, so ist zu wünschen, daß diese Stämme, welche jetzt so zu sagen von der Hand in den Mund leben, ihr fruchtbares Land besser benutzend, mehr und mehr für den Landbau gewonnen werden.

Die Mpongwe bewohnen mehrere kleine Dörfer an dem Ufer des Gaboon, jedes unter einem Oberherrn, der den Titel König führt. Unter diesen sind jedoch nur vier von einiger Bedeutung und bei Streitigkeiten unter ihnen treten noch die Aeltesten des Stammes zusammen, berathen und entscheiden. Während Chaillu hier war, starb König Glaſs, einer dieser kleinen Herrscher, im hohen Alter, seinen heidnischen Gebräuchen sehr ergeben. Obgleich im Leben nicht sehr beliebt, vielmehr als vermeintlicher Zauberer gehaßt, war doch des Klagens und Weinens kein Ende; besonders bewiesen die Frauen die große Fertigkeit der Afrikanerinnen, bei der geringsten Gelegenheit eine Fülle von Thränen zu vergießen, die man jedoch nicht als Aeußerung großer Betrübniß zu nehmen hat, indem sie nicht selten darunter lachen. Am zweiten Tage nach seinem Tode ward der alte König heimlich von vertrauten Männern an einem ungekannten Orte beerdigt, damit kein Fremder den Kopf des-

selben stehlen und daraus nach ihrer Meinung sich einen kräftigen Fetisch machen könne. Am folgenden Tage ward eben so heimlich ein neuer König gewählt und die Wahl traf einen jungen Mann Namens Njogoni, welcher von seiner Erhebung keine Ahnung gehabt hatte. An der Küste wandelnd sah er sich plötzlich von einer Menschenmasse umringt, welche ihn mit Fäusten schlug, stieß, bewarf, ja schimpfte. Chaillu konnte dieses sonderbare Benehmen sich nicht anders erklären, als daß diese rohe Menschenmasse auf kurze Zeit, ehe sie sich dem neuen König unterwerfe, ihre Freiheit genießen und ihren Gelüsten folgen wollte. Nachdem Njogoni daher diese lästige Ceremonie mit Kälte, ja mit lächelndem Gesichte ertragen hatte, so wurde er in die Wohnung des alten Königs geführt, hier königlich angekleidet und von nun an von Allen mit Ehrfurcht behandelt. Sechs Tage lang folgten nun Festlichkeiten jeder Art und der betrauerte alte König war vergessen.

Die Mpongwe haben als Küstenbewohner durch ihren Umgang mit den Handelsleuten mildere Sitten angenommen, ja eine Höflichkeit, die den Fremden überrascht; dennoch ist ihnen wenig zu trauen, vielmehr erweisen sie sich im Verkehr nicht selten betrügerisch und schurkisch. In dieser Hinsicht möchte es auch schwer sein, die erwachsenen Neger zu bessern, wenn nicht die Anstrengungen der Mis-

sionaire und ihr Einfluß auf die keimende Generation einige Hoffnungen gäbe. Dennoch wäre es unrecht, deshalb das ganze Volk zu verdammen; die Erfahrungen unsers Reisenden liefern viele Beispiele von ehrbaren, wohlwollenden Männern und Frauen, die in jeder Hinsicht auf Achtung und Zutrauen Anspruch machen konnten; schon daß ein Weißer allein und ohne besondere Bedeckung durch dieses unbekannte Land unbelästigt und unberaubt reisen konnte, beweist wohl hinlänglich, daß dr Neeger an sich nicht so bösartig ist. Chaillu erwähnt namentlich des Häuptlings Will Glaß, der eine merkwürdige Ausnahme unter seinen Landsleuten machte. Von allen, welche die Gegend um den Gaboon bewohnten und besuchten, von seinen Landsleuten wie von den Weißen, wurde er mit Achtung und Zutrauen behandelt. Wiewohl er sich nicht zum Christenthum bekannte, hatte ihn doch der lange Umgang mit den Missionären über die Irrthümer und Grausamkeiten des Fetischdienstes die Augen geöffnet. Er war in der That in Sitten und Betragen ein schwarzer Gentleman, wohlwollend, geistreich, leutselig und höflich. Kein Fremder oder Armer ging hülflos an seiner Bambushütte vorüber und keiner sprach ihn vergebens um Schutz an. Vor seinem Tode hatte er ausdrücklich befohlen, keinen Sklaven auf seinem Grabe zu tödten, wie dies bei andern Häuptlingen

noch eine traurige Sitte ist. Er liegt jetzt auf dem Gottesacker der Missionäre begraben, mit denen er stets in Freundschaft gelebt hatte.

Die Mpongwe ernähren sich, wie alle hiesigen Küstenbewohner von Mais, Pisang, Yams, Bataten, Maniok, Kürbissen und Erdnüssen. Die letztern wachsen sehr reichlich und ließen sich bei einiger Pflege noch vermehren. Die Wälder haben Ueberfluß an wilden Früchten und Nüssen, von denen einige gegessen werden; auch wächst hier überall die herrliche Ananas wild. Da die Anpflanzungen nie nahe bei den Dörfern sind, so stehen diese in der trocknen Jahreszeit meistens verlassen, indem alle sich mit der Ernte beschäftigen, die vor dem Beginn der Regenzeit beendet sein muß. So mangelhaft auch ihre Ackerbaugeräthe sind, so gut fallen dennoch oft ihre Ernten aus. Man hat auch angefangen, an den Ufern des Gaboon Handelsgewächse anzupflanzen. Das Zuckerrohr wächst üppig und die Missionäre haben selbst Kaffeeplantagen angelegt. Von den Thieren des Landes genießen die Mpongwe Rothwild, wilde Schweine, Antilopen, seltener Affen, Crocodile, Ratten und dergleichen, was nur noch von den Sclaven geschieht.

Nachdem sich Chaillu bis in den Juli 1856 an dem Ufer des Gaboon aufgehalten und für seine Zwecke ausgerüstet hatte, verließ er diesen Aufenthalt, um seine For-

schungsreise, anzutreten. Man hätte erwarten können, daß er den weitern Lauf dieses Stromes, der nach seiner großen Mündung zu schließen, vielleicht einer der größten Afrika's ist und wenig bekannt, wohl ein sehr großes Gebiet bewässern mag, zunächst untersucht und bestimmt hätte; dennoch sagt er unerwartet, der Gaboon, ein altes und betretenes Gebiet bedürfe seiner Forschungen nicht. Er wandte sich vielmehr nach dem nördlichern Flusse Muni, welcher unter 1 Grad nördlicher Breite in die große Coriscobay mündet. Diese führt den Namen nach der in ihr liegenden Insel Corisco. Nach diesem herrlichen malerischen Eilande wandte sich zuerst unser Reisender. Es ist eine mäßig hohe, gut bewaldete Insel, deren Ufer hauptsächlich mit Cocospalmen bewachsen sind. Das Innere derselben ist mannigfaltig von Hügeln, Thälern, Wäldern und Wiesen, ja auch von einem kleinen See unterbrochen — eine kleine Welt für sich. Die steilen und felsigen Küsten schützen an vielen Stellen gegen die anschlagenden Meereswellen, während sie an andern flach und sandig einen schönen weißen mit Muscheln bedeckten Strand lassen, geschützt durch schöne Palmwälder, zwischen denen die kleinen Dörfer der Neger mit ihren Anpflanzungen hindurch schimmern. Auf welcher Seite man sich auch der Insel nähert, sieht man den über die Bäume aufsteigenden

Rauch die reiche Bevölkerung der Insel bezeugen. Große Mengen von schönen Muscheln finden sich auf dem Strande, auf den Felsen zur Ebbezeit Seevögel in großer Menge und auf den überhängenden höhern Felsen sitzt der Fischadler, auf seine Beute lauernd. Auch die Neger fangen viel Fische sowie in mancher Jahreszeit Schildkröten, während die Wälder im Innern von Papageien und kleinern Vögeln belebt sind.

Das Klima ist auf dieser Insel gesünder, als auf dem nahen Festlande. Wasser ist zwar in mancher Jahreszeit sehr sparsam, doch sind im Innern der Insel einige Quellen und kleine Bäche mit süßem Wasser, welche niemals trocken liegen. Der Boden erzeugt außer Cocosnüssen den Maniok, das Hauptnahrungsmittel der Bewohner, Pisang, Bataten, Yams und Erdnüsse. Die Hauptzierde der Landschaft sind die Palmen, obgleich die Bewohner das Palmenöl nicht benutzen und überhaupt ihre Produkte wenig verwerthen. Auf der kleinen Insel, welche nur 2½ Meilen im Umfang hat, leben etwa 1000 Seelen, ein ruhiges, friedliches Völkchen, gastfreundschaftlich und den Weißen, besonders den Missionären, welche sich unter ihnen niedergelassen haben, zugethan. Sie gehören zu dem Stamme der Mbenga, den unternehmendsten Handelsleuten und kühnsten Schiffern an dieser Küste. Vor Zeiten ein kriegerischer Stamm, der stets mit seinen Nachbarn in Fehde lebte, haben sie seit der

Niederlassung der presbyterianischen Missionaire unter ihnen, vor ungefähr zehn Jahren, ihren Charakter so vortheilhaft verändert. Die Mbengas bewohnen nicht nur diese Insel, sondern auch die nahe Küste und unterscheiden sich in der Sprache von den Mpongwe.

Von wilden Thieren findet man auf dieser Insel nur Eichhörnchen und einige Schlangen, unter denen sich auch eine schwarze giftige befindet. — Die Missionäre haben auf der Insel drei Stationen, jede mit einer Schule, in welcher über hundert Schüler, die zum Theil auch vom Festlande kommen, Unterricht empfangen. Obgleich sie von den Wilden geachtet und geliebt werden, und sie dieselben auch von der Abgeschmacktheit ihres Fetischdienstes überzeugt haben, so beharren letztere dennoch auf ihren alten Wegen und in ihren schlechten Gewohnheiten. Chaillu hatte Gelegenheit, der Beerdigung eines eben gestorbenen jungen Mbenga beizuwohnen. Er fand in der Behausung desselben eine zahlreiche Trauergesellschaft, welche eintönige Gesänge anstimmten. Die Leiche war gut gekleidet auf einen Stuhl gesetzt und die arme Mutter warf sich zu den Füßen ihres todten Sohnes und bat ihn, nur noch einmal mit ihr zu reden. Als dieser nicht antwortete, brach sie in Geschrei und Thränen aus. Man wollte nun den Todten mit einem Theil seiner Güter verbrennen, allein der Prediger Mackey

ließ dies nicht zu, sondern bestand darauf ihn nach christlicher Sitte zu beerdigen, indem er Worte der Hoffnung zu den Umstehenden sprach, welche vielleicht die unglückliche Mutter getröstet haben.

Auf dem freundlichen Corisco genoß unser Reisender die Gastfreundschaft der gütigen Missionäre und rüstete sich zu der Reise, in welcher er den Muni bis zu seinen Quellen erforschen wollte, womöglich auch die Krystallberge zu übersteigen wünschte um die dort wohnenden Völker kennen zu lernen, namentlich die Cannibalenstämme an dieser Bergkette, und zu erforschen, ob hinter derselben wirklich, wie man annahm, der Congo fließt. Ohne irgend einen weißen Gefährten erbot sich nur ein Mbengo-Häuptling unter den Corisco's ihn zu begleiten und bei einem seiner Freunde einzuführen, welcher ein einflußreicher König am Muni ist. Am 27. Juli verließen wir, schreibt Chaillu, die Insel auf einem Canot der Neger aus einem einfachen Baumstamm gehauen, mit uns noch zwölf schwarze Burschen, alle mit Flinten bewaffnet. Der Tag unserer Abfahrt war schön und da unsere Schifffahrt vom Winde begünstigt ward, hatten wir Alle frischen Muth. Auf der kleinen Insel Alubi übernachteten wir und ich beugte einem Anfalle von Fieber durch eine Dosis von China vor. Am folgenden Morgen schifften wir in den Muni hinein. Dieser Fluß,

dessen Quellen wahrscheinlich in den Krystallgebirge liegen, wird auf beiden Seiten von mehreren andern Flüssen gespeist. Zuerst kommt von Norden der Ntongo aus einer Gegend, aus welcher viel Kautschuck bezogen wird. Etwas höher hinauf liegen die vielfachen Mündungen des Ndina, welcher ein sumpfiges, mit Mangrovewäldern besetztes Delta bildet. In diesen Nebenstrom mußten wir hinauf schiffen, um zu dem Dorfe zu gelangen, wo Dayoko, der Freund des Mbenga wohnt. Hier kamen wir nach einer Tagereise von neun Meilen an. Die Nachricht von unserer Ankunft setzte das ganze Dorf in Bewegung, und die Männer kamen alle wohlbewaffnet uns entgegen. Als sie aber sahen, daß wir Freunde des Mbenga seien, machten Handelshoffnungen ihren feindlichen Absichten Platz. Feierlich wurden wir von dem Dayoko empfangen.

Als ich am folgenden Morgen den Dayoko in seiner Hütte aufsuchte, um von ihm die Erlaubniß zur Weiterreise und womöglich eine Eskorte zu erbitten, fand ich ihn einfach und fast ärmlich wohnend. Ein Fremder, welcher einen solchen afrikanischen Fürsten sieht, so wenig von der Heerde der Schwarzen sich unterscheidend und so wenig Ehrfurcht und Vorrang genießend, als sonst dem unbedeutendsten Monarchen erzeigt wird, wird schwerlich glauben, welch' großes Ansehen ein solcher König in seinem eigenen

Stamme genießt und welch' großen Einfluß er auf seine Nachbarn ausübt. So war z. B. Dayoko ein sehr alter Mann, Handel treibend, wie die übrigen und ein Bettler wie die übrigen, dem ein altes abgetragenes Kleid, welches ich aus Newyork mitgebracht hatte, große Freude verursachte; dennoch genoß er großes Ansehen unter seinem Volke und eine schlaue Benutzung ehelicher Verbindungen hatte dem alten Fuchse eine Menge Schwiegerväter in allen Stämmen und weithin zugebracht. Schwiegerväter aber zu haben ist in Afrika ein großer Vortheil; dies sind die Hülfen in der Noth. Je mehr ein Mann Weiber hat, desto höher steigt seine Macht und Dayoko hatte schon jung nach rechts und links geheirathet und daher überall Verwandte, durch welche er mir sehr von Nutzen sein konnte. Als ich ihm jedoch meine Absichten mittheilte, hatte ich zuerst nöthig, ihn davon zu überzeugen, daß keine Handelszwecke dabei zum Grunde lagen. Glücklicherweise war ich schon als ein großer Jäger bekannt. Als ich jedoch sagte, ich wolle in das Land der Fan's gehn, eines berüchtigten Volkes, das in dieser ganzen Gegend Afrika's als Cannibalen oder Menschenfresser verschrieen ist, suchte mich Dayoko auf alle mögliche Art davon abzubringen und stellte mir alle Gefahren vor. Da ihm dies jedoch nicht gelang und er meinen festen Entschluß sah, bewilligte er mir seinen

Schutz und gab mir eine Escorte, worauf ich die mitgebrachten Mbenga nach ihrer Heimath zurücksandte.

Während dessen machte ich kleinere Jagdpartien, schoß kleine Vögel, wie Nectarinia superba, einen Vogel mit grün golden und glänzend rosenrothen Federn (Colibrigeschlecht?). Die Abreise wurde verzögert, indem die noch trockne Jahreszeit Männer und Frauen für die Geschäfte des Ackerbaues in Anspruch nahm. Ich zog mich bei der Tageshitze aus meiner beengten Hütte in die Wälder zurück, während sich die Neger in ihren müßigen Stunden um ein großes Feuer schaaren und zwar aus Trieb nach Wärme, selbst wenn das Thermometer auf 88° Fahr. (24° Réaum.) steht. Es ist überhaupt sonderbar, wie sehr die Neger das Feuer lieben, und selten sieht man sie, auch in den heißesten Tagen, besonders wenn sie eine Versammlung halten, anders, als um ein Feuer versammelt, an dem man den Nordpol schmelzen könnte. Am 28. August brach die Gesellschaft auf, unter ihnen zwei Söhne Dayoko's und sieben Männer zum Tragen der Kisten und Gewehre. In Canots ruderten wir den Ndina hinab bis zu seiner Mündung in den Muni. Letzterer entsteht aus dem Zusammenfluß des Ntambunay und Noya. In erstern schifften wir durch das Land der Chekiani bis zu dem Nundafluß, wo man schon von fern das Krystallgebirge

sah. An dem obern Nunda wohnte Nbene, welchen ich schon auf einer frühern Reise mit dem Missionar Mackey hatte kennen lernen. Nbene aber hatte jetzt seine Niederlassung verändert, nahm mich zwar freundlich auf, konnte mich aber wenig unterstützen, weshalb ich bald weiter reiste. Doch sandte ich das von Daroko gegebene Geleit zurück und reiste unter Nbenes Schutz am 20. August weiter, begleitet von seinen beiden Söhnen Miengai und Makinda, einem jungen Menschen Pulindai und mehreren kräftigen Weibern, um das Gepäck und die Lebensmittel zu tragen. Nach einem umständlichen Abschiede gelangte unsere kleine Gesellschaft an die Ufer des Nunda. Dieser Fluß war hier schmal, sein Wasser aber so klar, daß ich mich versucht fühlte, nach einem sonderbaren Fische in demselben mit Schrot zu schießen; kaum war jedoch der Schuß erfolgt, so hörte ich auf dem gegenüberstehenden Ufer einen fürchterlichen Krach und mehrere kleine Bäume wurden heftig nieder geworfen, hinter welchen mehrere Elephanten erschreckt aufsprangen.

Nachdem wir über den Nunda gesetzt hatten, erreichten wir die erste Reihe von Granitbergen, einen Theil des Krystallgebirges, steil und schwer zu ersteigen. Diese Bergreihe, etwa 600 Fuß hoch, bildete oben ein drei Meilen langes Tafelland mit großen Blöcken von Quarz und

Granit bestreut. Ueber dieses hinweg gelangten wir zu einer zweiten Hügelreihe noch steiler und höher, für mich in meinen dicken Schuhen noch schwerer zu ersteigen, als den Eingebornen, welche sich ihrer bloßen Füße, ähnlich den Affen, zum Anfassen mit den Zehen bedienen. Kaum waren wir auf der Tafelfläche angekommen, als Miengai plötzlich ein Zeichen machte, mich still zu verhalten. Ich dachte er habe eine Heerde Elephanten oder vielleicht einen Tiger entdeckt. Er spannte seinen Hahn und ich den meinigen und so standen wir fünf Minuten in völliger Stille. Auf einmal ließ Miengay ein lautes Hurrah erschallen, welches im Walde widerhallte und sogleich von einigen Stimmen in nicht großer Entfernung beantwortet wurde, deren Besitzer jedoch noch durch die Felsen und Bäume vor uns versteckt waren. Bei weiterem Vorschreiten erblickten wir eine kleine Gesellschaft gelagert, welche zu dem Volke des Nbene gehörte und von einem Handelszuge in's Innere zurückkehrte. Ihrer waren ungefähr hundert, Jung und Alt, Männer und Frauen. Sie waren offenbar sehr weit gereist und sehr ermüdet. Das Kautschuck und einiges Elfenbein, welches sie mitführten, gedachten sie weiter zu liefern, bis es von Hand zu Hand auf den Markt der Weißen gelangt. Die Neger zeigten sich hier ganz in ihrer Faulheit. Um das Feuer liegend, erzählten sie sich,

wenn sie nicht schliefen, während die Weiber mit der Zubereitung des Lagers und der Küche beschäftigt waren, und die Kinder, welche gehen konnten, fortgetrieben wurden, um Feuerung für die Nacht zu sammeln. Da auch wir sehr müde waren, so schlugen wir unser Lager in ihrer Nähe auf.

Am nächsten Morgen brachen wir vor Tagesanbruch auf, nachdem wir ein spärliches Frühstück von gekochtem Pisang genossen hatten. Es regnete fortwährend und wir waren ganz durchnäßt. Gegen Mittag begegneten wir einer zweiten Reisegesellschaft Mbondemo's, die aus dem Innern zurückkehrte. Sie hatten noch nie einen weißen Mann gesehen und starrten mich an, doch wie es schien ohne Furcht. Auch mochte ich wohl in meinem Hemde und Hosen von blauem Drillich, durchnäßt und schmutzig, auf sie keinen großen Eindruck machen. Auch sie schienen vom Regen viel zu leiden, besonders die Frauen, und die wenigen Tabakblätter, welche ich ihnen bieten konnte, schienen sie sehr glücklich zu machen. Nach einer weiten Reise von etwa 18 Meilen in S.-O. Richtung im Regen, durch dichte Wälder und über eine rauhe hüglige Gegend kamen wir zu unserm Nachtlager, geräumigen und bequemen Hütten, denn, obgleich man hier keine Spuren einer Straße sieht, so ist dies doch der Hauptweg für die Handeltreibenden aus dem Innern,

für welchen Zweck sorgfältig gebaute Hütten mit Stäben und Palmblättern vorhanden sind.

Am folgenden Tage näherten wir uns der zweiten Kette des Krystallgebirges und gingen durch eine wilde, rauhe, dichtbewaldete Gegend, still, kaum von dem Zwitschern eines Vogels oder dem Geschrei eines Affen unterbrochen, und doch wäre uns ein solcher sehr willkommen gewesen, denn, obgleich ich einen Widerwillen vor Affenbraten habe, das einem gebratenen Kinde so ähnlich sieht, so war ich doch so ausgehungert, daß mir ein solcher ein zarter Bissen gewesen wäre. In der großen Stille, wo man nichts als die Athemzüge unserer erschöpften Gefährten hörte, überraschte uns ein Geräusch, wie von sprudelndem Wasser, das endlich bis zu einem starken Rauschen anschwoll. Als wir plötzlich um eine Ecke herum bogen, erblickten wir den malerischen Wasserfall eines reißenden Bergstroms, an dessen Anblick wir uns labten. Es war der obere Lauf des Ntambunay, dessen klares kühles Wasser uns erfrischte. Wir befanden uns jetzt 5000 Fuß über dem Meere und genossen an einigen waldfreieren Stellen eine Aussicht in die herrliche Landschaft. Wie schön, dachte ich bei mir, kann einst diese Wildniß sein, wenn das Licht christlicher Civilisation hier die schwarzen Kinder Afrika's erweckt hat. Ich träumte von Anpflanzungen von

Kaffee, Baumwolle und Gewürz, von friedlichen Negern an ihr Tagesgeschäft gehend, von Landgütern und Fabriken, Kirchen und Schulen. In diesen Gedanken aufwärts blickend, sah ich aus den Zweigen eines Baumes eine ungeheure Schlange züngeln, als schickte sie sich an den träumenden Eindringling in ihr Gebiet zu verschlingen. Meine Träume von der künftigen Herrlichkeit verschwanden augenblicklich. Zum Glück hatte ich mein Gewehr bei der Hand, nahm den schwarzen Feind auf's Korn und schoß ihn durch den Kopf, daß er, sich noch krümmend, zu Boden stürzte. Das Thier hatte eine Länge von mehr als 30 Fuß. Die herbeigeeilten Gefährten machten sich gleich darüber her, es in Stücken zu zerschneiden und es auf der Stelle zu rösten. Nur ich armer verhungerter aber civilisirter Sterbliche stand dabei, nach einem Mahl schmachtend, aber unfähig dieses zu verdauen. Welchen Werth auch die Civilisation hat, so ist sie doch in den Wäldern Afrika's, wenn es an Nahrung gebricht, nicht an ihrer Stelle. Als die Schlange verzehrt war und ich der einzige mit leerem Magen hinreichend nachgedacht hatte über den Nachtheil, in einem christlichen Lande geboren zu sein, betrachteten wir nun näher die Ueberbleibsel des Dorfes, in welchem wir uns niedergelassen hatten. Eine verwilderte Art von Zuckerrohr wuchs eben hier, wo früher Häuser gestanden hatten und

ich eilte einiges davon zu pflücken und zu kauen. Während dieses bemerkten meine Leute etwas, das uns sogleich in die größte Aufregung versetzte. Hin und wieder war das Rohr niedergetreten, mit den Wurzeln ausgerissen und es lagen Stücke umher, die offenbar angekaut waren. Schweigend sahen meine Leute sich an und murmelten bedenklich „Nguyla.“ Dies ist aber bei den Mbondemo der Name jenes gefürchteten Affen, Gorilla von den Europäern genannt. Dieser Gorilla war aber der Hauptgegenstand, den zu jagen, ich mir vorgenommen, jedoch noch nie gesehen hatte. Als ich daher hier die ersten frischen Spuren desselben entdeckte, erfüllte sich mein Herz mit Freude. Wir folgten diesen Spuren, es war das erste Mal, daß ich diese Fußtapfen gesehen hatte, und meine Empfindung läßt sich nicht beschreiben. Hier sollte ich zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht das Ungeheuer sehen, von dessen Wildheit, Stärke und Verwegenheit mir die Eingebornen so viel erzählt hatten; ein Thier, der civilisirten Welt kaum bekannt und noch nie von einem Weißen gejagt.

An den Spuren ließ sich leicht bemerken, daß mehrere Gorillas in Gesellschaft gewesen waren und wir schickten uns an, diesen zu folgen. Die armen erschrockenen Weiber wurden unter der Bedeckung von ein paar Männern zurück-

gelassen. Wir übrigen sahen uns sorgsam nach unsern Gewehren um, denn der Gorilla läßt keine Zeit zum Wiederladen, und wehe dem, den er angreift. Wir waren bis zu den Zähnen bewaffnet. Lautlos schritten Alle vor, wie in der Erwartung einer ungewöhnlichen Gefahr, denn ein männlicher Gorilla ist buchstäblich der König des Afrikanischen Waldes. Er und der gemähnte Löwe des Atlas sind die wildesten und stärksten Thiere dieses Welttheils, und der Südafrikanische Löwe ist ihnen weder an Stärke noch an Muth zu vergleichen.

Als wir das Lager verließen, kauerten sich die zurückgelassenen Männer und Weiber ängstlich zusammen, die Furcht in ihren Mienen geschrieben. Miengai, Makinda und Ngolai bildeten die eine Jagdparthei, ich mit Yeava die andere. Wir beschlossen, uns nahe zusammen zu halten, um uns im Nothfall beistehen zu können. Uebrigens war Stille und Vorsicht das Einzige, was wir anwandten. Aus den Spuren erkannten wir leicht, daß es drei bis fünf Gorillas gewesen waren, doch zeigte sich keiner und wir wurden immer aufgeregter. Als jedoch unser Suchen vergeblich war, kehrten wir dem Versprechen gemäß zu den Weibern und ihren Beschützern zurück. Oft blieben wir noch stehen, auf unsere Gewehre sehend. Ich gestehe, daß ich nie in meinem Leben so aufgeregt war. Seit Jahren

hatte ich von dem schrecklichen Gebrüll, der Stärke, dem Muthe der Gorillas gehört, ich wußte, daß es sich um ein Thier handelte, daß selbst der Leopard dieser Gebirge fürchtet und das vielleicht sogar den Löwen aus diesem Gebiete vertrieben hat, denn so zahlreich auch sonst der König der Thiere in Afrika überall ist, so begegnet man ihm doch nie in dem Lande der Gorillas. Wir stiegen einen Berg hinab, überschritten einen Strom auf einem umgestürzten Baumstamm und näherten uns einigen großen Granitblöcken. Neben diesen lag ein umgestürzter Baum, an welchem sich deutliche Spuren von der Gegenwart der Gorillas zeigten. Hinter diesem vermutheten wir den Feind zu finden und in der That hörte ich auch ein fremdartiges halbmenschliches, mehr teuflisches Geschrei. Nur undeutlich sahen wir vier junge Gorillas nach den dichten Wäldern hinfliehen, doch wir waren Alle zu sehr erschöpft, um sie weiter zu verfolgen. Ich gestehe, ich kam mir wie ein Mörder vor, als ich zum ersten Mal diese Gorillas auf ihren Hinterbeinen davonrennen sah, sich furchtsam umsehend, gleich behaarten Menschen. Darf man sich wundern, wenn die Neger in dieser Gegend sich von diesem Thiere die sonderbarsten abergläubischen Vorstellungen machen, von ihnen nur als von „wilden Waldmenschen" reden.

In unserer Abwesenheit hatten die Weiber, zu denen

wir jetzt zurückkehrten, große Feuer angemacht und das Lager zubereitet, das zwar nicht so bequem, wie in der vorigen Nacht war, uns jedoch vor dem Regen schützte. Ich tauschte meine Kleider um, welche durch den häufigen Regen mehr durchnäßt waren, als wir bei der eifrigen Verfolgung bemerkt hatten. Abends legten wir uns Alle um das Feuer herum und erzählten uns die Begebenheiten des Tages. Da man mich schlafend glaubte, so erzählte man sich unbefangen alle sonderbaren Geschichten und Mährchen von den Gorillas, denen ich still zulauschte. So erzählte einer von zwei Mbondemo-Weibern, die zusammen in den Wald gingen, als plötzlich ein ungeheurer Gorilla ihnen in den Weg trat, das eine der Weiber erfaßte und trotz Geschrei und Sträuben fortschleppte. Das andere Weib kehrte nach dem Dorfe zurück und erzählte mit haarsträubender Miene die Geschichte. Ihre Gefährtin wurde als verloren aufgegeben; groß war daher die Ueberraschung, als sie wenige Tage nachher dennoch heimkehrte. Sie erzählte, der Gorilla habe sie gemißhandelt, doch wäre sie ihm endlich entwischt. Ja, sagte einer der Männer, „das war auch ein Gorilla, in dem ein Geist wohnte." Diese Erklärung ward allgemein mit Beifall aufgenommen, man glaubte in dieser ganzen Gegend, daß es eine Art von Gorilla giebt, die von außerordentlicher Größe, der

Sitz der Geister von verstorbenen Negern sind, und welche die Eingeweihten an gewissen geheimnißvollen Zeichen erkennen. Solche Gorillas können, nach der Meinung der Neger, weder gefangen noch getödtet werden, auch besitzen sie mehr Schlauheit und Verstand, als die gewöhnlichen Thiere. In der That scheine es, als wenn diese „besessenen" Thiere den Verstand des Menschen mit der Stärke und Wildheit des Thieres in sich vereinigten. Kein Wunder, wenn der arme Afrikaner ein so schreckliches Wesen, als es nur seine Einbildungskraft beschwören kann, fürchtet. Einer der Neger erzählte, wie vor mehreren Jahren ein Trupp Gorilla's in einem Zuckerrohrfelde gefunden ward, das Rohr in Bündel bindend, um es fortführen zu können. Die Neger griffen sie an, wurden aber in Verwirrung gebracht, einige getödtet, andere von den Gorilla's als Gefangene abgeführt; doch nach wenigen Tagen kehrten sie unbeschädigt heim, nur mit der sonderbaren Ausnahme, daß ihnen die Fingernägel und Fußzehen abgerissen waren. Einige Jahre vorher verschwand plötzlich ein Mann aus einem Dorfe und man nahm an, er sei von einem Tiger fortgeschleppt worden; als jedoch keine Nachricht von ihm kam, erfand der Aberglaube des Landes eine Ursache seines Verschwindens. Er ging, erzählt und glaubte man, eines Tages durch den Wald, als er plötzlich in einen großen

häßlichen Gorilla verwandelt ward. Dieser ward nachher auch verfolgt, doch nie getödtet, obgleich er die Nachbarschaft des Dorfes unaufhörlich heimsuchte. Auf diese Art wurde viel davon gesprochen und es wurden Namen der Verstorbenen genannt, deren Geister, wie bekannt sei, in Gorilla's hausen sollten.

Endlich ward auch die Geschichte wiederholt, welche bei allen Stämmen, welchen der Gorilla bekannt ist, im Umlauf ist, daß nämlich dieses Thier auf den niedrigern Baumästen auf vorbeigehende Menschen lauere, und kommt einer nahe genug, so erfaßt er den Unglücklichen mit seinem kräftigen Fuße, zieht ihn so zu sich herauf, wo er ihn ganz gemächlich erwürgt. Die Gewohnheiten dieses Thieres, nur in den dunkelsten Wäldern zu leben, und sorgfältig alle Annäherung an den Menschen zu scheuen, trägt gewiß dazu bei, die Neger mit so sonderbaren Meinungen von demselben zu erfüllen.

An diesem Tage reiste ich fünfzehn Meilen und am folgenden versuchte ich zum zweiten Male eine Gorilla-Jagd, ohne auch nur eine Spur derselben zu finden. Ich kehrte ermüdet zurück und war, besonders da uns alle Lebensmittel ausgegangen waren, gänzlich erschöpft. Nur einige bitter schmeckende Nüsse, waren meine Nahrung, ja ich mußte mich endlich sogar entschließen, an einem Affen-

braten Theil zu nehmen. Endlich bezeugten einige Pisangbäume die Nähe menschlicher Wohnungen, und diese fanden sich wirklich, doch war es eine alte verlassene Stadt. Nur einige Mbichos, Stammverwandte der Nbenes, wohnten hier, und verschafften uns einige Pisangfrüchte. Sie hatten noch nie einen Weißen gesehen. Wir waren hier 150 Meilen von der Küste entfernt, ringsum von den Wohnsitzen der berüchtigten Fans umgeben, deren Bekanntschaft ich nun in Kurzem machen sollte.

Zweites Kapitel.

Ankunft Nbene's. — Das Land der Fans. — Jagd auf einen Gorilla. — Die Bakalais. — Ankunft im Dorfe der Fans. — Cannibalismus. — Elephantenjagd. — Sitten und Gebräuche der Fans.

Am folgenden Tage kam zu meinem Trost Nbene selbst nach, denn er ist kräftiger und einflußreicher als seine Söhne. Mit diesem setzte ich nun die Reise in das Land der Fans fort. Bei der Jagd nach einem Affen stieß ich auf den ersten Fankrieger mit zwei seiner Weiber. Diese waren

über dies Zusammentreffen mehr erschreckt als ich; er stand mit offenem Munde da, einer seiner drei Speere war auf den Boden gefallen und ebenso die Gefäße von den Köpfen der Frauen. Sie hielten mich in ihren ersten Schrecken für einen Geist, der eben aus der Unterwelt kommt. Ich nahm eine möglichst freundliche Miene an und lächelte. Zum Glück hörte ich hinter mir die Stimmen meiner Freunde, was mich beruhigte und auch die Fans von ihrer Angst befreite. Der junge Miengai sagte ihnen lächelnd, sie dürften mich nicht als einen Geist betrachten, denn ich wäre ihres Vaters „weißer Mann" und käme von der Meeresküste in der Absicht, den Fans einen Besuch zu machen. Einige weiße Perlen, welche ich den Frauen gab, beseitigten endlich jede Furcht. Bei der Rückkehr zu meinen Freunden fand ich mehrere Pisangfrüchte, welche Makinda gebracht hatte, aber kein Fleisch, während ich seit dem Affenbraten keins genossen hatte und ich mich nach einer nahrhafteren Speise sehnte. Gegen Abend versammelten sich viele Fans aus der Nachbarschaft um unser Lager; die Männer schienen nicht mehr in Furcht, destomehr die Weiber und Kinder. Alle hielten sich in gewisser Entfernung und ein Blick von mir auf ein Weib oder Kind genügte, sie fortzuscheuchen. Auch mir war ihr Anblick ein merkwürdiger, als der ersten unläugbaren Cannibalen, das merk-

würdigste Volk, welches ich in Afrika je gesehen habe. Von hellerer Hautfarbe als die Küstenstämme, stark, wohl gewachsen und lebhaft, schienen sie mir einen verständigeren Blick zu haben als die Afrikaner, mit denen ich bis jetzt in Berührung gekommen war.

Die Männer waren fast nackend bis auf einen Schurz von einer weichen Baumrinde, über welche die Haut einer wilden Katze oder eines Tigers hing. Ihre Zähne waren spitz gefeilt, was ihnen ein außerordentlich wildes Ansehen gab. Ihre Haare waren zu langen dünnen Locken ausgezogen, an deren Enden einige weiße Perlen, kupferne oder eiserne Ringe hingen und die Meisten hatten noch einen Zopf, andere eine Art Hüte mit Federn. Um die Schultern hing das große Kriegsmesser, in den Händen Speere, am Arme ein großes Schild von Elephantenhaut und um den Hals und Leib eine Menge Fetische, die beim Gange rasselten. Diese Fetische bestehen aus Affenfingern und Schwänzen, Haaren, Haut, Zähnen, Knochen von Menschen, alten Nägeln, kupfernen Ketten, Muscheln, Federn, Klauen und Häuten von Vögeln, Stücken von Eisen, Kupfer oder Holz, Saamen von Pflanzen und wer weiß was, weshalb ich die Fans für ein sehr abergläubisches Volk halte.

Die Weiber, kleiner als die Männer und mit Ausnahme der Boobies auf Fernando Po die häßlichsten Afri-

kanerinnen, sind noch weniger bekleidet und am Leibe mit der Farbe des Rothholzes bemalt. In Körben von Baumrinde trugen sie ihre Kinder am Hals. Dieses war nun das sonderbare Volk, das jetzt um mich herum kroch und jeden Theil meiner Person und meiner Kleidung neugierig prüfte. Am meisten wunderten sie sich über mein Haar und noch mehr über die Füße, die von anderer Haut, als das Gesicht bedeckt sei, denn für solche hielten sie die Stiefeln, da die Beinkleider über sie hinweggezogen waren. Ich zeigte mich ihnen so vortheilhaft als nur irgend möglich und überraschte sie am meisten, als ich in ihrer Gegenwart ein paar Schwalben schoß — eine wunderbare That.

Die Fans gehören meiner Meinung nach zu einer Negerrace, die von den Küstennegern und überhaupt von allen bisher gesehenen Stämmen sich unterscheidet. Ihr spitzig zugehender Schädel läßt im Grunde wenig Verstand bei ihnen vermuthen und doch übertreffen sie, wie gesagt, ihre Nachbarn an Einsicht. Sie wissen das Eisen aus seinen Erzen zu scheiden und zeigen in der Verfertigung ihrer Waffen und Geräthschaften viel Erfindungsgeist und Geschmack.

Am folgenden Tage rüsteten sich meine Leute zu einer Gorillajagd und setzten die Gewehre in Stand, wiewohl sie schlechte Schützen sind. Da die Gegend umher hüg-

lich und dicht bewachsen ist, so ist eine Jagd in ihr mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Wir sahen einige Spuren von Gorilla's und trennten uns gegen Mittag in mehrere Trupps, um das Lager, von welchem jene Fußtapfen auszugehen schienen, zu umstellen. Kaum war ich etwa dreihundert Schritt, so hörte ich einen Schuß, dem drei andere rasch folgten. Ich eilte auf die Stelle zu und hoffte ein erlegtes Thier zu finden, doch vergebens. Ein junger Mbondemo hatte zwar auf ein Weibchen gefeuert und es verwundet, wie die blutigen Spuren ergaben; allein es war dennoch entwischt und das dicke, fast undurchdringliche Gehölz machte jede Verfolgung des verwundeten Thieres unmöglich. Die Nacht war herangerückt und wir beschlossen am folgenden Morgen den wiederholten Versuch zu machen. Einige Affen und Vögel wurden noch geschossen und die letztern röstete ich mir an einem Feuer.

Frühzeitig brachen wir nach dem dichtesten undurchdringlichsten Theile des Waldes auf, in der Hoffnung, endlich das Thier zu finden, das zu schießen ich so sehr wünschte. Stunde auf Stunde verging und noch kein Zeichen eines Gorilla, nur das immerwährende Schnalzen kleiner Affen und gelegentliches Zwitschern der Vögel. Auf einmal brachte Miengai mit der Zunge den Ton hervor, mit welchem die Eingebornen anzudeuten pflegen, daß sich

etwas regt und daß man aufzupassen nöthig habe. Zugleich vernahm ich ein Geräusch, wie wenn Baumäste niedergeknickt würden. Ich sah nach meinem Gewehr und prüfte dessen Zustand. Mit Vorsicht schritten wir weiter. Das eigenthümliche Geräusch der gebrochnen Baumäste währte fort, indessen hüteten wir uns selbst, Geräusch zu machen. Man konnte in den Mienen aller Männer lesen, wie tief sie von dem ernsten Unternehmen, das sie vor sich hatten, ergriffen waren. Endlich erblickten wir durch das Gesträuch den Urheber jenes Geräusches und auf einmal füllte sich das Gehölz mit dem furchtbaren Gebrüll des Gorilla. Dieser war auf allen Vieren heran gekrochen, allein, sobald er uns erblickte, richtete er sich auf und schaute uns kühn in's Gesicht. Er stand ungefähr zwanzig Schritt von uns, ein Anblick, den ich nie vergesse, fast sechs Fuß hoch, von ungeheurem Körper und großen musculösen Armen; graue, wildblitzende Augen mit einem so höllischen Ausdruck, wie man sich den Alp vorstellt, verriethen seine Bosheit. So stand er vor uns, dieser König des Afrikanischen Waldes ohne Furcht zu zeigen und schlug mit seinen Fäusten auf die Brust, daß es wie eine große Baßtrommel schallte, was seine Art der Herausforderung zu sein scheint. Hierbei stieß er, das dieser Affenart so eigenthümliche Gebrüll aus, welches mit einem scharfen Ge-

bell, wie eines bösen Hundes beginnt und dann in ein tiefes Rollen übergeht, gleich einem Donner, so tief, daß es weniger aus dem Munde und der Brust, als aus dem Wannst zu kommen scheint. Seine Augen fingen noch wilder an zu strahlen, als wir unbeweglich vor ihm auf den Anstand lagen, und die Haare an seinem Vorderkopfe bewegten sich rasch auf und nieder. Noch nie konnte ich mich erinnern, ein so höllisches Wesen so gräßlicher Art, halb Mensch halb Bestie gesehen zu haben, etwa so wie alte Künstler in Höllenscenen es dargestellt haben. Er trat einige Schritte vor, stieß von Neuem das erschütternde Gebrüll aus — und dann weiter, bis er ganz zehn Schritte vor uns stand, und eben als er wieder brüllen wollte und sich wüthend auf die Brust schlug, feuerten wir und tödteten ihn.

Mit einem Stöhnen, das gewissermaaßen etwas Menschliches an sich hatte und doch noch voll Brutalität, fiel er auf das Gesicht nieder. Einige Minuten noch zuckte der Körper krampfhaft — dann war Alles ruhig, der Tod hatte sein Werk gethan und ich hatte Muße, das große Thier zu untersuchen. Es fand sich, daß er fünf Fuß acht Zoll hoch war, und die Entwickelung der Muskeln an Arm und Brust zeigte, welche ungeheure Kraft das Thier besessen haben muß.

Als meine Leute das Geschehene sahen, freuten sie sich über unser Glück, fingen aber auch sogleich an, um den Antheil an dem Mahle zu hadern, denn in der That verschmähen sie dieses Thier als Nahrungsmittel durchaus nicht. Ich sah, es würde zu Thätlichkeiten kommen, wenn ich mich nicht darein legte, weshalb ich sagte, ich würde selbst die Portionen austheilen. Da wir zu ermüdet waren, um nach unserm letzten Nachtlager zurückzukehren, so beschlossen wir an Ort und Stelle zu bleiben und sogleich waren einige Hütten zum nächtlichen Schutz errichtet. Zum Glück schoß einer der Burschen ein Wild, ohne welches ich bei dem Gorillaschmause meiner Leute hätte fasten müssen.

Ich bemerkte, daß das Gehirn des erlegten Thieres sorgfältig aufgehoben ward, aus dem, wie sie sagten, auf zwei verschiedene Arten Zaubermittel bereitet werden. Auf die eine Art zubereitet, giebt es dem Krieger Erfolg bei der Jagd, auf die andere Art bei den Frauen. Auch diesen Abend wurden viele Geschichten von Gorilla's erzählt, die alle auf den schon erwähnten Punkt hinausliefen, daß es Gorilla's gebe, die von menschlichen Geistern bewohnt würden.

Am folgenden Tage kehrten wir nach unserm verlassenen Dorfe zurück, fanden es aber von einer Abtheilung

reisender Bakalais besetzt. Dieses Volk, mit dem ich glücklicherweise sprechen konnte, wohnt in einiger Entfernung von hier an der Noya. Furcht vor Zauberei hatte sie, ihrer Aussage nach, aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben, und ich dankte bei dieser Gelegenheit Gott, daß ich kein geborner Afrikaner bin. Diese armen Leute führen ein trauriges, mühseliges Leben. Nicht genug, daß sie die benachbarten Stämme umher als ihre Feinde zu fürchten haben, so wie die mancherlei Unfälle, denen ihr Leben in der Wildniß ausgesetzt ist, wie Hungersnoth, Angriff wilder Thiere u. s. f., so verbittern sie sich noch ihr Leben durch die Furcht vor bösen Geistern, Zauberei und ähnlichem Aberglauben. Die eintönigen Gesänge, welche sie erschallen ließen, drückten nur Sorge und Kummer aus. Dann wandten sie sich an mich in der Absicht Lebensmittel wie Hühner, Pisang, Zuckerrohr und Ananas für den Tabak des weißen Mannes einzutauschen, denn Tabak zu rauchen ist in Westafrika der höchste Genuß für Mann, Weib und Kind.

In der Nacht bemerkte ich wie Miengai und Makinda, die unwürdigen Söhne des Königs Nbene mich bestahlen, als ich sie aber ertappte, ließ ich ihnen meine Fäuste fühlen, um sie vor dergleichen zu warnen. Beim Grauen des Tages war Alles im Lager wieder lebendig, die Bakalai

bereiteten vor ihrer Weiterreise ein Mahl zu mit einer Reinlichkeit, die in Erstaunen setzte. Die Weiber kochten Pisang, welcher in dieser Gegend das Brot ersetzt. Eine zündete ein helles Feuer zwischen zwei Steinen an, andere schälten den Pisang, wuschen ihn dann sorgfältig, gerade wie es ein reinlicher Koch der Weißen thun würde, schnitten dann die Früchte in mehrere Stücke und brachten sie in einen irdenen Topf. Dieser wurde dann zur Hälfte mit Wasser gefüllt, mit Blättern zugedeckt und darüber Bananenschalen gelegt. Fleisch hatten sie nicht, statt dessen einige geröstete Erdnüsse; die gerösteten Pisangfrüchte aber aßen sie mit einer großen Menge Cayennepfeffer.

Ich machte mich nun nach dem Dorfe der Fans auf und hatte nur zu bald Gelegenheit, mich von deren cannibalischen Sitten zu überzeugen. Schon beim Eintritt in ihr Dorf sah ich blutige Ueberbleibsel von Menschen. War ich noch ungläubig, so beseitigte ein Weib, dem ich begegnete, jeden Zweifel; sie trug, wie bei uns eine Köchin eine Kalbskeule, ein Stück von einem menschlichen Schenkel.

Das ganze Dorf war aufgeregt, und Weiber und Kinder flohen vor dem Anblicke des weißen Mannes. Endlich kamen wir in ihr Versammlungshaus, wo ich dem Könige der Fans vorgestellt wurde, einem wild aussehenden Burschen, dessen Körper fast nackt, roth bemalt und an

vielen Stellen tätowirt war. Mit Zaubermitteln behangen, war er wie alle übrigen Fans umher, völlig bewaffnet.

Ich weiß nicht, ob sich der König absichtlich ein so abschreckendes Ansehen gegeben hatte; auf jeden Fall verfehlte er bei mir seinen Zweck, denn ich nahm eine ganz unbefangene Miene an.

Alle Fans, die zugegen waren, hatten Zöpfe, nur war der des Königs Ndiayai von allen der dickste und mit Messingringen verziert; auch messingne Knöchelringe klapperten beim Gehen und sein Schurz bestand aus Tigerfellen. Seine Zähne waren spitz gefeilt und schwarz gefärbt, so daß der Mund dieses alten Cannibalen, wenn er ihn öffnete, mir als ein weites Grab erschien.

Die Königin, welche ihren Herrn begleitete und entschieden das häßlichste Weib war, das ich je gesehen, hieß Mashumba. Auch sie war ganz unbekleidet, aber auf phantastische Art tätowirt. Ihr Schmuck bestand aus eisernen Ringen — Eisen ist bei den Fans ein sehr kostbares Metall. In den Ohren trug sie kupferne Ringe, zwei Zoll im Durchmesser und so schwer, daß sie die Ohrläppchen hinabgezogen hatten.

Der König schien bei meinem Anblick etwas verlegen, denn anfänglich war er gegen meinen Besuch gewesen, in-

dem er glaubte, er würde drei Tage darauf sterben, doch Nbene hatte ihn dazu überredet. Letzterer war auf seinem Glanzpunkte, da er sich jetzt von einem Volke gefürchtet sah, welches er bisher als seinen überlegenen Feind betrachtet hatte. Er sagte zu dem Fan-König, er habe ihm einen Geist gebracht, der viele tausend Meilen über das große Wasser gekommen sei, um die Fans zu sehen. Das ist sehr schön, antwortete der König und sandte seine schöne Königin ab, mir eine Wohnung zuzurichten. Nach einigen Höflichkeiten zog sich seine Majestät ohne Umstände zurück.

Nun ward ich in ein Haus geführt. Das Dorf war neu und bestand aus einer langen Straße, an der die kleinen Häuser, jedes nur acht bis zehn Fuß lang, fünf bis sechs Fuß breit und vier bis fünf Fuß hoch mit schiefen Dächern von Rinde mit Palmblättern bedeckt, standen. Die Thüren reichten bis an's Dach und Fenster waren nicht vorhanden. Alle Dörfer der Fans sind stark befestigt und werden bei Nacht sorgfältig bewacht.

Auch haben sie einen kleinen heimischen Hund, dessen scharfes Gebell ihnen die Nähe eines Fremden anzeigt. Uebrigens herrscht in ihren Wohnungen gegen die Gewohnheit der Neger eine gewisse Reinlichkeit und Nettigkeit.

Nachdem ich mich in meiner Behausung niedergelassen

hatte, machte ich einen Gang durch das Dorf, bemerkte jedoch überall die traurigen Spuren des Cannibalismus in den Haufen von Menschenknochen. Die Männer sahen mich mit großer Neugier und ohne Scheu an, ja selbst die Frauen blieben stehen. Ueberhaupt sind sie ein männlicher und muthigerer Volksstamm, als die an der Küste wohnenden. Als wir wieder zum König kamen, stellte er uns seinen vier Weibern vor. Nbene war ganz voll Lust, denn überall ward er von den Fans umgeben, welche ihn als den Freund des weißen Geistes glücklich priesen, auf dessen Freundschaft er sehr stolz ist. Als ich gegen Abend in meine Wohnung zurückkehrte, besuchte mich der König, den ich mit einem Bündel weißer Perlen, einem Spiegel, einer Feile, einem Feuerstahl und einem Gewehr reich beschenkte. Sein Gesicht glänzte vor Freude, nachher brachte mir eine der Königinnen einen Korb mit Bananen, von denen einige schon gekocht waren; diese aber zu genießen, konnte ich mich nicht entschließen, aus Abscheu vor den Gefäßen, in denen vielleicht Menschenfleisch gekocht war. Ich richtete mir vielmehr meine eigene Küche ein.

Da ich dem Könige den Wunsch ausgedrückt hatte, ihn in seinem Kriegsstaat zu sehen, so ließ er mich eines Morgens zu sich rufen, wo ich ihn mit der Königin und einem Gefolge von Häuptlingen traf. Sein Körper war

roth bemalt, am Arm ein Schild von Elephantenhaut, in der Hand drei Speere und ein kleines Bund vergifteter Pfeile. Auf dem Kopfe trug er einen Schmuck von rothen Federn und der ganze Leib war mit Fetischen behangen, welche ihn vor Speeren, Gewehrkugeln und Zaubereien schützen sollten. Noch mehr Verwunderung erregte der Kopfschmuck der Königin Mashumba, eine Mütze von weißen Perlen. Solche Perlen sind die beliebteste Zierrath für die Schwarzen; mit solchen, mit Tabak und Pulver kann man sicher bis in's Innere des Landes reisen.

Ndiayai bemerkte mir, daß er, von seinen Kriegern umgeben, sich vor Niemandem fürchte, und rühmte die Tapferkeit seines Volkes, und ich glaube wohl, daß es ein ungewöhnlich kriegerischer Stamm ist. Man zeichnete mir einen Mann aus, der wegen seines Muthes den Namen „der Leopard", führte. Er hatte schon viele ihrer Feinde und auch viele Elephanten getödtet. Ihre Waffen sind verschiedener Art. Ich sah Bogen, von denen Pfeile von verschiedener Größe mit eisernen Spitzen geschossen werden, Messer, Streitäxte u. s. f., die eben so künstlich verfertigt sind, als sie geschickt von ihnen gehandhabt werden; lange Speere von sechs bis sieben Fuß werden mit großer Kraft und Sicherheit geworfen. Ihr Schutzmittel ist das Schild von Elephantenhaut, welches den ganzen Körper bedeckt.

Die mehrere hundert Fans, welche den König umgaben, gewährten einen furchtbaren, abschreckenden Anblick. Ein Tanz, welchen sie zu Ehren des angekommenen Geistes (meiner) ausführten, war eine der wildesten Scenen, die ich je gesehen. Er ward von einer Musik begleitet auf einer rohen Trommel; diese bestand aus einem hohlen Cylinder von Holz, etwa vier Fuß lang und an dem einen Ende zehn, am andern sieben Zoll im Durchmesser. Ueber deren Oeffnungen war eine Haut gezogen. Der Trommler nahm das Instrument zwischen die Schenkel und schlug kräftig mit zwei Stöcken auf das Fell am weitern Ende. Ein zweites Instrument, welches sie Handja nennen, ist etwas sinnreicher, es besteht aus mehreren hohlen Kürbissen, welche in einem hölzernen Gestell nach ihrer verschiedenen Größe gewöhnlich in siebenfacher Abstufung geordnet sind. Der Spieler sitzt dabei, legt das Instrument auf die Knie und schlägt mit zwei Klöpfeln, einem harten und einem weicheren, auf die Streifen, welche über die Kürbisse gelegt sind. Es hat also dieses Instrument einige Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Glasharmonika. Auch ist der Ton klar und hell und die Fertigkeit der Spieler nicht unbedeutend. Außerdem wurde die Musik noch von einem Gesange begleitet, der noch weniger melodiös, als das Ge-

trommel war. Der Tanz selbst war eine unbeschreibliche Mischung von Wildheit und Unanständigkeit.

Am folgenden Tage sollte eine große Elephantenjagd stattfinden, zu welcher die Frauen mit Kochen, die Männer durch Instandsetzung ihrer Waffen sich vorbereiteten. Auch ich traf meine Vorbereitungen in Erwartung der großen Dinge, welche sich von so verzweifelten Gegnern erwarten ließen.

Am Morgen des 4. Septembers waren über fünfhundert Jäger versammelt, welche in mehrere Trupps vertheilt, sich nach dem bezeichneten Walde in Bewegung setzten, Ndiayai und ich voran. Der Weg führte uns sechs Stunden lang durch eine waldige Berggegend, alles in der tiefsten Stille, um das Wild nicht aufzuschrecken. Am Halteplatz angekommen, begannen wir sogleich unser Lager aufzuschlagen und kaum war es geschehen, so überraschte uns ein gewaltiger Regen. Am folgenden Morgen sollte die Jagd ihren Anfang nehmen.

Der Elephant hat so wenig wie die übrigen größeren Thiere einen bestimmten Pfad, sondern streift wie zufällig nach Nahrung durch das Gehölz; doch hat er die Gewohnheit, wenn es ihm an einer Stelle gefällt, sich an ihr eine beträchtliche Zeit aufzuhalten und sich nicht sogleich wegtreiben zu lassen. Die Fans benutzen diesen Umstand. Da

nämlich die Wälder voll starker Schlingpflanzen sind, welche sich bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume hinaufwinden, so bilden sie aus demselben mühsam eine Art von Verschlingungen, die zwar den Elephanten nicht fest halten können, ihn aber doch an der Flucht hemmen und hindern, bis der Jäger Zeit gewinnt, ihn zu tödten. Hat sich der Elephant einmal so verschlungen, so umringen sie das große Thier und setzen ihm von allen Seiten mit ihren Speeren zu.

Für jetzt erscholl eine Art von Jagdhorn, worauf die Jagd begann. Rings um die ungeheuren Schlingen stellten sich die Jäger umher, und wenn sich ein Elephant näherte, so scheuchen sie ihn so lange, bis er in die Schlingen läuft. Zu diesem Zweck kriechen sie nicht selten schlangenähnlich mit bewundernswerther Schnelligkeit auf dem Erdboden hin. Je mehr das Thier nun fliehen will, desto mehr verwickelt es sich in die Schlingen. Wüthend und erschrecken wirft es mit seinem Rüssel und seinen Füßen Alles zu Boden. Vergeblich, immer fester wird das Thier gehalten. Indessen setzen ihm die von allen Seiten herbeikommenden Jäger, selbst von den Bäumen aus mit ihren Speeren zu, bis das arme verwundete Thier, einem ungeheuren Stachelschwein ähnlich, zu Boden sinkt.

An diesem Tage wurden auf solche Art vier Elephan-

ten getödtet. Dies schien mir etwas einförmig und unschön, doch ist es nicht gefahrlos; die Annäherung und der Angriff des Thieres erfordert Muth und Geistesgegenwart und Unfälle sind nicht selten. An diesem Tage ward ein Wilder getödtet, welchen der Elephant mit den Füßen zermalmte, wobei ich jedoch nicht gegenwärtig war. Als seine Gefährten ihn so zermalmt fanden, waren sie um so wüthender geworden, und verfolgten den Elephanten, bis sie ihn erlegt hatten. Als ich dazu kam, fand ich sie noch in Wuth und eben im Begriff, das todte Thier zur Rache in Stücke zu zerschneiden. Die Fans beobachten bei der Jagd mehrere Vorsichtsregeln, welche ihre Bekanntschaft mit dem Thiere bezeugen. So nähern sie sich z. B. dem Elephanten nur von hinten, wohl wissend, daß das Thier sich nicht so rasch umdrehen kann. Auch haben sie sich vorzusehen, daß sie nicht selbst in die dem Elephanten gefährlichen Schlingen gerathen, denn wem dies begegnet, der ist hoffnungslos verloren und wird bedächtig von dem Elephanten zermalmt. Nicht selten müssen sich die Jäger auf die Bäume flüchten, welche sie dann Affen ähnlich mit bewundernswerther Schnelligkeit erklettern; doch ein starker Baum muß es sein, denn einen schwachen reißt das wüthende Thier ohne Mühe nieder.

Nach der Jagd war der Wilden erstes Geschäft, ehe

sie etwas anrührten, dem Götzen, welcher ihrer Meinung nach ihnen Glück gegeben hatte, für die gute Jagd ihren Dank darzubringen. Zuerst tanzten Alle um die todten Thiere herum, während der Priester von jedem Elephanten ein Stück aus dem hintern Schenkel schnitt, als Opfer für den Götzen. Diese Stücke wurden in Gefäße gethan und unter der Aufsicht des Priesters und derer, welche besonders das Thier getödtet hatten, gekocht. Zum Schluß tanzten Alle um die Gefäße und besangen ihren Götzen, ihn bittend, daß er ihnen ein andermal wieder so gute Jagd verleihe. Wenn diese Feierlichkeit versäumt würde, meinte der König, so würden sie das nächste Mal kein Glück haben. Die Opferspeisen werden in den Wald gesetzt, wo sie wahrscheinlich den Panthern zufallen, wo nicht der schlaue Priester selbst hingeht und sie ißt. Der Körper des armen getödteten Fan wurde, wie man mir erzählte, an ein anderes Dorf der Fan verkauft und dort verzehrt, denn dieses scheint das eigenthümliche und gewöhnliche Ende eines jeden Fans zu sein.

Die Elephanten selbst wurden am folgenden Tage zerschnitten und das meiste derselben geräuchert. Merkwürdig ist die Beharrlichkeit, mit welcher die Elephanten immer wieder an die Stellen zurückkehren, wo ihnen solche Gefahren bereitet sind. Wahrscheinlich muß doch Mangel an

ihrer Lieblingsnahrung Schuld sein. Doch zuweilen dringen sie in die Niederlassungen ein, und reißen Alles nieder, um eine Nahrung zu suchen, die ihrem Geschmacke zusagt. Sobald ihnen aber die Wilden folgen und neue Schlingen für sie bereiten, so verlassen sie nach dem ersten Angriffe die Gegend.

Man hat noch eine andere Art die Elephanten zu tödten, die ich oft in den Wäldern angewandt sah. Hat man nämlich einen Pfad entdeckt, durch welchen wahrscheinlich ein oder mehrere Elephanten passiren werden, so hängt man an einen Baum ein schweres Stück Holz auf, unten mit Eisen beschlagen, welches die Bakalai ein Hanu nennen. Dieses wird so aufgehangen, daß, wenn der Elephant beim Fortschreiten daran stößt, es herabfallen muß und die eiserne Spitze desselben mit großer Kraft in den Rücken des Thieres dringt.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der Elephant nur ebene Gegenden liebt, allein aus vielen in diesem Lande gemachten Beobachtungen schließe ich, daß er ebensowohl hohe bergige Gegenden besucht. Ja ich habe nicht selten Fußtapfen dieses Thieres an Stellen angetroffen, die zu ersteigen uns selbst beschwerlich ward.

Das Fleisch des Elephanten, welches die Fans kochen und räuchern, wird von ihnen zwar gern genossen, allein

es ist das zäheste und unschmackhafteste, was ich je gekostet habe. Ich kann den Geschmack nicht beschreiben, weil ich nichts Aehnliches kenne. Es scheint mir lauter Muskelfaser und Knorpel zu sein und bleibt zähe, wenn es auch Tage lang gekocht wird. Vergeblich suchte ich mich daran zu gewöhnen, aber mein Ekel nahm eher zu als ab.

Es regnete, so lange wir im Walde waren, daher erfreute mich die Rückkehr nach dem Dorfe, wo ich doch an einem trocknen Orte meine durchnäßten Kleider wechseln konnte, außerordentlich.

Auf dem Rückwege erfuhr ich von dem Könige mehrere sonderbare Gebräuche der Fans, wie solche bei keinem andern Stamme Westafrika's vorkommen. Sie verheirathen, wie es scheint, ihre Mädchen nie vor dem Alter der Mannbarkeit, und sind für die Keuschheit ihrer jungen Frauen sehr besorgt, während in den meisten andern Stämmen schon Kinder von drei bis vier Jahren mit erwachsenen Männern verheirathet werden. Eine Folge hiervon ist, wie ich vermuthe, daß die Fans kinderreicher sind, als die Shekiani, Bakalai und Mbicho, Mbondemo, Mbusha und die andern Stämme im Norden des Aequators. Diese Stämme verschwinden allmälig, während die Fans sie zu überleben scheinen. Eine Heirath ist bei einem Fan eine Gelegenheit zu großen Festlichkeiten. Der Mann muß sich das Weib

kaufen und der Schwiegervater sucht davon so viel wie möglich Vortheil zu ziehen, indem er den Preis um so höher anschlägt, je heftiger die Liebe des jungen Mannes ist. Dieses ist auch der Haupttrieb zum Handel und dieser zu ihrer Tapferkeit als Jäger, denn Elfenbein ist ein Hauptartikel für den Handel an der Küste. Kupferne und messingne Ringe, weiße Perlen und kupferne Pfannen sind das beste Gebot für ein Weib bei den Fans.

Wenn eine Hochzeit in Aussicht ist, so sorgen die Freunde des glücklichen Paares zunächst für möglichst große Vorräthe von geräuchertem Elephantenfleisch und Palmwein. Wenn Alles bereit ist, so versammeln sich die Bewohner und ohne weitere Ceremonie, blos wie ein öffentlicher Verkauf, übergiebt der Vater seine Tochter dem Ehemann, welcher gewöhnlich den Preis schon vorher gezahlt hat. Das glückliche Paar erscheint bei dieser Gelegenheit möglichst geschmückt, der Bräutigam mit einem Federschmuck von lebhaften Farben auf dem Kopf, den Körper eingeölt, die Zähne schwarz gefärbt und wie Elfenbein polirt; an seiner Seite hängt ein großes Messer und ist es ihm gelungen, einen Leopard oder Panther, oder ein anderes seltenes Thier zu erlegen, so hat er gewiß dessen Fell graciös um die Mitte seines Leibes gebunden. Die Braut ist einfacher gekleidet oder vielmehr, gleich allen Weibern der

Fans, gar nicht gekleidet, doch bei dieser Gelegenheit mit so viel Armbändern von Messing oder Kupfer geschmückt, als sie erlangen kann, ebenso ihre wolligen Locken mit möglichst vielen weißen Perlen. Nach der Ceremonie der Uebergabe der Braut an ihren Gebieter folgt ein großes, heiteres Fest, das zuweilen mehrere Tage lang dauert. Man ißt Elephantenfleisch, betrinkt sich in Palmwein, tanzt, singt und belustigt sich so lange, bis die Vorräthe erschöpft sind und man unwillkürlich wieder nüchtern werden muß. Bei der Musik zum Tanze spielt die erwähnte Handja eine bedeutende Rolle. Als ich eines Tages zum König kam, brachten einige Fans den todten Körper eines Mannes aus einem benachbarten Orte, der erkauft und nun zertheilt ward. Offenbar war der Mann an einer Krankheit gestorben. Ich zog mich zurück, um dem Anblick dieses höllischen Schmauses auszuweichen. Daß man die Körper solcher, welche an Krankheiten gestorben sind, ißt, dies ist eine cannibalische Form, von der ich noch bei keinem Volke gehört hatte. Ich frug, ob dies bei den Fans allgemeiner Gebrauch sei oder blos ausnahmsweise eine Laune, doch ohne Verlegenheit zu äußern, erzählten sie mir, daß sie beständig die Todten vom Stamme Osheba kaufen und ihnen dagegen die ihrigen überlassen; ja selbst in ihrem eigenen Stamme verkaufen die Familien gegenseitig ihre Todten

und suchen selbst die Körper der gestorbenen Sklaven von den Mbichos und Mbondemos um eine Kleinigkeit von Elfenbein einzutauschen. Es ward mir sogar erzählt, was ich kaum glauben kann, daß ein Trupp Fans nach der Seeküste gekommen sei und von dem Kirchhofe der Mission einen frisch begrabenen Leichnam gestohlen und verzehrt haben. Die Sache machte damals unter den Mpongbes viel Aufsehen. Gewiß ist, daß die Fans sehr gefräßig sind und ihren widernatürlichen Gebrauch am hellen Tage, ohne Scham ausüben.

Sonst sind diese Neger die schönste Race, welche ich im Innern gesehen habe, und kühne Bergbewohner. Merkwürdig ist, daß sie von Jahr zu Jahr mehr nach der Küste vorrücken und schon jetzt in dem Raume zwischen dem Gaboon und dem Mundafluß viele Gegenden besetzt haben. Es ist zu vermuthen, daß sie am Ende sich noch bis zur Küste ausdehnen und man meint, diese Fans seien in der That dieselben, welche früher unter dem Namen Giaghi oder Jaga Einfälle in das Reich von Congo gemacht haben. Die Fans selbst wiesen, so oft ich sie nach ihrer Herkunft fragte, jedesmal nach Nordosten.

Die Fans sind von hellerer Hautfarbe als die übrigen Stämme und tättowiren sich auch mehr, besonders die Frauen, welche an Brust, Leib und Hinterbacken mit blauen

künstlichen Figuren bezeichnet sind. Dieses und die großen Ringe von Kupfer und Eisen, welche besonders die Ohrläppchen tief hinab ziehen, geben ihnen ein scheußliches Ansehen.

Große Geschicklichkeit beweisen sie in der Bearbeitung des Eisens und Kupfers. Nach dem Eisen graben sie nicht, sondern finden es in beträchtlicher Menge an der Oberfläche, sie wissen es geschickt aus seinen Erzen zu schmelzen und in Schmiedeeisen umzuwandeln, worin sie allen übrigen Negerstämmen voraus sind. Gleiche Geschicklichkeit beweisen sie in der Verfertigung irdener Waaren, Schüsseln, Töpfe, Flaschen und Tabakspfeifen, deren Stiel jedoch stets von Holz ist.

Ihre Hauptnahrung ist der Maniok, eine sehr nützliche Pflanze, weil sie reichliche Ernten und eine kräftigere Nahrung als der Pisang liefert, außer diesem und dem Pisang noch zwei oder drei Arten von Yams, vortreffliches Zuckerrohr und Bohnen, welche sie auch reichlich erzeugen und vielfach zubereiten.

Was die Nahrung betrifft, so muß ich noch sagen, daß sie die Körper ihrer Könige, Anführer oder Vornehmen nicht verkaufen, sondern beerdigen, folglich nicht jeden todten Körper ohne Unterschied verspeisen. Sklaverei scheint unter den Fans nicht zu herrschen, obgleich von ihnen Viele wegen

Zauberei, Schulden, Ehebruch u. s. f. verklagt, als Sklaven an die Händler der Küste verkauft werden.

Am 10. September nahm mich der König Ndiayai zu einem seiner Freunde, einem Könige der Osheba, der einige Meilen weiter wohnte, mit. Ich fand keinen Unterschied zwischen diesem Volke und den Fans, obgleich ein solcher nach der Versicherung des Ndiayai stattfinden sollte. Weiter kam ich nicht in's Gebirge, doch versicherte mir Osheba, daß zwei oder drei Tagereisen weiter noch andere Cannibalen-Stämme wohnten, deren Namen sie jedoch nicht angeben wollten, vielmehr sehr unwillig schienen, als ich meine Absicht, weiter einzudringen, kund gab. Sie machten mir auch von diesen Stämmen eine so fürchterliche Vorstellung, daß sich mein Eifer wirklich abkühlte, besonders wenn ich bedachte, daß ich mich ohnehin schon ganz in der Gewalt der Fans befand, deren Gelüsten doch nicht ganz zu trauen war. Alles was ich von den Bewohnern der innern Gegenden hörte, lockte mich nicht an, ihre Bekanntschaft zu machen. Schon die Fans sind ein sehr abergläubisches Volk, die bei jeder Gelegenheit Zauberei vermuthen und eine Todesstrafe wird um so eher ausgeführt, je geringern Werth das Leben, je größern dagegen der todte Körper im Handel hat.

Die Stämme dieser Cannibalen gehen keine Heiraths-

verbindung mit den Nachbarn ein, welche nicht Cannibalen sind, weil sie von diesen verabscheut werden. Doch hat die Lust zum Handeln diese Schanze durchbrochen, indem die Begier nach dem Elfenbein der Fans mehrere Anführer, unter denen selbst Ibene ist, bewogen hat, Fanmädchen zu Frauen zu nehmen, um dadurch den Einfluß eines Fanschwiegervaters zu gewinnen, während es diesen des Handels wegen lieb ist, einen Schwiegersohn an der Küste zu haben.

Bei allen den abschreckenden Gebräuchen der Fans haben sie doch bei mir den Eindruck als des vielversprechendsten Volkes in ganz Westafrika hinterlassen. Sie kamen mir mit unwandelbarer Gastfreundschaft und Güte entgegen und es schienen mir in ihnen Keime zu liegen, welche auch dieses rohe Volk für Civilisation empfänglicher macht, als irgend einen anderen mir in Afrika bekannten Volksstamm. Kräftig, stolz, kriegerisch, eben so muthig als edel, sind sie gefährliche Feinde und ich bin der Meinung, daß die große Familie, von welcher sie nur ein kleiner Zweig sind und welche die große Bergkette bewohnt, die sich meinen Forschungen nach fast quer über den ganzen Continent hinzieht, es gewesen ist, welche die großen Fortschritte der Muhamedanischen Eroberer in diesem Theile Afrika's aufgehalten hat. Uebrigens muß ich noch bemerken, daß die

Fans an der Küste mit dem Namen Paouen bezeichnet werden.

Drittes Kapitel.

Rückkehr von den Fans. — Der Fluß Noya. — Fahrt auf der Noya. — Der Häuptling Wanga. — Weiterreise am Ufer der Noya.

Ich beschloß nun den Rückweg nach der Küste anzutreten und zwar in Begleitung des Nbene bis nach dessen Dorf und von da auf eigenem Wege weiter. Der alte schlaue Neger hatte indessen eine Tochter des Königs Ndiayai zur Frau erhalten und war nicht nur über diese Ehre erfreut, sondern hoffte auch durch seines Schwiegervaters Vermittlung auf bedeutende Lieferungen an Elfenbein, und durch dessen Verkauf manchen Vortheil zu erreichen.

Als die Fans von meiner nahen Abreise hörten, waren sie betrübt und drückten mir ihren Wunsch aus, daß ich zurückkehren möchte. Ndiayai schenkte mir zum Andenken

ein dort fabricirtes Messer, ein Geschenk, das in Afrika so schätzbar ist, als die mit Diamanten besetzte Tabatière eines europäischen Herrschers. Als Alles zur Reise bereit war, verließen wir die Fans und ihre Berggegend. Obgleich wir während unsers ganzen Aufenthalts wenig regenlose Stunden gehabt hatten, fand ich das Klima doch gesünder als an der Küste, was auch die starke Leibesbeschaffenheit der Einwohner bezeugt. Das Land scheint gut bewässert und der Boden so außerordentlich fruchtbar, das er für den Anbau und die Niederlassung von Weißen oder für civilisirte Neger zu großen Hoffnungen berechtigt. Unsere ganze Gesellschaft bestand aus zwanzig Männern, dreizehn Weibern und zwei Knaben. Auf dem Wege wurden einige Affen geschossen und zu einem Mahle zugerichtet. Die Krieger in diesem Theile Afrika's sind, mit Ausnahme der Fans und Osheba nicht überflüssig mit Muth ausgerüstet und suchen durch List zu ersetzen, was ihnen an persönlichem Muthe gebricht; oft unmenschlich grausam und feige, scheinen sie für einen offenen Kampf Mann gegen Mann ganz unfähig, überfallen Männer, Weiber, Kinder im Schlaf und erschlagen sie dann, lauern im Gebüsch und tödten ihren Feind mit dem Speer, ehe er sich noch vertheidigen kann, überfallen ein Weib, das nach Wasser geht oder greifen einen Kahn auf dem Wasser an, dessen

Besitzer weniger zahlreich und schwächer als die Angreifer sind. Dies sind die Kriegsthaten, welche ich am meisten preisen hörte, und die in diesem Theile Afrika's am öftersten vorkommen. Kein rohes ungebildetes Volk scheint wahrhaft brav zu sein; dies gilt wie von diesen Negern, so auch von den Indianern Nordamerika's; ja meine Vorstellungen von einem edlen Kampfe wußten diese Neger gar nicht einmal zu würdigen. Auch bei dieser Reise litten wir viel vom Regen, der mehrmals sündfluthartig herabstürzte. Hin und wieder sahen wir Fußtapfen von Elephanten, die Thiere aber selbst nicht. Endlich am 30. October gelangten wir über den Nunday matt und durchnäßt in die Behausung unsers gastfreundlichen Nbene, empfangen mit großer Freude mit Singen und Tanzen. Doch Nbene's Vorräthe waren nicht groß und der gute Mann schämte sich fast seiner Armuth, weshalb ich beschloß, ihm ohne Zeitverlust Lebewohl zu sagen, nachdem ich ihn für seine Beschwerden und die mir bewiesene Treue reich beschenkt hatte.

Nun machte ich mich nach den Ufern des Noyaflusses auf, den ich noch zu sehen wünschte. An den Ufern desselben legten wir uns, von angezündeten Feuern umgeben, schlafen, was sich auch gegen die Leoparden als nöthig erwies, da ihr Geschrei uns mehrmals im Schlafe störte.

Tags darauf sahen wir mehrere Spuren von Elephanten,

sie selbst aber entflohen eiligst, so wie sie uns kommen hörten. Wir sahen ferner eine große Wasserschlange von schwarzem Körper und in ihrer ganzen Länge mit glänzend gelben Ringen. Meine Leute waren darüber sehr erschrocken, weil, wie sie sagten, ihr Biß tödtlich sei, doch suchten sie dieselbe vergeblich mit ihren Speeren zu tödten, weil sie gut zu essen sei, sobald man ihr nur rechtzeitig den Kopf abschlage. Endlich kamen wir nach einem beschwerlichen Marsche durch den dichten oft sumpfigen Wald, in welchem wir über viele brückenlose Ströme auf zerbrechlichen Fahrzeugen übersetzen mußten, zu einer kleinen Bucht in der Noya. Auf zwei Kähnen, welche wir leer fanden, fuhren wir die Noya hinab, deren Ufer in diesem Theile mit frischem Grün bewachsen sind, ein lieblicher Contrast zu dem großen düstern Mangrovesümpfen, welche alle diese Flüsse in der Nähe der Seeküste umgeben. Hin und wieder erblickte man durch den Wald die kleinen Negerdörfer so ruhig und lieblich, daß ich für einen Augenblick die Gräuel der Zauberei, der Unmenschlichkeit, der Polygamie vergaß, welche in diesen friedlichen Gräbern herrschen. Nachmittag kamen wir zu dem Dorfe eines Häuptlings, der, ein Freund Nbene's, mir schon einen Boten entgegen geschickt hatte, mit der Bitte, bei ihm einzusprechen. Wir wurden mit sichtbaren Zeichen der Freundschaft empfangen und das herbeigeeilte Volk

äußerte seine Freude wie gewöhnlich durch Singen, Tanzen und Capriolen. Der Häuptling führte mich sogleich in seine Wohnung, allein viel Ruhe genoß ich nicht, da Alle nur begierig waren mich zu sehen. Ich war diesmal ihr Held; denn sie hatten von meinem Zuge zu den Fans gehört und prophezeit, daß ich unfehlbar von diesem wilden Volke, vor dem alle Stämme so große Scheu hegen, würde getödtet und gegessen werden. Nun ich aber in erwünschtem Wohlsein zurückkehrte, behaupteten sie, ich müßte nothwendig der glückliche Besitzer eines Fetisch von wunderbarer Kraft sein. Der König wünschte mir zu meiner Rückkehr Glück und frug, was mich bewogen hätte, diese Cannibalen und ihr Land zu besuchen. Als ich ihm darauf antwortete, dies sei geschehen, um mir fremde Thiere und Vögel zu schießen, da brach eine allgemeine Verwunderung aus und ich fürchte fast, daß ich an Zutrauen und Achtung bei den Hörern verlor, denn sie wollten kaum das glauben, was ihnen so thöricht erschien. Dennoch lud mich der Häuptling Wanga ein, so lange bei ihm zu verweilen, als es mir bei ihm gefallen würde. Am andern Morgen war mein erstes Geschäft, mir einen Ueberblick dieser Gegend zu verschaffen und gleichzeitig versuchte ich einige Vögel für meine Sammlung und einige Tauben zum Frühstück zu schießen. An dem schönen hellen Morgen bemerkte ich zuerst die rei-

zende Lage von Wangas Wohnung, welche zu erkennen mich am Abend vorher die Müdigkeit verhindert hatte. Sie liegt auf einem vielleicht hundertfunfzig Fuß hohen Vorsprunge des Noyaufers, von welchem man den Lauf des Flusses mehrere Meilen auf- und abwärts mit den Augen verfolgen kann. Gleich hinter der Wohnung befindet sich ein dichter Wald von großen alten Bäumen, deren mehrere sehr hoch und dick sind. Auch das Unterholz war ziemlich dicht und große Ranken zogen sich schlangenähnlich von Baum zu Baum. Unter diesen bemerkte ich die Kautschuckpflanze, welche in dieser Gegend sehr häufig wächst.

Die Neger sahen mir zu, als ich die getödteten Vögel studirte und konnten sich nicht genug wundern über das, was ihnen so thöricht schien. Ich hielt mich hier einige Tage auf, und wurde überall sehr freundlich und auch mit Neugier aufgenommen, denn man hatte hier noch nie zuvor einen weißen Mann gesehen und alle waren voll Staunens. Einige, die wißbegieriger waren, thaten an mich sonderbare Fragen über die Sitten und Gebräuche der Weißen. Als ich ihnen sagte, daß ein Mann in's Gefängniß gesetzt würde, der zwei Frauen hätte, schrien Männer und Frauen vor Verwunderung auf, schienen jedoch der Meinung, daß die Weißen in mancher Hinsicht doch glücklicher als sie seien. Da mir Wanga neue Führer zu-

gesagt hatte, wenn ich einige Tage bei ihm bleiben wollte, so sandte ich Nbene's Leute mit Dank zurück und rüstete mich zum Aufbruch mit den neuen Führern. So sehr ich auch wünschte meine Vorbereitungen zur Abreise in Ruhe und Stille zu treffen, so verzichtete ich der Liebe und Treuherzigkeit dieses Völkchens gegenüber doch gern darauf. Der König und das ganze Dorf, Männer und Frauen, über zweihundert Personen kamen, um mir Lebewohl zu sagen, indem ich Allen rings herum die Hände schüttelte. Das war aber auch das letzte Vergnügen, das ich einem Volke bereiten konnte, welches mich mit so vieler Güte aufgenommen hatte. Wohl warm fühlt es sich ums Herz, kommt man zu einem so einfachen afrikanischen Volke, wo man als Fremdling so gastfreundlich aufgenommen und mit solcher Liebe behandelt wird und mit Trauer erfüllt beim Abschied der Gedanke, dieses gute Volk aller Wahrscheinlichkeit nie wiederzusehen, das Gemüth.

Wir fuhren nun einige Meilen die Noya hinab, bei jeder Wendung von den Dorfbewohnern begrüßt; dann verließen wir die Kähne, ließen sie zurückfahren und gingen auf dem Lande weiter. Dieses war für einige Meilen sehr sumpfig und meine Leute hatten schwer an dem Gepäck zu tragen. Ich führte nämlich jetzt die ganzen Ergebnisse meiner Expedition mit mir und dies war keine leichte Last, selbst für

diese kräftigen gut gebauten Neger. Das Volk an der Noya ist ein schöner Menschenschlag von etwa mittler Größe, ziemlich verständigen Gesichtszügen und nicht zu schwarzer Hautfarbe. Sie scheinen in ihren Dörfern sehr glücklich zu leben, wenn sie gleich übrigens nicht von den Lastern und dem Aberglauben frei sind, welche den Afrikaner so oft herabwürdigen.

Viertes Kapitel.

Ezongo. — Der König Alapay. — Eine Jagd. — Die Bashikouay-Ameise. — Der Fluß Munda. — Vampyrhöhle. — Marsch durch einen Sumpf. — Der König Apuron.

Jetzt gelangten wir in ein höheres Land und die Landschaft nahm gewissermaßen die Schönheit, welche sie um Wanga's Wohnung hatte, wieder an, während wir auf dem festern Boden sicheren Fuß fassen konnten. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir einen Flecken Namens Ezongo, dessen Bewohner uns beim Erblicken des mannigfachen schweren Gepäcks freudig willkommen hießen, indem sie

unter demselben Handelsartikel vermutheten. Doch ihre Freude kühlte sich sehr ab, als sie die Wahrheit erfuhren. Der schurkische Häuptling von Ezongo, in der Meinung, daß ich doch großen Werth auf Dinge legen müßte, die ich so weit hergeholt habe, beschloß daher den größtmöglichsten Vortheil daraus zu ziehen. Aber so leicht mich ausplündern zu lassen, war ich doch nicht Willens und meine Mbichoführer waren klug genug, den König allein zu mir zu führen. Ich gab dem Schurken ein Kleid und ein altes Hemd und sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich sehr arm sei und nicht im Stande Alles zu zahlen, was sein Volk verlangte. In der That waren meine Vorräthe sehr geschmolzen, so daß mir kaum noch einige weiße Perlen, um meine Führer zu bezahlen, übrig geblieben waren. Es war mir daher sehr erwünscht, nun in das Gebiet eines Mannes zu kommen, der mich persönlich kannte und mir hoffentlich trauen würde. Zu diesem kam ich am Nachmittag und wurde mit großen Freudenbezeugungen aufgenommen. Mein alter Freund, der König Alapay, war erfreut mich zu sehen und bat mich, einige Tage bei ihm zu verweilen, eine Aufforderung, der ich unter den damaligen Verhältnissen gern entsprach und daher dankbar die Einladung annahm. Sein Dorf liegt auf einer von einem schönen Strome begrenzten Anhöhe, welche eine Aus-

sicht über die ganze Gegend umher gestattet, und in dieser reizenden Lage wohnt ein friedliches und gastfreundliches Volk. In einem Umkreise von wenigen Meilen liegt eine beträchtliche Anzahl von einander unabhängiger Mbicho-dörfern, deren Bewohner unter einander in der größten Harmonie leben und durch gegenseitige Verheirathungen so verschwägert sind, daß sie in der That nur eine große Familie zu bilden scheinen. Ich war ihnen allen sehr willkommen und verbrachte einige angenehme Tage mit Jagen, besonders mit der sogenannten Ashiga oder Netzjagd, wie sie bei den Bakalaistämmen üblich ist. Diese Netze bestehen aus Fasern von der Ananaspflanze sowie eines anderen Baumes, die zu starken Fäden ausgesponnen werden. Die Netze sind 60 bis 80 Fuß lang, 4 bis 5 Fuß hoch, und jedes Dorf besitzt deren mehrere. Da diese selten ausreichen, so verbinden sich mehrere Dörfer zu einer großen Jagd und theilen dann das gefangene Wild unter einander. Am ersten Tage, wo wir auszogen, hatten sich ungefähr sechs Dörfer mit ihren Netzen vereinigt, und wir zogen stillschweigend, um die Thiere nicht aufzuscheuchen, der Gegend zu. Auch die Hunde — denn solcher bedient man sich bei dieser Jagd — wurden still und dicht zusammengehalten. Endlich gelangten wir in den Bezirk, man begann die Netze auszuziehen und durch Schlingpflanzen und die un-

tern Baumzweige miteinander zu verbinden. Auf solche Art erhielten wir in kurzer Zeit eine Netzlinie im Halbkreis, die wenigstens eine halbe Meile lang; war. Nun wurden noch die Seiten bewacht, und wir übrigen waren bereit den Wald zu durchstreifen. Wir stellten uns ungefähr eine Meile von den Netzen auf, jeder ungefähr achtzig Fuß von von dem andern stehend, schritten dann allmälig mit Geschrei und Geräusch vor, indem wir zugleich unsere Gewehre bereit hielten, um Alles, was uns in den Weg käme, niederzustrecken. Obgleich der Bezirk schon häufig für die Netzjagd benutzt worden war und daher mehr abgenutzt, als das wildere Gehölz in der Nachbarschaft, so konnten wir doch nur Schritt für Schritt vorgehen, und jeder Eingeborne war außer mit seiner Flinte, noch mit der Machete, einer Art von einem schweren Säbel, bewaffnet, mit welcher er buchstäblich erst den Weg aushauen mußte, indem die Schlingpflanzen ein Netz bilden, durch welches nur die wilden Thiere der Wälder ohne Beschwerde schlüpfen. Beim weitern Vorschreiten rückten die Männer von den Flanken näher zusammen, schlossen allmälig die Beute ein und nun hörte man Schüsse. Ich hörte sie, konnte aber nichts sehen und hatte nur mein eigenes Gewehr bereit zu halten und zu wünschen, daß mich nicht etwa mein Nachbar aus Versehen schösse, denn auf der Jagd sind sie unbegreiflich sorglos.

Endlich kamen uns die Netze zu Gesicht, und wir hatten eine kleine Gazelle, ein niedliches und zierliches Thierchen, sowie einige andere kleinere vierfüßige Thiere gefangen. Eine größere Antilope war schon vor meiner Ankunft geschossen worden, und eine andere, die verfehlt wurde, war aus dem Netze entkommen. Nun wurden diese Netze wieder zusammengebracht und eine andere jagdreichere Stelle des Waldes aufgesucht.

Daß die Eingebornen schlechte Schützen waren, verwunderte mich keineswegs. So oft ich unter ihnen war, setzten sie meine Schüsse in Erstaunen. Diese Ueberlegenheit hatte nicht allein seinen Grund in der Vortrefflichkeit meiner Gewehre, sondern namentlich in der Qualität des Pulvers und in ihrer Unerfahrenheit ein Gewehr zu laden Der Neger denkt nur darauf, so viel Pulver als nur irgend möglich einzupfropfen und darauf so viel altes Eisen, als er mit einem Schusse abfeuern kann. Hätte ihr Pulver nur eine mittelmäßige Kraft, so würde es sie in Stücken zerreißen, aber die Händler an der Küste schwächen dasselbe durch Verfälschung, daß es fast alle Kraft verliert; und ich habe in der That gesehen, wie sie Eisenstücke verschiedener Gestalt in ein Gewehr gerammt haben, bis es auf wenige Zoll von der Mündung voll war. In Folge dessen ist der Rückstoß sehr heftig, und sie wagen daher nicht, das

Gewehr an die Schulter zu legen, feuern daher, ohne zu zielen, mehr auf gut Glück.

Wir gingen nach einer anderen Gegend des Waldes, etwa dreiviertel Stunden entfernt, wo wir unsere Netze von Neuem aufstellten. Hier waren wir vom Glücke mehr begünstigt, indem wir eine Anzahl Antilopen, Hirsche und einige kleinere Thiere fingen; dieses schien für den einen Tag genug, was mir auch sehr lieb war, da ich mich sehr ermüdet fühlte. Vor dem Aufbruche wurde noch das ganze gefangene Wild zur Ansicht zusammengelegt, wobei namentlich die kleinen, kaum einen Fuß hohen Wachtelhunde, welche beim Zusammentreiben der Thiere in die Netze so wesentlichen Beistand geleistet hatten, meine Aufmerksamkeit erregten. Jetzt standen sie umher, mit gierigen Blicken auf die Beute sehend. Oft gehen dergleichen Hunde für sich selbst auf die Jagd, und es ist nicht selten, daß ein halbes Dutzend derselben eine Antilope bis in die Nähe des Dorfes treiben und dort anschlagen, bis der Jäger kommt und die Beute tödtet. Bei der Heimkehr nach dem Dorfe wurde eine Antilope neuer Art für mich bei Seite gelegt, das Uebrige sogleich vertheilt. Da wir Alle sehr hungrig waren, wurde sofort mit dem Kochen begonnen. Ich gestehe, ich konnte die Zeit des Mahles kaum erwarten, das eines Kaisers Gaumen ergötzt haben würde. Es bestand aus

Pisang, auf mancherlei Art zubereitet, und zartem Wild-
pret in Limonsauce, theils geschmort, theils gebraten. Nur
Kaffee fehlte, denn der Meinige war schon mehrere Tage
ausgegangen.

Ich war froh, bald schlafen gehen zu können, kaum
aber war ich fest eingeschlafen, so wurde ich durch einen
wüthenden Angriff der Bashikouay-Ameisen aus dem Hause
getrieben. Sie hatten mich schon ganz bedeckt, als ich auf-
sprang, und ich war furchtbar zerbissen. Ich rann hinaus
auf die Straße und rief nach Hülfe. Die Bewohner ka-
men mit Lichtern herbei und ich war für jetzt von dieser
Plage befreit. Nun aber fand sich, daß das ganze Dorf
von der großen Armee, welche sich über uns ergossen hatte,
ohne Zweifel von dem Geruch der Speisen in den Häusern
angezogen, in Angriff genommen war. Alle Hände waren
bemüht sich zu vertheidigen, und nur durch Anzünden
kleiner Feuer gelang es uns, wenigstens unsere Personen
vor dem Angriffe zu schützen. Gegen Morgen, als das
Ungeziefer Alles aufgezehrt hatte, was es erlangen konnte,
ließ es uns in Frieden. Wie zu erwarten war, fand ich
auch meine Antilope vernichtet — buchstäblich aufgefressen.

Ueberhaupt finden sich in den Waldungen dieses Theils
von Afrika gewaltige Massen verschiedener Arten von Amei-
sen, von denen manche durch ihren giftigen Biß, ihre un-

gestüme Natur und Gefräßigkeit dem Menschen und selbst den Thieren des Waldes so furchtbar sind, daß man sie ungehindert ziehen läßt und sie wohl die Könige des Waldes genannt werden können. Die merkwürdigsten und gefürchtesten von allen sind die Bashikouay-Ameisen. Diese sind in dem ganzen von mir bereisten Strich Afrika's sehr häufig und sind die gefräßigsten Thiere, die ich je angetroffen. Sie sind der Schrecken aller lebenden Wesen, vom Leoparden bis zum kleinsten Insect hinab.

Ich glaube nicht, daß sie ein Nest oder eine Wohnung irgend einer Art bauen. Jedenfalls tragen sie nichts mit sich fort, sondern verzehren alle ihre Beute an Ort und Stelle. In einer langen regelmäßigen Linie, oft von mehrerer Meilen Länge, marschiren sie durch den Wald. Größere Ameisen befinden sich auf der ganzen Linie außerhalb der Reihe, sie dienen als Officiere, die in dieser sonderbaren Armee die Ordnung aufrecht erhalten. Kommen Sie zu einem Platze, wo sie keine Bäume finden, um sie gegen die Sonne, deren Strahlen sie nicht ertragen können, zu schützen, so bauen sie sofort unter der Erde Tunnels, durch welche die ganze Armee colonnenweise in den Wald auf die andere Seite zieht. Diese Tunnels sind vier oder fünf Fuß unter der Erde und werden nur während der Tageshitze oder während eines Gewitters benutzt.

Sind sie hungrig, so verbreitet sich die lange Kette in einer Linie durch den Wald und greift alles, was ihr begegnet, mit einer Wuth an, die ganz unwiderstehlich ist, und verschlingt es. Der Elephant und der Gorilla fliehen vor diesem Angriff. Die Eingebornen laufen davon, ihr Leben zu retten. Auf jedes Thier, das auf ihrer Marschroute lebt, wird Jagd gemacht. Sie scheinen nach Napoleons Tactik zu verfahren und concentriren mit großer Geschwindigkeit ihre stärksten Streitkräfte auf einen Punkt. In einer unglaublich kurzen Zeit ist die Maus, der Hund, oder der Leopard und das Wild überwältigt, getödtet, verzehrt, und es bleibt das bloße Skelett übrig. Vegetabilische Stoffe rühren sie nicht an.

Wenn sie unterwegs sind, flieht die Insectenwelt vor ihnen, und ich habe oft die Annäherung einer Bashikouay-Armee auf diese Weise angemeldet gefunden. Wohin sie kommen, machen sie reine Bahn, indem sie ihre Beute selbst bis in die Gipfel der höchsten Bäume verfolgen. Ihre Angriffsweise besteht in einem gewaltigen Sprung. Augenblicklich werden die furchtbaren Zangen eingeschlagen, die nur loslassen, wenn sich ein Stück ablöst. Einmal im Angriff, scheint dieses kleine Thier von einer Wuth ergriffen zu sein, welche es die eigene Sicherheit ganz außer Augen

setzen und nur die Vernichtung seiner Beute suchen läßt. Der Biß ist sehr schmerzhaft.

Die Schwarzen erzählen, daß in früheren Zeiten Verbrecher diesen Ameisen in den Weg gelegt wurden, als die grausamste Weise sie zu tödten.

Zwei sehr sonderbare Gewohnheiteu sind von ihnen noch zu erwähnen. Wenn sie auf ihrem Marsch einen schmalen Strom passiren müssen, so werfen sie sich hinüber und bilden einen Tunnel — einen lebendigen Tunnel — indem sie zwei Bäume oder hohe Büsche auf den beiden Ufern des kleinen Stromes verbinden. Dies geschieht sehr rasch und wird von einer großen Zahl von ihnen ausgeführt, indem jede mit ihren Vorderzangen sich an den Leib oder den Hinterkrallen der nächsten klammert. So bilden sie eine hohe sichere Röhrenbrücke, durch die die ganze zahlreiche Armee marschirt. Werden sie gestört, oder wird der Bogen durch irgend ein Thier gebrochen, so stürzen sie sich mit der größten Wuth auf den Uebelthäter.

Diesen Bashikouay ist ein sehr feiner Geruchssinn eigen, wie überhaupt allen Ameisen, die ich kenne, von dem sie sich auch ganz allein führen lassen. Sie sind größer als irgend welche Ameisen, die wir in Amerika haben, wenigstens einen halben Zoll lang und sind mit sehr mäch-

tigen Vorderbeinen und scharfen Rachen versehen. Sie sind roth oder dunkelbraun von Farbe. Ihre Zahl ist so ungeheuer, daß sie sich nicht abschätzen läßt, aber ich habe es gesehen, wie eine fortlaufende Linie an einem bestimmten Punkt in raschem Schritt zwölf Stunden vorüberzog.

Es giebt noch eine zweite Art der Bashikouay-Ameise, die sich in den Gebirgen südlich vom Aequator findet. Sie ist von bedeutender Größe; der Leib grünlich weiß von Farbe; der Kopf von einem röthlichen Schwarz. Ihre Klauen sind sehr stark und sie vermögen ein Stück Fleisch auf einmal herauszureißen. Es ist daher ein furchtbares Thier, aber glücklicherweise sind seine Bewegungen nicht so rasch wie die der ersteren Art; sie marschirt nicht in so gewaltigen Armeen und wirft sich auch nicht mit so unwiderstehlicher Wuth auf ihre Beute. In ihren Bewegungen ist sie fast träge. Sie greifen weder Dörfer an, noch verfolgen sie ihre Beute auf die Bäume; auch sind sie nicht so gefräßig; sonst würden sie aber auch alle lebenden Wesen aus einem Lande vertilgen, da sie unter den Ameisen das sind, was die Hayfische unter den Seethieren.

Die Gegend um Alapay's Dorf umher ist mit Hügeln bedeckt, von denen einige den Namen Bergspitzen verdienten. Ueberall war das Land mit dichtem Gehölz bewachsen und die rothe Farbe des Erdreichs, sowie der überall vorhandene

eisenhaltige Quarz deutet auf Reichthum an Eisen hin. Die Flußufer, sowie die Seitenabfälle der Berge bestanden aus einem schwarzen Gestein, das regelmäßig geschichtet war; die Proben aber, welche ich hiervon gesammelt hatte, sind mir leider auf der Weiterreise verloren gegangen.

Die Neger dieser Gegend unterscheiden sich wenig von den Stämmen an der Küste, mit denen ich den Leser schon bekannt gemacht habe, nur sind sie womöglich noch unreinlicher. Nichts ist ekelhafter, als der Putz eines dieser Mbichoburschen, ausgenommen der seiner Frau. Die Frauen überziehen sich mit Oel und rother Erde noch dicker als ihre Männer; wenn sie daher, wie ihre Männer, in meine Hütte krochen, um dem Ausstopfen der Vögel zuzusehen, so mußte ich diese wegen des unerträglichen Geruchs, den sie verbreiteten, doch bald verlassen. Dabei sind sie jedoch herzensgut und, trotz aller Versuchung zum Stehlen, ist doch die bloße Thatsache, daß ich, ein fremder und weißer Mann, den man doch als den Besitzer großen Reichthums annahm, durch alle diese Stämme hindurch reisen konnte, ohne von ihnen belästigt zu werden, ein hinreichender Beweis, daß die Schwarzen in diesem Theile Afrika's kein so demoralisirter Menschenschlag sind, als allgemein angenommen wird.

Ich bemerkte in diesem Dorfe eine Sitte oder einen Aberglauben, den ich bei allen von mir besuchten Stämmen

antraf, dessen Grund jedoch mir anzugeben ich Niemanden bewegen konnte. In der ersten Nacht des Neumonds hält sich Alles ganz still, keiner spricht anders als halblaut; gegen Abend kam der König Alapay aus seinem Hause und tanzte die Straße entlang, Gesicht und Leib überall mit weißen, rothen und schwarzen Flecken bemalt, so daß er auf mich bei dem düstern Mondschein einen entschieden unheimlichen Eindruck machte. Als ich ihn nach der Ursache fragte, zeigte er nur, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Monde. Aehnliches hatte ich schon bei andern Stämmen bemerkt, habe aber es nie erlangen können, daß mir Jemand die Bedeutung dieser sonderbaren Gebräuche angegeben hätte, und ich nehme sogar an, daß sie den gewöhnlichen Leuten selbst fremd ist.

Nach einem Aufenthalte von einer Woche bei Alapay beschloß ich weiter zu reisen und bat den König um Leute zum Tragen meines Gepäcks, das schon bei meiner Ankunft nicht unbedeutend, jetzt noch einen Zuwachs von Säugethieren und Vögeln erhalten hatte. Der Tag der Abreise wurde festgesetzt und der König entschloß sich, zu meiner großen Freude, mich selbst zu begleiten. Die armen Dorfbewohner kamen in Schaaren herbei und drangen in mich, länger bei ihnen zu verweilen; am Morgen der Abreise gab ich jedem einige Blätter Tabak und dann schüttelte ich

Allen nach Landessitte zum Abschiede rings herum die Hände. Unter Abfeuern von Gewehren und dem Geschrei der Leute, von denen einige bis zu Thränen gerührt waren, brachen wir endlich auf. Die Empfindungen der Afrikaner sind leicht aufgeregt und dieses Volk hatte mir sehr große Theilnahme bewiesen.

Unser Pfad führte uns durch einen ungeheueren Wald, so düster, daß selbst um Mittag die Sonne nicht durchzudringen vermochte. Alles war still bis etwa auf das Geschrei eines Papageis oder eines Affen. Andere Thiere sahen wir nicht, obgleich sich viele Spuren von Elephanten zeigten und der Leopard in diesen Wäldern nicht unbekannt ist. Merkwürdig ist, daß man das Nilpferd in der Gegend zwischen dem Gaboon und dem Munda nicht findet, während es doch südlicher in allen Seen und Flüssen, besonders in den Flüssen Nazareth und denen am Cap Lopez, häufig vorkommt. Ebenso findet es sich auch im Norden des Aequators wieder, so daß es eigentlich nur ein schmaler Landstrich oder Gürtel ist, den diese Thiere vermeiden. Ebendasselbe gilt von dem Strauß. Während der Elephant in diesem schmalen Gürtel wohl eine Abart sein muß, nach dem Elfenbein zu urtheilen, welches diejenige besondere und geschätzte Eigenschaft besitzt, beim ersten Anschneiden eher grünlich als weiß zu erscheinen, gedrechselt

aber weiß bleibt und nicht wieder gelb wird, wie das gewöhnliche Elfenbein. Das edelste Elfenbein der Küste kommt von dieser Gegend unter dem Aequator her. Ich habe einen Zahn gesehen, der hundertzehn Pfund wog, doch war dies außergewöhnlich; die meisten wiegen zwanzig bis funfzig Pfund und sehen von Außen kaffeebraun aus; mitunter schwarz wie Kohle.

Alapay's Hauptfrau bereitete mir am Tage vor der Abreise ein Iguma, welches nebst etwas Fisch und Pisang mich vor dem Hunger schützte, da wir auf dem Wege andere Dörfer nicht betraten. Das Iguma ist ein brotähnliches Gebäck, daß durch Zerstoßen der Cassavawurzel bereitet und gebacken und dann sehr hart und fest wird, so daß es sich als Proviant zur Reise vorzüglich eignet.

Nachmittag, kurz nachdem wir unser Mahl von Iguma und getrocknetem Fisch gegessen hatten, kamen wir in ein Dorf der Mbicho's, aus dem alle Bewohner uns entgegen zogen, um mich weißen Mann zu sehen, den ersten, der ihr Dorf betrat. Ich war dieser wilden Race offenbar ein fremdes Ungeheuer. Einige Stunden, nachdem wir das Dorf verlassen hatten, gelangten wir auf eine Hochfläche, die mit kolossalen Granitblöcken in jeder Richtung übersäet war, mehrere zwischen dreißig bis vierzig Fuß hoch und über hundert Fuß lang. Dies war, wie ich glaube, die höchste Stelle

zwischen dem Munda und Muni und ich würde von derselben wahrscheinlich das Meer erblickt haben, hätten nicht die Bäume mir die Aussicht benommen. Neben einer der größten Granitmassen fand ich eine weite Höhle, die wohl von den Bewohnern zuweilen als Aufenthalt benutzt wird, und da sie viel Sonnenlicht einläßt, sehr bequem ist. In der That sah ich mehrfache Reste von angezündeten Feuern in der Höhle, freilich auch Spuren von Leoparden und andern reißenden Thieren, weshalb ich vorzog, außerhalb der Höhle zu schlafen. Nicht weit von dieser Höhle machte mich Alapay auf eine reizende Landschaft mit einen schönen Wasserfall inmitten derselben aufmerksam. Ein Strom, den wir bisher noch nicht bemerkt hatten, schlängelte sich über die Hochfläche herab und stürzte dann über große Granitblöcke, die sich seinem Laufe widersetzten, fünfzig Fuß in den tiefen Grund hinab. Ich setzte mich hier einige Zeit nieder und letzte meine Augen an dem Anblicke dieses klaren, reinen, hervorsprudelnden Wassers, um so mehr, je länger ich durch die Einförmigkeit der innern Wälder ermüdet war. Dann fühlte ich mich versucht, den Boden dieses Kessels zu untersuchen. Mit einiger Schwierigkeit kletterten wir bis unter den Fall hinab, wo sich mir die Mündung einer Höhle zeigte. In diese traten wir mit einige Fackeln. Mit dem Gewehr in der Hand und von

zwei Männern begleitet, trat ich ein, ohne durch Nässe belästigt zu werden. Hier, wo wahrscheinlich noch kein Mensch vorher gestanden hatte, erregten wir das Erstaunen einer großen Menge von Vampyren, die rings um unsere Lichter flatternd, uns in jedem Moment in Finsterniß zu versetzen bedrohten, während die Bewegung ihrer Flügel die Höhle mit einem donnerartigen Getöse erfüllte. Als wir etwa dreihundert Fuß vom Eingange vorgeschritten waren, trafen wir einen Strom oder eine Wasserlache, welche sich quer über den Boden erstreckend uns den Weg versperrte. Meine Begleiter, welche schon mit Widerstreben mir so weit gefolgt waren, drangen nun auf meine Umkehr und baten mich, ja nicht in oder über das Wasser zu gehen, in welchem alle Arten von wilden Thieren, besonders Schlangen, auf uns lauerten. Bei der Erwähnung von Schlangen stutzte ich, denn vor Schlangen gestehe ich eine große Furcht zu haben, zumal im Finstern oder in abgeschlossenen Oertern, wo eine Schlange leicht einen Vortheil vor dem Menschen hat. Beim Blick in die Finsterniß glaubte ich zwei glänzende Augen zu sehen, die uns wild anglotzten. Ohne an die Folgen zu denken, nahm ich mein Gewehr auf und feuerte auf den glänzenden Gegenstand; der Widerhall betäubte uns einen Augenblick. Dann kam eine verdoppelte Masse der großen häßlichen Fledermäuse und es schien mir, als

wenn Millionen dieser Thiere aus allen Winkeln dieser Finsterniß auf uns zuschössen; augenblicklich waren unsere Fackeln verlöscht und im panischen Schrecken suchten wir Alle den Eingang der Höhle zu erreichen — ich mit Gesichtern von wüthenden Schlangen gepeitscht. Alle waren wir froh, noch einmal das Tageslicht wiederzusehen und nimmer hätte ich wohl meine Leute überredet, sich noch einmal in diese Finsterniß zu wagen.

So häßlich es aber im Innern der Höhle gewesen war, um so reizender erschien mir der Anblick außer derselben. Lange stand ich im Anblick einer der schönsten Landschaften versunken, die ich in Afrika sah, vor mir der kleine Strom, dessen Fall über die Felsen den ganzen Wald mit einem lieblichen Rauschen erfüllte dann zwischen steilen Ufern fortlief, die ihn bald verbargen, bald sehen ließen. Weiter konnten wir seinen Lauf im Thale gleich einem Silberstreifen mit den Augen folgen, bis er sich in einem dichteren Waldtheile unserm Anblicke entzog. Das Thal selbst war eine anmuthig bewachsene Fläche, deren Ruhe, wie es schien, des Menschen Hand noch nie gestört hatte und aus welcher der Gesang von Vögeln und das Summen der Insekten im lieblichen Gemisch zu unsern Ohren drang.

Doch ich konnte nicht länger zaudern, denn mir lag

daran, noch vor Anbruch der Finsterniß die Küste zu erreichen. Dies ward uns besonders durch die große Menge von Schlingpflanzen und Sträuchern, so wie durch die Menge kleiner Bäche, welche von der Anhöhe hinab zu dem großen Ocean sich hinschlängelten, erschwert.

Die Elephanten lieben, wie ich annehmen muß, das Wasser sehr, denn überall fanden wir Spuren dieser Thiere, daher meine Leute sehr vorsichtig fortschritten, jeden Augenblick erwartend, sich einer Heerde gegenüber zu sehen; allein die Elephanten sind in dieser Gegend, wo sie des Elfenbeins wegen sehr gejagt werden, scheu und nehmen sich vor ihrem Feinde, dem Menschen, sehr in Acht.

Endlich wurde die Gegend ganz flach, die Elephantenspuren hörten auf und wir kamen in einen Mangrovesumpf. Es war mir als käme ich zu alten Bekannten aber auch zu Feinden, denn diese Sümpfe erinnerten mich an die Moskitos und an die Sumpffieber. Wir standen jetzt noch einmal an den Ufern des kleinen Stroms, dessen klares und durchsichtiges Wasser uns in der oberen Landschaft so angenehm erschien und dessen dort schmales Bett jetzt seine Gewässer über einen eine Meile breiten Sumpf ausbreitete, das moorige Wasser von Mangroven bewachsen, deren abentheuerliche Wurzeln gleich kriechenden Schlangen den Sumpf überwucherten.

Es war Hochwasser und ein Kahn nicht zu finden. So durch die Mangroves zu schlüpfen, von den Moskitos verfolgt, das war freilich keine verlockende Aussicht, allein was blieb uns übrig? Meine Leute wurden davon nicht beunruhigt und so kletterten wir auf den Wurzeln, die oft mehrere Fuß von einander abstanden über die Wasserfläche. Meinen Leuten, die gleich Affen klettern, wurde dies nicht schwer, desto mehr mir, und ich sah jeden Augenblick, wie ich in den Morast fallen und vielleicht von einem verborgenen Raubthier angefallen würde, das ich durch meinen Fall aufstörte. Ich zog daher meine Stiefeln aus, deren dicke Sohlen mich im Fortkommen hinderten. Dann gab ich mein ganzes Gepäck und Gewehre meinen Leuten und setzte so erleichtert den Marsch fort, wie hoffentlich nie wieder. Nachdem wir so eine Stunde lang fortgehüpft und gesprungen waren, platschte auf einmal ein Mann hinter mir in den Morast, indem er mit erschrockener Stimme ausrief: „Omemba". Omemba aber bedeutet eine Schlange. Der arme Kerl hatte mit seiner Hand auf eine große schwarze Schlange gegriffen, und da er etwas kaltes, schleimiges fühlte, losgelassen und war hinabgestürzt. Sogleich rannten Alle noch rascher und machten alle Art von Geschrei um die Schlange abzuschrecken. Das erschrockene Thier schlängelte sich auf einen Baum und sah uns von

den Zweigen desselben mit seinen boshaften Blicken nach. Mehrere meiner Leute fielen vor Schreck in's Wasser und auch mir wäre es fast so ergangen, denn meine Füße waren mir wie abgeschnitten; endlich waren wir gerettet und ich athmete etwas freier, da wir nach einer kurzen Entfernung von dem Sumpfe das Dorf eines meiner alten Freunde, des Königs Apuron liegen sahen. Er kam mir entgegen; und unter Abfeuern von Gewehren und dem üblichen afrikanischen Willkommen mit Geschrei und Tanz betraten wir das Dorf. Hier begannen Alapay und Apuron die Vorstellungsfeierlichkeit. Jener gab einen kurzen Bericht meiner mannigfachen Abentheuer in seinem Dorfe und dieser hörte mit offenbarer Theilnahme zu, indem er oft vor Verwunderung ausrief: „ich kann nicht begreifen, wie unser weißer Mann in Eure Waldgegend gekommen ist, und nun wieder hierher kommt." Während dieser Unterredung ging ich vor das Dorf und that einen weiten Blick, denn vor mir lag noch einmal der Ocean mit der Coriscobay. Wie oft hatte ich mich hierher zurückgesehnt und wie fühlte ich mich von Dank erfüllt gegen Gott, der mich bisher erhalten und mich noch einmal den Ocean schauen ließ.

Fünftes Kapitel.

Reise auf dem Mundafluß. — Mangrovesümpfe. — Aufenthalt bei den Mbicho's. — Rothholzhandel. — Angriff von Ameisen. — Missionär-Station. — Ein gefoltertes Weib. — Büffeljagd. — Kampf eines Büffels mit einem Leoparden. — Vögel.

Es war jetzt gegen Ende Oktober und die Regenzeit hatte begonnen. Ich beschloß nach einiger Ueberlegung dem Munda stromaufwärts zu fahren, in der Hoffnung, von da quer über das Land einen Weg nach dem Gaboon einschlagen zu können und auf diesem nach meinem Hauptquartier zurück zn kehren, daher sandte ich meine Sammlungen nach Corisco und erhielt von da einen Vorrath von Waaren, hinlänglich für meine Fahrt dem Munda hinauf. Zu den Vorbereitungen zu dieser Reise, zum Einpacken, zum Miethen von Leuten und eines Bootes mit Zubehör bedurfte ich allein schon zehn Tage, doch Zeit hat

für den Afrikaner keinen Werth. Obgleich mit gutem Winde erreichten wir doch die Mündung des Munda erst spät am Nachmittag (30. October). Die Fluth kam uns entgegen und da der Wind still, war unser Fortschreiten nur ein langsames; doch benutzte ich diese Gelegenheit, um mehrere Vögel zu schießen, welche der Ueberfluß an Fischen hierher gelockt hatte. Die Küste, die Sumpfinseln und das Wasser rings umher waren dicht mit Vögeln bedeckt. Hier schwamm majestätisch eine Schaar Pelikan's, dort eine lange Reihe von Flamingo's auf der Sumpfküste, ähnlich einem feuerrothen Streifen und überall Kraniche, Reiher, verschiedene Arten von Möven, während ein Baum an der Küste mit einer Schaar der schönen gelbschnäbligen Reiher (Egretta flavirostris) bedeckt war, deren ganz weißes Gefieder von fern wie Schnee aussah.

Gegen Abend kehrte ich in einem Shekiani-Dorf ein, dessen König mir aus früheren Zeiten bekannt war und von dem ich erwartete, er werde mir weiter helfen. Dieses Dorf lag auf einer der beiden Anhöhen an den Ufern des Munda. Dieser Fluß, durchaus von niedrigen Ufern eingefaßt, ist ein fortgesetzter Mangrovesumpf und zur Ebbezeit fast trocken. Doch wird er zu Zeiten von den Shekianis beschifft, welche auf demselben Kautschuck und Roth-

holz, jährlich mehrere tausend Tonnen, auch etwas Bienenwachs, Ebenholz und Elfenbein den Weißen zuführen.

Am 5. November fuhr ich den Strom weiter hinauf und fand einen ausgedehnten Mangrovesumpf, in welchem nirgends Dörfer zu sehen waren, indem diese meistens entfernt vom Hauptstrome an kleinen Buchten liegen, die zur Ebbezeit trocken gelegt, schwer zugänglich sind. Aus diesen düstern Mangrovewäldern verbreitete sich ein übler Geruch, der nicht nur unangenehm, sondern auch der Gesundheit höchst nachtheilig ist. Rechnen wir nun die beständige Gefahr, mit dem Kahne auf einer Sumpfbank sitzen zu bleiben und den beständigen Staubregen, welchen wir täglich hatten, hinzu, so wird man sich wohl unsere Reise nicht angenehm denken können.

Gegen Sonnenuntergang kamen wir zu einem Dorfe der Mbicho's, welche einen Dialekt der Shekiani sprechen, denen ich mich also verständlich machen konnte. Hier brachte ich die Nacht zu, fand aber am Morgen, daß meine Leute sich mit dem Kahne fortgemacht, glücklicherweise mir jedoch meine Güter gelassen hatten. Ich hatte sie im Voraus bezahlt und man erzählte mir, sie hätten sich vor der Reise durch ein ihnen feindliches Dorf gefürchtet.

Die Mbicho's übrigens freuten sich, mich nun unter sich zu sehen und beschlossen, meine Gegenwart möglichst

zu benutzen, daher suchte ich den König heimlich für mich zu stimmen und durch Geschenke zu gewinnen. Er sagte seinem Volke, ich wäre sein theuerster Freund und bedürfte Menschen und ein Boot. Nach vielen Hin- und Herreden erlangte ich endlich vier Mann, jeden um zehn Ellen Leinwand, doch nicht auf heute, sondern auf morgen, denn „morgen" ist das Lieblingswort des Afrikaners.

Während dessen erfuhr ich, daß weiter hinauf mehrere Weißen lebten und erkannte bald aus ihren Gesprächen, daß dieses die Missionaire sein müssen welche zu besuchen ich mir vorgenommen hatte. Wir machten uns daher zufolge des Vertrages am nächsten Morgen auf, diesmal in einem sehr kleinen Kahne, fast ohne alle Gemächlichkeit und befanden uns bald wieder zwischen Mangrovesümpfen; die Zweige dieser Bäume, welche zur Fluthzeit in's Wasser tauchen, waren jetzt bei der Ebbe außerhalb desselben und gewährten durch ihren dicken Ueberzug von Muschelschaalen einen sonderbaren Anblick.

Die Ausdünstungen der Sümpfe und die Heftigkeit der Sonnenstrahlen verursachten mir heftiges Kopfweh, welches erst dann verschwand, als die Landschaft plötzlich ein lieblicheres Ansehen gewann. Etwa sieben Meilen von der Mündung des Munda hört die Fluth auf und die Sümpfe verschwinden. Bei einer Wendung des Flusses

fanden wir uns in ein anderes Land versetzt. Die Mangroves hatten ihr Ende erreicht und zwischen bestimmteren und höheren Ufern rollte der Fluß lebendiger dahin. Palmen und andere größere Bäume, wie sie im afrikanischen Oberlande heimisch sind, bildeten über dem Bette des Stromes ein Dach, unter welchem wir unbelästigt von den brennenden Sonnenstrahlen dahin segelten. Jetzt kamen wir zu einer kleinen Bucht und fanden, als wir dieselbe hinauf fuhren, einen schmalen Pfad, welcher mich nach der Ikoibucht leiten konnte, wo meine Freunde, die Missionaire, leben.

Der Munda ist ein sehr übelberüchtigter und ungesunder Fluß, ein großer Sumpf, für Menschen fast nutzlos. Zweimal des Tages mußte ich bei der Schifffahrt auf demselben China nehmen, und die wenigen Eingebornen, welche an den Ufern dieses Flusses leben, sind ein armer, kränklicher und schwächlicher Menschenschlag. Doch hinter diesem Sumpfe ist das Land höher und erzeugt im Ueberfluß die Bäume, von denen das Rothholz kommt. Die Wilden schneiden jährlich große Massen desselben aus, daher es hier, wie am Muni und Gaboon in Abnahme ist. Wir reisten längs eines Pfades bis es finster ward und wir auf ein Bakalaidorf stießen. Die Leute baten mich hier zu bleiben, doch unter so verdächtigen Bewegungen, daß ich mich veranlaßt fühlte, weiter zu gehen. Wir zün-

deten Fackeln an und ich ließ einen Mann vor mir und einen hinter mir gehen, mir den Weg zu erleuchten. In diesem Dorf sahe ich auch sonderbarerweise einen Albino mit ganz weißem Angesicht und Kopfhaar wie Flachs.

Wir waren noch nicht weit mit unsern Fackeln gegangen, als ich das Unglück hatte, auf eine Schaar von Bashikuay-Ameisen zu treffen. Augenblicklich von ihnen bedeckt, schrie ich um Hülfe, welche mir auch meine Begleiter leisteten; doch litt ich noch einige Minuten schmerzhafte Qual und mußte meine Kleider ausziehen, aussäubern und dann wieder anziehen. Meine Kleider waren außerdem ganz von Dornen zerrissen und ich dachte bei mir, wie viel besser es doch gewesen wäre, in Gesellschaft der Bakalai-Schurken zu bleiben, als eine solche Parthie zur Nachtzeit durch einen Wald zu machen. Endlich gelangten wir in das Dorf, wo die Einwohner bei unserer Ankunft noch rings um die Feuer lagen. Man zeigte mir das Haus der Missionaire und ich erkannte zu meiner Freude, in den beiden jetzt hier wohnenden Herren Best und Pierce, alte Freunde von mir, welche jetzt die Stelle meines Freundes Preston und seiner guten Frau ausfüllten. Hier fand ich eine gute Aufnahme und ein Bett zum Schlafen, welches mir Gelegenheit gab, meine ermatteten Glieder zu stärken.

Diese Missionaire hatten schon mehrere Jahre unter

den Bakalai's am Ikoi gewirkt, kannten deren Sprache und unterrichteten deren Kinder in der heiligen Schrift und andern Kenntnissen mit gutem Erfolg, wie ich mich selbst davon überzeugte. Das Volk hier beschäftigt sich besonders mit dem Handel und verschifft viel Rothholz den Ikoi hinab zum Gaboon oder auch zum Munda. Rothholz ist, wie schon gesagt, ein rothes Färbeholz, der Stamm eines Baumes, welchen die Eingebornen den Egobaum nennen. Es ist ein großer, schlanker, zierlicher Baum, der sich nach oben viel verzweigt, kleine, glänzend grüne Blätter hat und eine weiche, rothgefärbte Rinde. In den Wäldern dieses Theiles Afrika's wächst er so reichlich, daß man den Vorrath an demselben in der That unerschöpflich nennen kann und nur die Mühe, ihn zu Markte zu bringen, macht ihn etwas kostbar. Obgleich die Eingebornen hier gute Handelsleute sind, so haben sie doch keine Idee davon, einen Vorrath auf Nachfrage von ihren Erzeugnissen anzulegen, weshalb die Handelsschiffe so lange an der Küste zurückgehalten werden. Sobald ein solches ankommt, so verbreitet sich sogleich die Nachricht über die ganze Gegend und Alles geräth in große Aufregung. Jeder Einzelne geht sogleich nach dem Walde und sucht sich seinen Baum aus, welchen er fällt und in Stücken von drei Fuß Länge, jedes von funfzehn bis zwanzig Pfund, zerschneidet. Alles wird nun

auf dem Rücken nach der Küste hinabgetragen. Auch der Kautschuck ist ein reichlicher Ausfuhrartikel. Dieser Stoff wird von einer Ranke, welche die Eingebornen Dambo nennen und nicht von einem Baume gewonnen. Diese Rebe ist ungewöhnlich lang, hat merkwürdig wenig Blätter und zwar nur am Ende. Die Blätter sind breit, dunkelgrün und lanzetförmig, die Rinde rauh und bräunlich. Eine große Rebe hat an der Basis oft fünf Zoll im Durchmesser. Um das Beste im Kautschuck zu gewinnen, muß man die Milch von dem Einschnitte in die Rinde nehmen, ohne das Holz selbst zu verletzen, weil der Saft des letzteren, wenn er sich mit der Milch vermischt, dieselbe verdirbt. Die immer steigende Nachfrage nach dieser Waare hat die Eingebornen verführt, sie mit dem milchichem Safte anderer Bäume und Ranken, welche sich in diesen Wäldern finden, zu verfälschen. Dies hat dem Handel merklich geschadet, wird aber doch wahrscheinlich die gute Folge haben, daß die schätzbare Ranke in dieser Gegend vor gänzlicher Ausrottung geschützt bleibt. Vor mehreren Jahren stockte dieser Handel ganz, kürzlich aber haben ihn die Franzosen wieder aufgenommen und im Jahre 1859 ward auch ein amerikanisches Schiff von Newyork hierher gesandt.

Die Kautschuckrebe wächst auf niedrigem wie auf hohem Boden, doch am reichlichsten in den Thälern und Nieder-

rungen am Muni und den übrigen Flüssen; doch hält man die Milch von den Reben auf den Hochländern für besser. Es ist interessant, einen Trupp von Eingebornen mit dem Einsammeln beschäftigt zu sehen. Ich begleitete einst eine solche Gesellschaft am Benihofluß, die Kautschuck sammelten, während ich auf die Jagd ging. Schon mehrere Tage vorher hatten die Weiber sich damit beschäftigt, die Nahrung zuzubereiten und ihre Hauptspeise, den gekochten Maniok, zu räuchern. Während dessen rüsteten sich die Männer gegen die Angriffe der wilden Thiere durch Poliren ihrer Speere und Gewehre und durch Schärfen ihrer Messer und Schwerter; die hölzernen Gefäße, in welchen der kostbare Saft gesammelt werden sollte, wurden sorgfältig zusammengestellt und zum Tragen vorbereitet, während andere die hölzernen Formen zurichteten, in welchen der Saft erstarren sollte. Es war eine anmuthige Scene von Fleiß und Anregung, und man sah in den Blicken aller Neger die Hoffnung auf ein gutes Glück.

Allein diese unschuldige Freude wurde mir am folgenden Morgen sehr getrübt, indem ich zufällig auf einen Zug von Wildheit stieß, welcher das Blut eines gebildeten Menschen erstarren macht, wenn er auch von den Negern gleichgültig betrachtet wird. Während ich in dem Gehölze jagte und auf einem Baume in einiger Entfernung ein Paar

von den schönen, grünen Tauben (Treron nudirostris), die ich mir schon längst für meine Sammlung gewünscht hatte, sitzen sah, drang ich durch das Gebüsch bis zum Fuß des Baumes vor. Hier bot sich meinen Augen ein empörendes Bild der Rohheit dar. Es war der Körper eines offenbar jungen Weibes mit vormals schönen Zügen. Sie war hier auf irgend eine höllische Beschuldigung von Zauberei angebunden und gefoltert worden. Die Folter bestand darin, daß ihr am ganzen Leibe das Fleisch aufgerissen und in die Wunden rother Pfeffer gerieben war. Dann wird der Körper verlassen, bis in Folge von Schwäche und Hunger der Tod erfolgt. Solche Scenen kommen in allen Gegenden des heidnischen Afrika's unaufhörlich vor, und werden nicht eher aufhören, bis das Christenthum sein Licht über die heidnischen Gräuel verbreitet hat, worüber, fürchte ich, noch viele Jahre vergehen werden. Trübe gestimmt über diesen Anblick zog ich mit den Negern aus, deren lustigen Gesänge in meinen Ohren gräßlich klangen; da ich nicht begreifen konnte, wie Menschen, nachdem sie ein solches Verbrechen begangen haben, noch singen und lachen können.

Die ausziehende Gesellschaft war heitern Muthes. Die Weiber trugen auf ihren Rücken die Kochgeräthe und die andern Bedürfnisse zur Reise, die Männer nur ihre Waffen. So reisten wir den ganzen Tag und einen Theil des

zweiten, ehe wir das Gebiet erreichten, in welchem die Kautschuckrebe häufig wächst, und die Gesellschaft sich zerstreute, um die Gegend zu erforschen. Nach Verlauf zweier Stunden kehrten die Männer sehr zufrieden zurück, indem sie den Reichthum an Reben sehr groß erscheinen ließen — sie übertreiben in Allem — aber Alle waren einverstanden, daß wir hier, wo wir uns eben befanden, das Lager aufschlagen müßten. Sogleich machten sich Männer und Weiber auf, um Blätter zu Hütten für uns einzusammeln, was bei der jetzt herrschenden Regenzeit sehr nöthig war. Auch zu dem Lager wurden Zweige und Blätter gesammelt und ein großes Feuer angezündet, um uns gegen das Eindringen der Leoparden zu schützen, welche in diesen Wäldern sehr häufig vorkommen. Um dieses Lagerfeuer herum schliefen wir mit den Gewehren im Arm zum Widerstand gegen einen möglichen Angriff wilder Thiere.

Am folgenden Morgen nahm jeder Mann seine Familie und schlug seinen unabhängigen Weg ein, denn von einem gemeinschaftlichen Arbeiten haben diese Neger keinen Begriff. Obgleich sie in großer Gesellschaft ausziehen, so geschieht dies doch nur, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen. An Ort und Stelle angekommen, arbeitet jede Familie für sich, beutet seine eigenen Reben aus und bringt die Früchte seiner Mühen für sich in Sicherheit. So ge-

schieht es, daß der eine glücklich, der andere unglücklich ist, woraus sich Zwiste, Beschuldigungen von Diebstahl, nicht selten Kämpfe entspinnen, in denen gewöhnlich der Schwächere unterliegen muß. Die Scene ist also keinesweges so ländlich, als sie sein könnte. Die Neger ziehen täglich aus und kehren des Nachts heim, jeder mit den kleinen Milchnäpfen, welche er des Tages über gefüllt hat. Die Milch wird nun in hölzerne Gefäße gegossen, in welchen sie gerinnen kann. Dann lagern sich Alle um das Feuer und erzählen sich mit vieler Geschwätzigkeit die Begebenheiten des Tages.

An diesem ersten Tage schoß ich einen Niaré oder wilden Büffel (Bos brachicheros), ein von den Einwohnern sehr gefürchtetes Thier. Ich hatte einen derselben gut auf das Korn genommen, allein meine Kugel traf eine Rebe auf ihrem Wege und wurde dadurch abgelenkt, so daß sie, statt die Bestie zwischen den Augen zu treffen, sie nur am Körper verwundete. Wüthend wandte das Thier sich um und stürzte auf mich zu. Ich hatte nur einen Augenblick zur Ueberlegung und mußte mich zur Flucht entschließen, doch unglücklicherweise verschlang sich mein Fuß in eine dichte Rebe und ich war ein Gefangener. Der Stier stürzte auf mich mit gesenktem Kopf und flammenden Augen zu, indem er die sich ihm entgegensetzenden Reben bei Seite

warf. So entmuthigt ich vorher gewesen war, so sehr fühlte ich doch jetzt, wo ich meinem Feinde gegenüber stand, meine Nerven gestärkt. Alles hing jetzt von einen gut gezielten Schuß ab, ich wartete noch, bis er ungefähr funfzehn Schritt von mir war, und feuerte dann auf seinen Kopf. Er gab ein lautes Gebrüll von sich und taumelte dann, Gott sei Dank, vor meine Füße, ein todtes Stück Fleisch.

Jagd nach wilden Ebern war meine tägliche Unterhaltung und mittelst derselben versorgte ich das ganze Lager mit Wildpret; doch einer charakteristischen Scene muß ich hier erwähnen. Eines Abends rüstete ich mich und schwärzte mein Gesicht mit Kohlen, wie dies auf allen meinen Jagden meine Gewohnheit war, weil nichts das Auge der wilden Thiere in dieser Gegend mehr auf sich zieht, als ein weißes Gesicht. Ich zog aus dem Lager nach einer Gegend, in der, wie ich wußte, der Büffel streicht. So lag ich lauernd unter dem Schutze eines Ameisenhügels. Die Nacht war sternenklar. Ich lag eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden und hörte nichts als das ununterscheidbare Gemenge von Tönen in dem Nachtleben der Wälder. Auf einmal vernahm ich das Brechen von Zweigen und das Grunzen eines laufenden Schweins während gleichzeitig eine ganze Heerde von Gazellen an mir vorbeizog, ohne mich zu

bemerken. Endlich, ich schäme mich fast es zu sagen, schlief ich ein. Wie lange ich geschlummert habe, weiß ich nicht; plötzlich aber erweckte mich ein noch ungehörtes Brüllen, ein Geheul, wie von einem Thiere ausgestoßen, das im äußersten Schrecken und Todeskampf ist. Ich sprang auf, blickte eilig um mich her, ohne jedoch etwas zu sehen, wiewohl der Wald noch von dem schrecklichen Geheul wiederhallte. Jetzt folgte ein rasendes Gebrüll, und ich konnte vermuthen, daß in nicht allzuweitem Abstand von mir ein Leopard eine Beute erwischt habe. Um das womöglich mit anzusehen, eilte ich auf die Gegend zu, aus welcher der Schall kam, und erblickte in einiger Entfernung einen wilden Stier, an dessen Halse etwas hing, das, wie ich nach der Beschreibung der Eingebornen augenblicklich erkannte, ein Leopard war. Vergeblich brüllte der arme Stier, schüttelte sich, lief, stand wieder still, brüllte und heulte. Im blinden Schrecken rannte er endlich gegen einen Baum und stürzte durch den Rückstoß zu Boden. Ich zielte so gut ich konnte auf die Gestalt des Leoparden und feuerte, doch nicht mit einer Wirkung, die ich bemerken konnte. Diese erregende Scene währte nur eine Minute, dann war der Stier aus meinem Gesicht verschwunden und sein Brüllen hatte aufgehört. Wahrscheinlich hatte der Leopard mit dem

Blute sein Leben ausgesaugt und schmauste nun an dem Gerippe.

Wir hatten uns hier eine Woche aufgehalten und die Gesellschaft hatte in dieser Zeit 500 Pfund Kautschuck gesammelt, mit dem sie unter fröhlichen Gesängen nach dem Dorfe zurückkehrte, jeder in Erwartung des großen Gewinns, welchen er von den Mpongwehändlern oder von den Weißen zu ziehen hoffte. Doch will ich nun von dieser etwas langen Abschweifung auf meinen regelmäßigen Weg zurückkommen.

Die Gegend um die Ikoibucht erscheint mir wie ein großes Vogelhaus. Während meines Aufenthalts bei Herrn Best schoß ich eine große Menge schöner Vögel, von denen einige selten und einige wenige bis dahin noch ganz unbekannt waren, so unter andern eine Abart vom Rebhuhn (Francolinus squamatus), einen grauen Vogel, dessen helle Stimme jeden Abend, wenn er nach seinen Gefährten rief, in den Wäldern gehört ward. Sie schlafen nebeneinander auf einem Baumaste und hören nicht auf zu schlagen, bevor der Gefährte zum Rendezvous gekommen ist. Ein anderer sehr merkwürdiger Vogel hat seitdem den Namen Barbatula du Chaillu erhalten. Es ist ein wirklich schönes Geschöpf; Kehle und Brust sind von glänzendem Blauschwarz, der Kopf scharlachroth und von den Augen geht ein kana-

riengelber Strich längs des Nackens hin und auch der schwarze Rücken ist mit kanariengelben Flecken bedeckt. Dieser sonderbare kleine Vogel baut sein Nest mühsam auf das Holz abgestorbener Bäume. Auf solchen, wenn es durch die Zeit erweicht ist, lassen sich Männchen und Weibchen nieder und graben mit ihrem Schnabel eine kreisförmige Oeffnung aus, zwei Zoll im Durchmesser und vielleicht ebenso tief. Zur Vollendung dieser Arbeit bedarf das kleine schwache Thierchen oft zwei bis drei Wochen. Dann wird die Oeffnung weich ausgefüttert, das Weibchen legt seine Eier hinein und brütet sie in Sicherheit aus.

Von der Ikoibucht kehrte ich ohne weiteren Unfall nach dem Gaboon zurück.

Zweites Buch.

Reise nach dem Cap Lopez.



Erstes Kapitel.

Schifffahrt in der Mbatabucht. — Sitten der Neger bei Nacht. — Eine königliche Pflanzung. — Ein Canotbauer. — Ogula-Limbai. — Ein Elephantenjäger. — Gefahr in einer Brandung. — Der Hayfluß. — Wiesengegenden. — Sangatanga. — König Bango.

Mein Aufenthalt am Gaboon währte nur so lange, daß ich meine Sammlungen in Sicherheit bringen und absenden konnte, worauf ich mich zu einem Ausflug nach dem Cap Lopez anschickte. Es war mir daran gelegen, sowohl die Depots der Sklavenhändler zu besuchen, als wilde Büffel zu jagen, welche in den Wiesengegenden daselbst in großer Anzahl angetroffen werden. Als Alles bereit war, packte ich meine Habseligkeiten, Gewehre und Schießbedarf auf einen der großen Kähne, wie sie die Mpongwe fertigen, und ging nach der Mbatabucht, an welcher die Pflanzung meines alten Freundes Rompochombo oder, wie ihn die Franzosen nennen, König Denis, gelegen war. Gegen vier

Uhr Nachmittags kam ich in die Bucht und ruderte den Strom hinauf, der immer schmaler ward und zuletzt mit Bäumen überwachsen sich mehr und mehr in einen Sumpf verlief. Daher nahmen gegen Mitternacht meine Leute den Kahn aus dem Wasser heraus und wir gelangten am Ende der Bucht zu der königlichen Pflanzung, wo mein Gepäck sogleich in das Haus der ersten Königin aufgenommen ward. Bei so früher Morgenstunde war das ganze Volk noch nicht im Schlaf, denn die Afrikaner haben, ganz so wie die höhern Stände in unsern Städten, die eigenthümliche Sitte, daß sie des Nachts nicht schlafen, sondern um das Feuer herum lagern, rauchen, sich Geschichten erzählen, und den übrigen Tag nachher schlummern. Ich wunderte mich daher auch nicht, als ich die Prinzessin Akerai mit drei oder vier andern Weibern bei einem großen Feuer (bei 24 Grad R.) liegen sah, ihre Pfeife rauchend und mir versichernd, sie freue sich, mich zu sehen. In einem Augenblicke war Alles geschäftig. Die Prinzessin weckte den Koch, um mit ihren Sklavinnen mir Pisang und Fische zu bereiten, und ich freute mich um so mehr darüber, da die Anstrengungen der Reise mich hungrig gemacht hatten. Auf dem Boden des Hauses, das ich einnehmen sollte, ward in der Mitte ein Feuer angezündet und rings um dasselbe lagerten sich einige von des Königs Weibern, während die

Königin selbst mir ein Lager zum Schlafen zurichtete. Zum Bett erhielt ich eine Matte, ganz einfach, doch nicht so hart für die Glieder, als das Bambuslager, auf dem ich bei dem Könige Nbene gelegen hatte. Meiner Matte wurde in diesem Falle der ungewöhnliche Luxus eines Moskitonetzes zugefügt, mit dessen Hülfe ich im Stande war ungestört zu schlafen.

Die Neger sind gutmüthiger und gastfreier Natur, aber im Allgemeinen sehr arm und schmutzig. Sie selbst scheinen das nicht zu fühlen, und bei ihrem halb verhungerten Leben sind sie doch so fröhlich, als gebe es kein Elend in der Welt, bis der Tod oder schwere Krankheit eintritt, denn dann ist ihr Kummer ohne Maaß, buchstäblich ein Kummer ohne Hoffnung.

Das Volk des Königs Rompochombo gehört zu den Mpongwes, die in ziemlichem Wohlstande leben. Ihre Anpflanzungen, deren ich einige an der Küste sah, sind im blühendsten Zustande; das Dorf an der Spitze der Mbatabucht liegt inmitten fruchtbarer Wiesen, die jetzt in reichem Anbau standen. Das Volk besitzt viele Sklaven und die Weiber scheinen in der That Geschmack und Wohlgefallen an ländlichen Arbeiten zu finden, wahrscheinlich, weil die flache Gegend an andern Stellen umher nur Sandflächen bietet, auf denen nichts gedeihen will. Hier sah ich überall

mehrere Meilen nach allen Richtungen hin Felder mit Erdnußbäumen, Pisang, Mais, Zuckerrohr, Ingwer, Yams, Maniok, Melonenkürbis, eine Lieblingsspeise aller Neger, während in der Nähe ihrer kleinen Hütten Linden, wilde Orangen mit einem Ueberfluß von Pisang und Ananas wachsen. Dieses friedliche und fleißige Leben flößte mir eine hohe Meinung von diesem kleinen Volke ein, dem ich eine glücklichere Zukunft prophezeie, als irgend einem andern von mir gesehenen Negerstamm. Selbst die Viehzucht scheint ihnen am Herzen zu liegen, denn überall sah ich Ziegen und die kleinen afrikanischen Küchlein.

Der König befand sich in seiner Stadt an der Küste, hatte jedoch Befehl gegeben, daß man mir zur Weiterreise nach Sangatanga, dem Hauptorte im Distrikt des Cap Lopez, etwa 12 Meilen von Mbata, behülflich sein solle. Er selbst scheint sich um diese schöne Pflanzung wenig zu kümmern und besucht sie nur in der trocknen Jahreszeit. Ja, ich vermuthe sogar, daß er daselbst ein nur geringes Ansehn genießt, vielmehr die Königin regiert, welche Alles leitet, den Sklaven ihre Arbeit und die Reihenfolge der ländlichen Verrichtungen anordnet. Gelegentlich legt sie selbst Hand an die Pflanzung, welche der Pflege der Frauen anvertraut ist, während die Männer das Buschwerk abschneiden und verbrennen, denn dieses wuchert überall mit

furchtbarer Schnelligkeit da, wo der afrikanische Boden eine Zeit lang unberührt gelassen wird.

Da ich mir vorgenommen hatte, am Cap Lopez mehrere Monate zuzubringen, so hatte ich vom Gaboon eine sehr große Menge Gepäck mitgebracht, welches hier von Mbata aus nach Sangatanga zu Lande transportirt werden mußte. Um drei schwere Kisten mit Handelsgütern, 200 Pfund groben Pulvers, einen halben Centner Tabak, 50 Pfund Kugeln, drei doppelläufige Gewehre, nebst Schinken, Büchsen mit Zwieback, Weinflaschen, Branntwein und Oel, wollene Decken für's Nachtlager und Feldkochgeräthe (daß und warum ich mich nicht gern der Geschirre der Eingebornen bediente, habe ich schon früher gesagt) — Alles dies fortzuschaffen, erforderte einige dreißig Mann. Um diese bat ich die Königin für den nächsten Morgen mit dem Versprechen, jedem Manne 5 Ellen baumwollenes Zeug, einige Perlen und Tabak zu geben. Sie machte keine Schwierigkeit, indessen waren doch mehrere Tage erforderlich, ehe Alles zur Abreise bereit war.

Dann aber brachen wir auf. Unser Weg führte uns durch eine schöne Wiese, hin und wieder über Anhöhen, eine für den Ackerbau schöne Gegend. Im Süden des Gaboon ist namentlich die Veränderung der Landschaft auffallend, sie ist im Allgemeinen weniger rauh und mehr

geeignet für den Bau der Yams und anderer Bodenerzeugnisse, als im Norden. Als wir so entlang gingen, kamen wir bisweilen an Bambushütten von Sklaven vorbei, welche hier entfernt von ihren Mpongwe-Gebietern an der Küste leben und das Land auf eigene Rechnung bebauen, während sie von ihren Bodenerzeugnissen nur eine Abgabe entrichten, wenn die Kähne von der See her den Ubata hinaufkommen. Diese Leute scheinen glücklich zu leben, da sie für Sklaven ziemlich unabhängig sind. Die alten Männer und Weiber liegen müßig vor ihren kleinen Hütten, dem süßen Nichtsthun treu ergeben, und allenthalben sieht man lachende Felder mit Pisang, Maniok, Erdnüssen und Yams.

Gegen zwölf Uhr näherten wir uns der See und hörten von fern das Rauschen der Brandung. Der bisher klare Himmel bezog sich und bald befanden wir uns in einem wilden Sturm, fast einem Tornado. Es donnerte und blitzte heftig und regnete, wie es nur in Afrika regnen kann. Wir retteten uns in eine kleine Hütte, welche wir vor uns sahen und wurden in derselben von einem alten Neger und dessen Frau freundlich aufgenommen. In etwa einer Stunde war der Sturm vorüber und der Himmel wieder klar. Dergleichen Stürme sind in dieser Jahreszeit häufig und richten in den Wäldern und Pflanzungen oft großen Schaden an.

Nach einem halbstündigem Wege erreichten wir die Seeküste, längs deren wir nun hingingen, doch war das Gehen im weichen Sande sehr ermüdend. Dies währte den ganzen Tag, und ich war froh, als die Nacht eintrat und wir Halt machten. Meine Leute hatten ungeachtet ihrer schweren Bürden dies weniger empfunden. Auch war trotz des schlechten Weges die Landschaft umher bisweilen sehr schön, auf der einen Seite die wogende See, auf der andern dunkelgrüne Wälder, oft bis zur Küste hinabgehend, Meeresbuchten drangen an manchen Stellen gleich Canälen in diese grünen Waldmassen ein, und das Rauschen des Wassers bildete gegen die Stille der Wälder einen wohlthuenden Contrast. Von Zeit zu Zeit hörte man das einsame Geschrei der Schimpanse, des Hauptbewohners dieser Wildniß.

Gerade bei Sonnenuntergang erreichten wir eine kleine Wiese oder eine Waldlichtung. In einigen kleinen Hütten, die wir vor uns sahen, wurden wir unerwartet von deren Eigenthümer bewillkommnet, einem Mpongwe Namens Mbuna, den ich am Gaboon kennen gelernt hatte und welcher sich hier in der trocknen Jahreszeit aufhielt, um die umher wachsenden Bäume von ungewöhnlicher Größe zur Anfertigung von Kähnen zu benutzen. Die Stelle, welche er hierzu gewählt hatte, war eine der schönsten, die

ich in Afrika gesehen habe. Die kleine Wiese, mit üppigem Gras bedeckt, erschien wie im Goldglanz, und selbst die Thiere des Waldes schienen sich an dem lieblichen Orte zu erfreuen; Affen hüpften munter auf den Bäumen und der Gesang der Vögel am Morgen verlieh der ganzen Scene einen Reiz, wie man ihn von wenigen afrikanischen Wildnissen rühmen kann. Mbuna war zwar nur für einige Zeit hierher gezogen, jedoch mit seiner ganzen Familie — Weiber, Kinder und Sklaven. Er zeigte mir mehrere von seinen Kähnen, die schon bereit waren vom Stapel gelassen zu werden und deren einer 60 Fuß lang, 3½ Fuß breit und 3 Fuß tief war, sehr sorgfältig gearbeitet und dabei fest und dauerhaft.

Solche reizende Wiesen, wie diese, traf ich bis Sangatanga noch mehrere und sie erweckten in mir ein günstiges Vorurtheil für diese Gegend in Betreff künftiger Civilisation.

Der Seeküste entlang gingen wir weiter; ich schoß Vormittags einen schönen, weiß und schwarz gefleckten Fischadler (Gypohierax angolensis), der auf einem hohen Baume saß und bedächtig in die blaue See hinabsah, auf seine befloßte Beute lauernd. Gegen drei Uhr erreichten wir ein Dorf, aus welchem der Häuptling Ogula-Limbai an der Spitze seiner ganzen Untergebenen, dreißig Männern, sechszig bis siebenzig Weibern und einer Anzahl von Kin-

dern uns entgegen kam, und uns in ein für uns bestimmtes Haus führte, das für die Wohnung eines solchen Wilden luxuriös eingerichtet war. Es hatte mehrere durch Wände getrennte Zimmer und gedielte Fußböden. Das eine Zimmer war sogar tapezirt und an den Wänden hingen kleine Heiligenbilder. Der Tisch, auf welchem mir ein Mittagsmahl geboten wurde, dessen Hauptstück in einem köstlichen wilden Schweinsbraten bestand, war sogar mit einem Tischtuch bedeckt. Ohne weiter danach zu fragen, setzte ich mich nieder, um erst die berechtigten Ansprüche meines Magens zu befriedigen, ehe ich meine Neugier über dieses Geheimniß von Civilisation in einem abgelegenen afrikanischen Dorfe, fern von den Niederlassungen der Deutschen stillte. Endlich erklärte mir Ogula-Limbai Alles. Ein portugiesischer Zimmermann, welchen ein Sklavenhändler hier krank zurückgelassen, hatte eine Zeit lang bei ihm gelebt und ihm dieses wunderbar überraschende Haus gebaut und seinem schwarzen Freunde diese Geheimnisse der Kochkunst und der Tafelbereitung mitgetheilt. Wahrscheinlich mag Ogula-Limbai früher selbst beim Sklavenhandel betheiligt gewesen sein, wagte jedoch jetzt nicht ihn selbst zu betreiben, weil der König am Cap Lopez diesen Handel als sein Monopol betrachtete und keine Concurrenz eines Andern neben sich duldete.

Ogula stand im Ruf des größten Elephantenjägers in dieser Gegend. Da er der Mpongwesprache mächtig war, so erzählte er mir einige seiner Abentheuer, aus denen sich ergab, welch' ein verwegener und erfahrener Bursche er war. Eines Tages war er zur Jagd ausgegangen und traf zwei Elephanten. Ganz allein und nur mit einem Gewehre bewaffnet, zog er sich nach einem sichern Ort zurück, doch die großen Thiere hatten ihn bemerkt und er konnte ihnen nicht mehr ausweichen. Er mußte stehen bleiben, nahm den einen Elephanten auf's Korn und tödtete ihn. Unglücklicherweise war dies das Weibchen und das Männchen, welches von Ferne den Fall seiner Gefährtin sah, stürzte auf ihn zu. Er ergriff die Flucht, verwickelte sich aber mit den Füßen in die Schlingpflanzen. Indessen näherte sich der Feind immer mehr, mit seinem Rüssel rechts und links das hindernde Gesträuch wegfegend. In Verzweiflung riß Ogula den Fuß aus den Schlingen und schwang sich auf ein junges Bäumchen, doch der wüthende Elephant erfaßte es mit seinem Rüssel und schwang es heftig hin und her. Zum Glück gelang es Ogula einen zweiten stärkern Baum in der Nähe zu erreichen, auf dessen ausgestreckte Zweige er sich zu schwingen vermochte und von da zu einer Höhe kletterte, von welcher aus er die vergebliche Wuth seines Feindes ruhig ansah. Die Neger sind im Allgemeinen nicht

gute Schützen, aber in solchen Fällen beweisen sie eine Munterkeit und Geistesgegenwart, welche sie aus Lagen rettet, in denen ein Weißer unrettbar verloren wäre.

Da meine Leute durch das Tragen meines Gepäcks sehr erschöpft waren, so bat ich Ogula, mir einen Kahn zu leihen, welcher Bitte er auch bereitwillig nachkam. Der Weg nach Sangatanga ist zur See etwas weiter, allein um Vieles bequemer, als der durch den weichen Sand an der Küste.

Ich schlief auf einem Schlafsopha, einer andern Hinterlassenschaft des Portugiesen, während ein junger Neger mir Kühlung zufächelte und der Dampf einer Fackel die Moskitos von mir fern hielt. Da die Eingebornen hier, Ogula selbst eingeschlossen, große Diebe sind, so wurden meine Sachen in das Nebenzimmer gesetzt, wo meine Leute schliefen.

Gegen ein Uhr wachte ich auf, weckte meine Leute und ging nach der Seeküste. Hier fanden wir uns in einer Lage, welche nur zu sehr das Verfahren der Neger charakterisirt. Ich hatte einen Kahn gemiethet und für denselben bezahlt, in der Erwartung, daß ich ihn in einem Zustande finden würde, der ihn zu einer Reise geeignet mache. Jedoch hatte ich mich sehr getäuscht, denn kein Ruder war zu finden. Ich ging zu Ogula, welcher sagte, sie müßten

gestohlen sein, jedoch mir für zwei Ellen Zeug und zwei Flaschen Rum neue Ruder anbot. Ich weigerte mich gradezu und wollte mich nicht betrügen lassen. Ogula runzelte die Stirn und verweigerte uns, finster schauend, jede Hülfe. Ohne viel Gezänk gab endlich einer meiner Leute sein eigenes Kleid und erhielt die Ruder. Mich hatte dieser Handel sehr verdrossen, doch konnte ich nichts dagegen machen. Ogula hatte erwartet, daß ich ihm Rum geben würde, den ich aber für die Eingebornen niemals mitnehme. Hätten mich nicht Rompochombo's Leute escortirt, so würde ich ohne Zweifel viel Verdruß gehabt haben und wäre wahrscheinlich rein ausgeplündert worden.

Nun legten wir unser Gepäck auf den Boden des Kahns, stiegen ein und fuhren ab. Im Anfange war unsere Fahrt vom Glück begünstigt, jedoch gegen Ende des Tages nahm die Brandung immer mehr und mehr zu und obgleich unser Boot tief geladen war, wurde es, nur wenige Fuß noch von der Küste entfernt, von der Brandung erfaßt und in einem Augenblicke von einer heftigen Welle umgestürzt und wir alle in's Wasser geworfen, das zum Glück nicht tief war.

Wir stiegen an's Land und zündeten ein großes Feuer an; meine Leute, gleich allen Küstennegern, gute Taucher, hatten in erstaunend kurzer Zeit Alles bis auf zwei kleine

Packete aufgefischt. Ich freute mich besonders meine Flinten wieder zu haben, ohne welche ich in einer sehr traurigen Lage gewesen sein würde. Das Pulver war zum Glück so sorgfältig eingepackt, daß es nicht gelitten hatte. Als endlich auch die Ruder wieder aufgefunden waren, welche das Wasser weit entfernt an die Küste gespült hatte, lagerten wir uns um das Feuer, um uns zu trocknen und waren bald in tiefem Schlaf versunken. Bei Tagesanbruch war Alles wieder in den Kahn gepackt, und ich schickte meine Leute auf demselben ab, während ich selbst mich entschloß auf dem Lande meine Reise fortzusetzen. Ich nahm nur mein Gewehr und einen Mann als Führer mit. Gegen Mittag gelangten wir nach einem Dorfe, wo ich zum Glück etwas für meinen hungrigen Magen fand und Nachmittags an den Hayfluß, welcher seinen Namen von den vielen großen Hayfischen hat, die in ihm hausen. Diese umschwammen jedoch beim Uebersetzen friedlich unser zerbrechliches Fahrzeug. Die Neger rühmen sich, sie können ohne Gefahr über den Fluß schwimmen, sofern sie nur nichts Rothes an sich haben, und wirklich schwammen sie Alle ohne Unfall hindurch, indem sie nur diejenigen Theile ihrer spärlichen Kleidung zu verbergen suchten, welche von der schädlichen Farbe waren. Auch erboten sie sich, mich auf ihrem Rücken hinüber zu tragen, was ich jedoch nicht an-

nahm, aus Furcht, die Hayfische möchten in Betreff meiner von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machen. Man hält diese Thiere für heilig, was vielleicht mit jener Sorglosigkeit zusammenhängt; ja die Neger glauben sogar, daß sie, wenn sie eines dieser Thiere tödteten, vor deren Angriffen ferner nicht sicher sein würden. Sonderbar bleibt es immer, daß die Hayfische hier Menschen nicht anfallen, während an vielen andern Stellen der Küste, wo sie sich finden, ein Mensch sogleich getödtet würde, wenn er sich unter sie wagte.

Nach einem Marsch von sechszehn Stunden erreichte ich bei einbrechender Finsterniß zum höchsten Erstaunen der Bewohner Sangatanga, so ermüdet und fußwund, wie nie in meinem Leben. In der Nähe von Sangatanga werden die Wiesen immer ausgedehnter und nehmen im Innern einen größern Theil des Landes ein. Die Veränderung ist um so auffallender und entschiedener, je unbekannter im Norden des Gaboon, wo Alles aus einem weiten, dichten, undurchdringlichen Walde besteht, so etwas wie ein offener Pfad ist. Das ganze Land, vom Gaboon bis zum Nazarethfluß ist hügelig und wellig und enthält ungeheure Wiesengegenden, in denen der Büffel haust und weidet. Jede Waldlichtung ist mit dichtem immer grünen Gehölz umwachsen, in welchem der Büffel sich am Tage aufhält,

während er nur bei Nacht auf die Weide geht. Auch sind diese Wälder das Obdach für Elephanten, Leoparden und die mancherlei Thiere dieser Wälder, die wildreicher sind, als die Gegend im Norden des Gaboon. Die Anhöhen um Sangatanga sind zuweilen phantastisch gestaltet, mitunter ganz steil, an den Abhängen nur mit den sonderbaren Hügeln der hier so oft vorkommenden weißen Ameisen bedeckt. Diese Hügel oder Nester, etwa zwei Fuß hoch, gleichen flachen Pilzen, wie sie auf unsern Wiesen nach einem Regen sprossen, und sehen auch in der That wie große Massen riesenhafter Erdschwämme aus.

Meine Leute fanden für mich ein Obdach für die Nacht, und ich sah nichts von der Stadt und deren Bewohnern bis zum kommenden Morgen. Sangatanga liegt auf einer mäßigen Anhöhe nach der Seeküste zu, getrennt von ihr durch liebliche Wiesen, die mit vielen kleinen Dorfschaften übersäet sind und sich eine Meile weit erstrecken. Der Anblick ist reizend, denn wenn man sein Auge über die zu seinen Füßen liegenden Landschaft schweifen läßt, so erblickt der Beschauer die grenzenlose Fläche des Oceans, dessen Wellen die Küste verschlingen zu wollen scheinen, vor sich. Ich konnte mich an der schönen Landschaft nicht satt sehen, welche mich nach so langen und beschwerlichen Reisen in den unmalerischen Gegenden im Norden des Gaboon, wo

der Küstensaum fast überall ein tödtlicher Sumpf, das Innere eine leblose Wildniß ist, doppelt erquickte.

Auf der Spitze der Anhöhe, auf welcher ich stand, lag die königliche Residenz, in welcher der König des Orungustammes wohnt, der von den Weißen das Volk vom Cap Lopez genannt wird. Dieser Herrscher hat viel Macht und sein Stamm, über welchen er als Despot nur durch persönlichen Einfluß herrscht, ist im Gedeihen und von großem Einfluß.

Das Cap Lopez liegt eigentlich 36 Min. 10 Sec. im Süden des Aequators und 26 Grad 21 Min. östlich von Ferro. Die Portugiesen, welche ihm den Namen gaben, nannten es früher Cap Lope Gonsalvez, und es ist vornehmlich eine sandige Landspitze, welche weit in die See hinausragt. Sie beschützt eine Meeresbucht, welche sehr groß, aber so voll Untiefen und Bänken ist, daß die Schiffe weit von der Küste Anker werfen müssen. Die Landspitze selbst ist so niedrig, daß sie vom Wasser überspült und die Bäume und Sträucher auf derselben aus der See zu wachsen scheinen.

Der Meerbusen dringt etwa drei Meilen ein und einige kleine Flüsse münden in denselben, unter welchen der Nazarethfluß der bedeutendste ist. Der Boden desselben ist morastig, mit Mangrove überwuchert und das Wasser

schwach salzig; die Gegend umher hat ein düsteres Ansehen und die Ausdünstungen sind der Gesundheit höchst nachtheilig. An dem Cap selbst finden sich viele Schildkröten ein und die Bucht ist reich an Fischen, deren auch sehr viele in dem Dorfe Fishtown am linken Ufer der Nazarethmündung gefangen werden.

Die ganze Gegend rings um dieses Cap bis auf sechs bis acht Meilen in's Innere ist eine schöne, große Ebene, die im Hintergrunde von Höhen und Hügeln begrenzt wird, wo die Mangrowe's der Küste den Palmwäldern und nützlichern Hölzern weichen müssen. Die Gegend erzeugt kleine Mengen von Elfenbein, Ebenholz, Wachs u. s. w., aber das einträglichste Geschäft ist leider noch immer der Sklavenhandel, dessen Depot am Cap ist.

Zweites Kapitel.

Audienz beim Könige Bango. — Ein Ball. — Die Sklaven-Depots. — Ein unwillkommener Gast. — Ein Sklavenschiff. — Abnahme des Sklavenhandels. — Götzenbilder.

Am Morgen nach meiner Ankunft um zehn Uhr sandte der König seinen Mafuga (Oberaufseher, Haushofmeister, Herold und Staatssekretär in einer Person) nach meiner Behausung, um sich zu erkundigen, wer der angekommene weiße Mann und was sein Geschäft sei.

Da die Sprache der Orungu's mit derjenigen der Mpongwe's verwandt ist, so war eine Unterredung mit dem Mafuga möglich und ich sagte ihm, ich wäre zwar jetzt zu ermüdet, um Jemand zu sehen und zu sprechen, würde jedoch am folgenden Tage dem Könige meine Aufwartung machen. Hiermit zufrieden verließ er mich und drückte nur darüber seine Verwunderung aus, daß ein weißer Mann

einen so weiten Marsch, wie den gestrigen, habe zu Fuße machen können. Um acht Uhr des folgenden Morgens schickte ich mich dem Versprechen zufolge zum Besuch beim König Bango, oder Passall, wie ihn die Sklavenhändler nennen, an. Seiner Majestät wohnt auf einer Anhöhe und ringsum seinen Palast liegt eine Anzahl Hütten für die königlichen Weiber, deren er über dreihundert hat, denn den größten Harem an diesem Theile der Küste zu haben, ist sein Stolz. Als ich das Dorf betrat, kam mir der Mafuga mit des Königs Stab entgegen und frug mich im amtlichen Tone nach meinem Geschäft und ob ich den König zu sehen wünschte. Ja, antwortete ich, etwas verdrießlich über die Umständlichkeit, welche jedoch der mir nachfolgenden Menge höchlichst zu gefallen schien. Man bat mich etwas zu warten und endlich, — wahrscheinlich hatten die königlichen Damen ihre Toiletten noch nicht vollendet, — ward ich in den Palast eingelassen. Dies war eine häßliche Höhle, ein Haus auf Säulen gestützt und zwei Stockwerk hoch. Das untere Stock bestand aus einer düstern Halle, an jeder Seite derselben kleine zellenähnliche Gemächer und am Ende der Halle ein steiles und schmutziges Treppenhaus, welches mich der Mafuga hinauf geleitete. Oben befand ich mich dann in einem großen Gemache, an dessen einem Ende König Bango saß, inmitten

etwa von hundert seiner Frauen, mit einem Dolmetscher und mehreren seiner Häuptlinge.

Der König, von mittlerer Größe, leicht in ein Hemd und ein zerrissenes Paar Beinkleider gekleidet, trug auf seinem Kopfe eine Krone, welche ihm einige seiner portugiesischen Freunde, die Sklavenhändler, verehrt hatten und um die Schultern einen gelben Mantel mit Goldstickerei, wahrscheinlich von dem Lakaien eines reichen Mannes in Portugal oder Brasilien erkauft. Die Krone verrieth ihre Herkunft aus der Garderobe eines Schauspielers durch ihre theatralische Form nur allzu sehr, und hatte vielleicht einen Werth von zehn Dollars; doch ein Ring, welchen er darum gewunden hatte, war von reinem Golde und wenigstens hundert Dollars im Werth. Sr. Majestät schien sehr stolz auf diese Krone und saß auf einem Sopha, in der Hand einen Stab, gleichsam als Scepter.

Die meisten seiner Weiber trugen seidene Zeuge und ich hatte die Ehre der Hauptkönigin, einem alten, keineswegs hübschen Weibe vorgestellt zu werden. Der König machte die Bemerkung, daß es jetzt mit dem Sklavenhandel schlecht stehe und beklagte sich sehr über die Engländer, als die Urheber dieser Stockung. Ich fürchte, sagte er, daß ich binnen wenigen Jahren ganz ohne Kunden sein werde.

Er redete mich hierauf französisch an und erzählte mir, er sei in Brasilien und Portugal gewesen, habe auch zwei Jahre in Lissabon gelebt und könne portugiesisch lesen, wahrscheinlich so viel, als er zu seinen Geschäften gebraucht hat. Man sah bald, daß seine Kenntnisse nicht allzusehr bereichert worden waren, da er sich vielmehr nur einige europäische Manieren und einige ihm früher unbekannte Genüsse angeeignet hatte.

Er erzählte mir, daß das Dorf auf dem Hügel ganz von seiner Familie und seinen Sklaven bewohnt würde, und daß zweihundert seiner Leute jetzt auf seinen Pflanzungen beschäftigt wären. Auf meine Frage, wie viel Kinder er habe, erwiderte er, er wisse es nicht ganz genau, doch müssen es wenigstens sechshundert sein, was wohl auch seine Richtigkeit haben mag.

Am andern Morgen kam die alberne Person des Herrn Mafuga, offenbar eine lächerliche Nachahmung einer Hofcharge, die sein Herr während seines Aufenthaltes in Lissabon bemerkt hatte, in meine Behausung, um mir zu melden, daß der König Nachmittag meinen Besuch erwidern wolle. Ich richtete meine kleine Bambushütte so gut wie möglich ein, und alsbald verkündeten Trommelschläge, daß König Bango unterwegs sei. Ein großer Zug erschien, an dessen Spitze der König in einem Tragsessel.

Ich ging ihm entgegen und fand zu meiner Verwunderung, daß er sich nicht bewegen konnte. Anfänglich glaubte ich, er sei stark betrunken, allein bald erfuhr ich, daß er am linken Arm und Schenkel vom Schlage getroffen, folglich am halben Körper todt sei. Seine Leute hoben ihn aus dem Tragsessel und setzten ihn auf den Sitz, welchen ich für ihn in Bereitschaft gehalten hatte; um ihn herum sechs seiner Weiber mit Fächern. Auch die übrigen schaarten sich um ihn und ich merkte bald, daß alle Weiber betrunken waren. Sr. Majestät hatten unterwegs in einer Sklavenfaktorei eingesprochen, wo das ganze Geleit mit Rum bedient worden war. Hier hatten offenbar die königlichen Damen des Guten zu viel gethan.

Bango war wie gestern gekleidet, nur trug er eine neue Krone, welche ich zu sehen gewünscht hatte. Er nahm sie ab und ich fand, daß auch sie mehr Flitterwerk war, doch reich mit Gold, zum Werth von mindestens tausend Dollars verziert. Sie enthielt einige ärmliche Imitationen von Edelsteinen und wurde offenbar von ihrem Besitzer für einen Gegenstand großer Schönheit und großen Werthes gehalten. Bango erzählte mir, er habe diese Krone von einem Sklavenhändler an der Küste, unter dem Namen Don Jose bekannt, erhalten, und sie sei ihm als besonderes

Geschenk von einem der reichsten Gutsbesitzer von Rio Janeiro, mit welchem er viel gehandelt habe, zugesandt worden.

Während wir so sprachen, stieß mich eine der Frauen an das Schienbein und winkte mir, was, wie ich wünschte, ihr Gemahl der König nicht bemerkte, weil ich kein Interesse hatte, seine Eifersucht zu erregen. Beim Auseinandergehen baten mich die Weiber um Rum, welche Bitte ich aber abschlagen mußte, statt dessen offerirte ich ihnen aber einige Rollen Tabak, während ich dem Könige selbst zwei größere Stücke Zeug zum Geschenk machte. Dies versetzte ihn in gute Laune und nach einigen eingenommenen Erfrischungen machte er sich auf den Heimweg. Nicht ohne große Mühe ward der Fleischkoloß in den Tragsessel gehoben. Zum Abschied gaben meine Leute eine Salve mit ihren Gewehren, was seiner Eitelkeit sehr schmeichelte.

In der darauf folgenden Nacht gab der König mir zu Ehren einen Ball in demselben Zimmer, in welchem ich zuerst empfangen worden war. Bei meiner Ankunft, kurz nach Sonnenuntergang fand ich etwa hundertfünfzig von des Königs Weibern versammelt, von denen mehrere als die besten Tänzerinnen im Lande gepriesen wurden. Nach einem bald hierauf beginnenden Gesang ward ein Fäßchen mit Rum hereingerollt und angezapft. Jede Frau bekam

ein reichliches Glas und der Gesang begann von Neuem. An diesem nahmen nur die Weiber Theil und die Melodien waren mehr trüben als heitern Charakters. Ich konnte nicht Alles verstehen, der Sinn war aber ungefähr folgender:

„So lange wir leben und wohl sind, laßt uns fröhlich sein, singen, tanzen und lachen, denn hinterher kommt der Tod, der Leib fault, wird von Würmern gefressen und Alles ist für immer vorbei."

Nachdem nun Alles durch diese Gesänge höchlichst erregt war, gab der König, welcher neben einer seiner Favoritinnen in einer Sophaecke saß, das Signal zum Beginn des Tanzes. Alsbald sprangen Alle auf und erhoben eine Art Musik, die von Tamtams und Trommeln begleitet wurde. Sechs Frauen schritten vor und fingen an mitten im Zimmer zu tanzen. Der Tanz selbst läßt sich nicht beschreiben. Wer je einen spanischen Fandango gesehen hat und sich dessen schlüpfrige Bewegungen zehnfach übertrieben vorstellen kann, der wird sich ungefähr einen Begriff von dem Tanze dieser schwarzen Weiber machen können. Es schien fast, als wenn alle sechs ihren Ehrgeiz darin gesucht hätten, in ihren Stellungen möglichst indecent zu sein. Diese sechs wurden hierauf von sechs andern abgelöst und so währte der Ball über zwei Stunden fort.

Und da nun bei Gelegenheit wieder Rum aufgetischt wurde, so nahm die Aufregung des Tanzes und Geschreies in der ganzen Versammlung endlich einen so lärmenden Charakter an, daß ich darauf bedacht war mich zurückzuziehen, was jedoch der König nicht zugeben wollte. Er sowohl als das ganze Volk schien sich außerordentlich über meine Gegenwart zu freuen. Nachdem noch mehrere Weiber getanzt hatten, traten zwei wirklich hübsche junge Mädchen Hand in Hand hervor und tanzten vor mir. Es ward mir gesagt, daß dies zwei Töchter des Königs seien und daß er wünsche, ich möchte sie zu meinen Frauen nehmen — ein Anerbieten, welches ich ehrfurchtsvoll, doch entschieden ablehnte.

Endlich ward es mir doch zu unheimlich in diesem Raume und während das Fest sich immer mehr zu einem Bachanale steigerte, schlüpfte ich davon und zog mich in mein Haus zurück.

Am folgenden Tag machte ich einen Besuch in dem Sklavendepot am Cap Lopez, einem der größten an der ganzen Küste; ich war neugierig diesen Handel kennen zu lernen. Der Weg führte mich durch mehrere Dörfer, welche über der weiten Ebene zerstreut liegen. Jedes Familienoberhaupt bildet eine kleine Colonie für sich und sein Haus mit den Hütten seiner Frauen und Sklaven rings umher

ein kleines Dorf. Jede dieser Gruppen ist ringsum durch Waldgesträuch den Blicken entzogen, und die von den Sklaven bebauten Felder liegen in der Nähe ihrer Wohnungen. Der Grund dieser zerstreuten Bauart liegt in den britischen Kreuzern, welche sich möglichst Mühe geben, durch Zerstörung dieser Nester dem Sklavenhandel ein Ende zu machen. Eine zusammenhängende Stadt wäre leicht verwüstet und verbrannt, schwerer so vereinzelte Anpflanzungen. Ich besuchte von den beiden Sklavenfaktoreien am Cap Lopez die eine der Portugiesen. Es war von Außen gesehen ein großes Gehege, durch einen Zaun von Palisaden geschützt, welche 12 Fuß hoch und oben scharf zugespitzt waren. Als ich durch das offene Thor trat, sah ich mich in einem von Bäumen überschatteten Raum, unter welchem in verschiedenen Stellungen viel Volk lag, das zusammen eine beträchtliche afrikanische Stadt hätte bilden können. Ein alter Portugiese, der mir krank zu sein schien, bewillkommnete und führte mich zu dem Hause des weißen Mannes, einem zweistöckigen Gebäude, dem Thore grade gegenüber. Es war ärmlich eingerichtet, enthielt jedoch Betten, Tische, Stühle und anderen Comfort.

Zum Unglück konnte ich weder spanisch noch portugiesisch sprechen und mein Führer verstand weder französisch noch englisch. Daher mußten wir uns eines einheimischen

Dolmetschers bedienen, wodurch unsere Unterhaltung sehr langweilig ward. Der Portugiese beklagte sich darüber, daß es jetzt so schwer sei, in Brasilien Waare abzusetzen, weil die Regierung selbst dagegen eifere und daß daher der Handel von Jahr zu Jahr flauer würde. Zu seiner Beruhigung sagte ich ihm, ich sei nicht des Handels wegen hierher gekommen, sondern um Naturalien zu sammeln, zu jagen und mir das Land anzusehen.

Ich wurde nun herum geführt. Das erwähnte größere Haus war durch einen besonderen starken Zaun abgesondert und in dem geräumigen Hofe lagen die Sklaven, immer sechs durch eine kleine starke Kette zusammengefesselt, welche durch ein Halsstück ging, was sich nach der Erfahrung als die sicherste Art der Befestigung erwiesen hat, denn daß sechs Männer in ihren Absichten übereinstimmen sollten, ist selten und es giebt kein Beispiel, daß sie, auf diese Art befestigt, einen Versuch zur Befreiung gemacht hätten. Sie lagen in dem Garten unter Zelten und in der Nähe standen Wasserkrüge, aus denen sie nöthigenfalls trinken konnten.

Neben diesem Hofe war ein zweiter für die Weiber und Kinder. Diese waren nicht gefesselt, sondern konnten nach Belieben im Hofe herumschweifen, der auch durch einen

Zaun gesichert war. Die Männer waren ganz nackend, die Weiber aber trugen alle kleine Schürzen.

Hinter dem großen Hause war das Siechhaus der Sklaven, ziemlich gut eingerichtet, mit großen gutgelüfteten Zimmern, die Betten von Bambus mit Matten bedeckt längs an den Wänden aufgestellt.

Außerhalb der kleinern Höfe standen unter mehreren Bäumen große Kessel, in denen die Bohnen und der Reis für die Sklaven gekocht werden. Jeder Hof hat seinen besondern portugiesischen Aufseher, welcher für denselben verantwortlich ist und dafür Sorge trägt, daß die Höfe täglich von den Sklaven gereinigt werden. Von Zeit zu Zeit führen sie die Sklaven auch nach der Seeküste hinab, damit sie sich baden.

Ich fand, daß einige dieser Sklaven ganz vergnügt waren und mit ihrem Schicksal zufrieden schienen. Andere waren traurig und schienen über ihre Zukunft in Kummer zu sein, denn um die Lage dieser armen Geschöpfe noch verzweifelnder zu machen, glauben sie steif und fest, die Weißen kauften sie nur darum, um sie zu verspeisen. Daß man einen andern Gebrauch von ihnen machen könnte, vermögen sie nicht zu begreifen; und so weit im Innern die Bekanntschaft mit dem Sklavenhandel reicht, sind sie überzeugt, daß die Weißen jenseits des Meeres große Menschen-

fresser sind, zu denen die Schwarzen auf den Markt gebracht werden. Daher gab ein Häuptling im Binnenlande, welcher vor mir großen Respekt hatte, bei meinem ersten Besuche sogleich den Befehl für meine Mahlzeit einen Sklaven zu tödten und nur mit vieler Schwierigkeit konnte ich ihn davon überzeugen, daß wir in unserm eigenen Lande kein Menschenfleisch genießen.

Die Sklaven hier schienen mir von sehr verschiedenen Stämmen zu sein und nur Wenige verstanden sich untereinander. Der Handel mit denselben, sowohl was den Binnenhandel als den auswärtigen betrifft, erstreckt sich von der Küste bis in die Mitte des Continents, und ich habe hier Sklaven gesehen, die viel weiter aus dem Innern gebracht waren, als mir einzudringen je gelungen ist. Die Eingebornen verkaufen ihre Leute als Sklaven unter mancherlei Vorwänden, hauptsächlich aber wegen Zauberei, und die größern Flüsse, welche den Nazareth bilden, erleichtern den Zugang zur Küste, während die Meeresbuchten es den Sklavenhändlern leicht machen, sich vor den wachsamen Kreuzern zu verbergen.

Ich wanderte den übrigen Theil des Tages um die Stadt in Betrachtung der faulen Neger, und kehrte erst gegen Abend zurück. Bei einer angezündeten Fackel wollte ich mich niederlegen und während meine Augen umher-

schweiften, glaubte ich etwas Blitzendes unter meiner Bambusbettstelle zu sehen, doch schien es mir bei dem düstern Lichte der Fackel nicht wichtig genug; erst als ich mich dem Bette näherte, erkannte ich, daß das Glänzende von den Schuppen einer ungeheuern Schlange herrührte, welche ganz ruhig zusammengewickelt dalag. Meine erste Bewegung war, mich hinter die Thür zurückzuziehen. Dann erst dachte ich daran sie zu tödten. Zum Unglück standen meine beiden Gewehre an der Wand hinter dem Bette. Indem ich so nachdachte, was zu thun sei, während ich die Thür zur schleunigen Flucht in der Hand hielt, bemerkte ich, daß mein Gast sich nicht bewegte; daher faßte ich mir ein Herz, schlich leise hinter das Bett und ergriff rasch eines der Gewehre. Zum Glück war es mit grobem Schrot geladen; ich legte den Lauf auf eine Windung der Schlange, feuerte und rannte dann sofort hinaus. Auf den Knall stürzten von allen Seiten die Neger herbei, begierig die Ursache zu erfahren. Sie dachten, es wäre ein Mensch erschossen worden und flohen über Hals und Kopf, um sich zu verbergen, wobei sie endlich die große Schlange sich auf dem Boden windend bemerkten; beim Aufflackern meiner Fackel sah auch ich sie. Mein Schuß hatte sie so gut getroffen, daß ihr Leib in zwei Theile gespalten war, und die beiden Enden zuckten nun convulsivisch auf dem Boden. Durch

einige kräftige Schläge auf den Kopf tödtete ich das Thier gänzlich, welches zu meiner Verwunderung eine ganze Ente von sich gab. Wahrscheinlich hatte die Schlange des Nachmittags diese Ente verschluckt und dann in meiner Hütte Schutz zur ruhigen Verdauung gesucht. Mein schöner Schlafgenosse maß 18 Fuß in der Länge und ich muß gestehen, daß ich in dieser Nacht mehr als je von Schlangen träumte, denn von jeher hatte ich eine unüberwindbare Scheu gegen Reptilien.

Am folgenden Morgen besuchte ich die zweite Sklavenfaktorei, ähnlich der erstern, nur etwas netter eingerichtet. Während ich so dastand, wurden zwei junge Weiber und vierzehn Knaben zum Verkauf herbeigebracht und von den Portugiesen in meiner Gegenwart gekauft. Ein Knabe kostete zwanzig Gallonen Rum, einige Ellen Zeug und eine Quantität Perlen, die Weiber aber standen höher im Preise.

Um zwei Uhr Nachmittags wurde auf des Königs Palast eine Fahne aufgezogen, was bedeutet, daß ein Sklavenhändler auf offener See ist. In der That lief bald ein Schooner von etwa 170 Tonnen Last ein, und sogleich wurden aus einer der Faktoreien Rotten von Sklaven nach einem Punkte an der Küste in der Nähe des Schiffes getrieben. Ich blieb stehen, um Zeuge des Einschiffens zu

sein. Die Männer waren noch zu sechs zusammengekettet, aber gewaschen und in reinlichen Kleidern. Die Kähne waren große Boote, deren jedes etwa sechszig Sklaven aufnahm, und von sechsundzwanzig Ruderern geführt ward. Nie sah ich einen erbarmungswürdigeren Anblick, als diese armen Geschöpfe. Sie schienen wie von Sinnen zu sein, selbst die, welche ich in der Faktorei zufrieden und glücklich gesehen hatte, starrten jetzt mit einer Todesangst in ihren Blicken umher, die man im Leben nicht oft sieht noch fühlt. In der Faktorei, wo sie gut behandelt wurden und genug zu essen hatten, waren sie noch zufrieden gewesen; nun aber wurden sie Gott weiß wohin geschleppt und die schrecklichen Geschichten von der Menschenfresserei der Weißen schienen vor ihre Seele zu treten. Hier aber war keine Zeit für Sorge und Klagen. Trupp auf Trupp wurde in die Boote getrieben, bis diese voll waren und dann auf das Schiff gebracht, das sich auf offener See befand.

Eine neue Furcht hatte sich der armen Unglücklichen bemächtigt, wie ich von der Küste aus sehen konnte. Die guten Leute waren noch nie auf dem Meere gewesen und das Schwanken des Bootes erregte in ihnen die Furcht vor dem Ertrinken; darüber brachen die Ruderer in ein Gelächter aus und nöthigten die Sklaven sich auf den Boden des Kahns niederzulegen.

Nachdem in Zeit von zwei Stunden gegen sechshundert Sklaven in das enge Schiff gestapelt waren, zog dasselbe seine weißen Segel auf und segelte nach der Küste Südamerika's ab. Eine Flagge führen dergleichen Schiffe nicht, auch werden sie ohne solche von ihren Leuten an der Küste erkannt. Es sind in der That nur Brasilianische, Portugiesische, Spanische, zuweilen Sardinische, am häufigsten aber Amerikanische. Selbst Wallfischfänger, wurde mir erzählt, kommen an die Küste, nehmen eine Ladung Sklaven auf, fahren mit ihr unbelästigt fort und setzen, wenn sie dieselbe in Cuba oder Brasilien verkauft haben, ihre Wallfischjagd fort. Die Sklavenhändler und deren Aufseher an der Küste sind gewöhnlich Spanier oder Portugiesen. Einer derselben erzählte mir, er sei zweimal am Bord von Sklavenschiffen gewesen, habe jedoch jedesmal seine Fracht verloren. Das einemal wurde er durch ein französisches Schiff nach Brest gebracht, jedoch, weil die Franzosen portugiesische Schiffe nicht nehmen, nach französischen Gesetzen wieder freigegeben. Er dachte noch binnen Kurzem sein Glück zu machen und dann nach Portugal zurückzukehren.

Der Sklavenhandel ist in der That in Abnahme und den härtesten Schlag hat ihm Brasilien selbst zugefügt. Die Regierung war nämlich vor mehreren Jahren selbst

vor der Ueberzahl der Schwarzen gegen die weiße Bevölkerung erschrocken und Volk wie Regierung kam darin überein, diesen Handel zu entmuthigen und zu erschweren. Sollte nun auch der Handel nach Cuba nach und nach aufhören, so würde dies dem ganzen traurigen Geschäft eher ein Ende machen, als ein Blockiren der afrikanischen Küsten durch alle Seemächte der Erde. Auch ist es für eine beschränkte Schiffszahl unmöglich, eine Küste von viertausend Meilen mit Erfolg zu bewachen, und der Gewinn der Sklavenhändler ist so verlockend, daß sie den kleinen Verlust nicht scheuen, den ihnen einmal ein Kreuzer verursacht. Die Listen und Unredlichkeiten, so wie die schändlichen Grausamkeiten, welche sich die Sklavenhändler, dieser Auswurf der Menschheit, erlaubt haben, sind zu bekannt, als daß wir uns mit der Schilderung derselben hier noch befassen sollten.

Nachdem der Schooner abgesegelt war, besuchte ich den König, angemeldet bei Sr. Majestät durch den großen Mafuga. Auf meinem Wege dahin kam ich vor drei kleinen Häusern vorbei, in denen, wie mir erzählt ward, fünf Götzenbilder aufgestellt waren, die meines Wissens als die mächtigsten an der ganzen Küste von Banoko bis Mayombai verehrt wurden, denn sie waren die Beschützer aller Orungustämme, und deßhalb in der Nähe des königlichen Palastes

aufgestellt, der ihnen seine Ehre erweist und den sie vor allen Uebeln schützen.

Die fünf Götzen stehen in drei Häusern, im ersten Panger mit seiner Frau Aleka, der spezielle Beschützer des Königs und seines Volkes, im zweiten Makambi mit seiner Frau Abiala. Der arme Makambi ist ein machtloser Gott, indem seine Frau die Macht an sich gerissen hat. Diese hält ein Pistol in ihrer Hand, mit welchem sie jeden tödten kann, der ihr beliebt, weshalb sich die Einwohner sehr vor ihr fürchten. Doch schützt sie vor mancherlei Uebeln und namentlich sprechen die Kranken sie um ihre Hülfe an und bringen ihr Gaben, um sie zu versöhnen. Im dritten Hause steht der jugendliche Gott Numba, für die Orungu der Neptun und Merkur in einer Person, welcher vorzüglich vor den Gefahren zur See schützt.

Alle diese Götzenbilder sind groß und sehr roh gearbeitet, dennoch scheint das Volk großen Werth auf sie zu legen. Ich bot für einen zwanzig Dollars, erfuhr aber, daß ich ihn nicht für hundert Sklaven haben würde, was hier so viel heißt, als daß er unbezahlbar ist.

Drittes Kapitel.

Ein Ausflug in's Innere. — Nilpferde. — Das Shekianidorf Ngola. — Religion der Neger. — Jagd. — Ein gefoltertes Weib. — Abschied. — Sitten der Shekiani's.

Als ich den König um die Erlaubniß anging, zu einer Jagd in's Innere des Landes auszuziehen, stellte er mir mit großer Bereitwilligkeit sogleich fünfundzwanzig Leute zum Tragen meines Gepäcks und zur Beihülfe in der Jagd. Drei derselben waren eigene Sklaven Sr. Majestät und als die größten Jäger im Lande berühmt, denn sie hatten die königliche Tafel zu versorgen und brachten daher ihr Leben im Wald und auf der Jagd zu. Von den Elephanten, welche sie auf ihre Rechnung tödteten, brachten sie nur das Elfenbein heim. Ich selbst vereinigte mich mit ihnen dahin, daß jeder für seine Dienste zwanzig Ellen

baumwollenes Zeug erhalten sollte, sofern sie sich treu gegen mich bewiesen hätten. Sie schienen sehr willig mitzugehen, und mit dem Vertrage zufrieden zu sein. In zwei Tagen war ich zum Aufbruch bereit und da ich hoffte, Elephanten, Leoparden, Büffel und Gorilla's zu treffen, so versah ich mich mit einem guten Vorrath von Kugeln. Ich erfuhr, daß die Gegend, welche ich jetzt besuchen wollte, sehr reich an Wild sei und von Menschen wenig bewohnt werde. Die Nacht vor dem Aufbruche schlief ich auf Bitten des Königs in einem der schmutzigen Gemächer seines Palastes, doch im Grunde nur wenig, indem eine ungeheure Anzahl von Ratten mir die ganze Nacht hindurch den Mitbesitz dieses Gemaches streitig zu machen suchten; daher weckte ich schon früh meine Leute und um halb fünf Uhr waren wir bereits auf dem Wege, voran ich mit Aboko und Niankala und noch vier andern Jägern, denen dreiundzwanzig junge Leute als Gepäckträger und Jagdgehülfen folgten.

Der Weg führte uns über einige schöne Wiesen, welche gleich Gärten, zwischen den sie umgebenden dunkeln Wäldern liegend, in der Wildniß erschienen. Aboko machte mich darauf aufmerksam, daß wir nun bald Elephanten oder Büffel zu Gesicht bekommen würden und in kurzer Zeit erblickte ich wirklich einen Stier, welcher gleich Rothwild an einer Waldecke stand. Er blieb einige Minuten stehn, doch außer

Schußweite, da ihm aber unser Erscheinen nicht zu gefallen schien, so drehte er sich nach dem Walde um. Wir liefen, um ihm womöglich den Rückzug abzuschneiden und ich wartete an einer Stelle am Gehölz auf Aboko und zwei andere, welche mir den Stier zutreiben sollten. Plötzlich sah ich aus dem düstern Walde etwas auf mich zukommen, hielt es aber für einen meiner Leute. Es näherte sich mir und ging getrost bis auf einen freien Platz, wo es mich erblickte und mit einem gellenden Geschrei in den Wald entfloh. Nun erst erkannte ich, daß ich einen Schimpanse für einen Menschen gehalten hatte und ärgerte mich über dieses Mißverständniß sehr, da ich das Thier, das bei seiner Flucht kaum vierzig Schritt von mir entfernt gewesen war, so leicht hätte schießen können. Jetzt kehrten auch meine Leute zurück und lachten herzlich über meinen Irrthum, indem sie von einer Aehnlichkeit nichts wissen wollten, sondern den Irrthum meiner Unwissenheit und zum Theil, wie ich nachher erfuhr, einen Mangel an Muth von meiner Seite zuschrieben. Was letzteren betrifft, so hatte ich glücklicherweise bald Gelegenheit, sie vom Gegentheil zu überzeugen.

Beim Weitergehn tödtete ich bald eine Gazelle, welche uns das Abendbrod lieferte und da die Nacht bald hereingebrochen war, lagerten wir uns in der Mitte einer Wiese;

in kurzer Zeit brachten meine Leute aus dem nahen Walde eine große Menge Brennholz herbei und zündeten ein Feuer an, das man weithin sehen konnte. Unser Abendmahl bestand in Wildbraten und Pisang, gut für uns hungrige Leute. Dann streckten wir uns Alle nieder, mit den Füßen nach dem Feuer zu, und hüllten uns, ich in meine wollenen Decken, meine Leute in Blätter und Gras, wie sie es erhalten konnten, ein, doch mußten die armen Burschen bei ihrer leichten Kleidung viel vom Frost leiden, denn selbst hier in der Nähe des Aequators sind, wenn die Sonne nicht am Himmel steht, die Winde in der trocknen Jahreszeit sehr rauh und kalt. Auch ich konnte, wiewohl ich mich in eine dicke Decke gehüllt hatte, vor Kälte nicht schlafen.

Wir waren nun etwa fünf Meilen gegen Nordost durch eine wahrhaft schöne Gegend gereist, wellig und hügelig, mehrmals wie gesagt über Wiesen, die gleich schönen grünen Inseln mitten in dem Walde liegen. Diese Wälder sind die Zufluchtsörter für große Heerden wilder Büffel und Antilopen, welche nur bei Nacht auf die großen Grasfelder kommen, um darauf zu spielen und zu weiden, doch ist die Gegend auch zugleich von hohen oft steilen Felsen unterbrochen, welche zuweilen über hundert Fuß tief in enge Thäler abfallen, die sie von andern Hügeln trennen, und in deren ruhigem Düster wir bisweilen Thiere sich

bewegen oder ruhen sahen. Einen solchen Abgrund mußten wir auf einem großen Baumstamm überschreiten; aber dieser Schlund war das Bett eines Stroms, welcher zur See hinabfloß. So überschritten wir noch drei bis vier kleine Ströme, alle gleich klar und schön, doch ist die Gegend, wenn nicht etwa die tiefern Thäler mehr Wasser haben, im Allgemeinen trocken zu nennen.

Da ich nun doch nicht weiter schlafen konnte, so weckte ich gegen zwei Uhr meine Leute in der Hoffnung mich durch Bewegung besser als durch Stillliegen erwärmen zu können. Die armen Burschen waren selbst froh darüber, denn sie hatten mehr als ich gelitten. Nachdem wir ein paar Stunden scharf gegangen waren, gelangten wir in einen dichten Wald, der uns besser vor den Wind zu schützen vermochte. Hier zündeten wir rasch ein großes Feuer an, und streckten uns an demselben zu einem kurzen Schlummer nieder, aus welchem uns erst bei Sonnenaufgang das Geschrei des grauen Rebhuhns (Francolinus squamatus) erweckte.

Bald gelangten wir wieder an eine schöne Wiesenstrecke, an dessen fernen Grenzen wir mehrere Heerden wilder Büffel ruhig grasen sahn, die jedoch bald eiligst bei unserer Annäherung in das Gehölz entflohen. Ihr Anblick hatte mich lebhaft an eine von Rindvieh bedeckte Meierei in meiner Heimath erinnert. An einem kleinen

Pfuhl oder See sah ich jetzt zum erstenmale Nilpferde. Ein Dutzend dieser großen plumpen Geschöpfe bewegte sich schnaubend in dem Wasser, bald ihren ungestalteten Kopf herausstreckend, bald ihn auf den Grund tauchend. Aboko rieth mir, keines dieser Thiere zu tödten, weil, wie er richtig bemerkte, es schwer sein würde, sie aus dem Wasser zu holen, es geschähe nur, wenn sie des Nachts auf's Land kämen, um zu grasen.

Kurz nachher kamen wir nach einem offenen Raume, auf dem uns ein Trupp Männer entgegen kam, die, als sie uns sahen, sich unruhig zum Kampfe rüsteten, denn hier gilt kein Gesetz und des Menschen Hand ist gegen die seines Bruders erhoben. Die Mehrzahl derselben verbarg sich in's Gras, und nur vier junge wohlbewaffnete Burschen kamen auf uns zu mit der Frage, ob wir als Feinde oder in Frieden kämen. Als sie mich erblickten, malte sich Bestürzung und Erstaunen, einen weißen Mann so weit im Innern zu erblicken, in ihren Gesichtszügen; bald gaben sie ihre Furcht auf und riefen ihrer Gesellschaft zu, sie möchten kommen und sich den „Otangani" ansehn.

Sogleich umgab mich eine neugierige Menge, von denen die Meisten noch nie einen Weißen gesehen hatten, wenn sie auch durch den Handel von ihnen wußten. Auch diese Leute waren handeltreibend vom Stamme der She-

kiani, hier in der Gegend herum das vorherrschende Volk.

Doch wir verließen diese Leute in ihrer Verwunderung, weil uns daran gelegen war, am Nachmittag noch zeitig das Dorf Ngola zu erreichen. Dieses war die Residenz eines Shekiani-Häuptlings Namens Njambai, eines Vasallen des Königs Bango, welchem dieser durch Aboko auftrug, mich so lange zu unterhalten, als es mir beliebte der Jagd wegen bei ihm zu bleiben. Das Dorf liegt grade 12 Meilen von Sangatanga und besteht aus etwa funfzig Bambushütten in zwei Reihen, welche nach afrikanischer Sitte eine lange Straße bilden, und der Ort hat ein so freundliches nettes Ansehen, wie man es selten in Afrika findet.

Bei unserer Ankunft rannen die Weiber, durch meinen Anblick erschreckt, mit Geschrei in ihre Hütten, denn nichts erregt im Innern Afrikas einen solchen Aufruhr, als das Erscheinen eines weißen Mannes. Kinder und Weiber erschrecken schon bei dem Gedanken, daß der bloße Anblick eines Weißen sie tödten könne. Hier jedoch schienen die Männer durch meinen Anblick nicht einmal so überrascht, als die früher gesehenen Cannibalen, und obgleich Njambai noch nie einem Weißen begegnet war, so empfing er mich doch sehr höflich. Aboko theilte ihm die Botschaft des

Königs Bango mit, worauf Njambai erwiderte, daß ihm das ganze Land rings umher gehöre, und ich daher von ihm so viel Leute zur Hülfe bei der Jagd erhalten könnte, als ich wünschte. Als so Alles genügend vorgesehen war, führte man mich in das Haus des königlichen Bruders, welches als das bequemste in diesem Dorfe für meinen Gebrauch ganz besonders zugerichtet war.

Njambai's Haus war übrigens von Bambus gebaut, mit Palmblättern bedeckt und der Boden von gehärtetem Thon. Alles in demselben war nett und reinlich; an den Wänden hingen einige gemalte Bilder, wahrscheinlich Geschenke Bango's; vermißte ich auch Stühle, so waren doch zwei hölzerne Bänke mit Matten bedeckt, auf welchen Njambai und ich bei der Unterhaltung saßen. Das Haus war etwa 20′ lang, 10′ hoch und 10′ tief und mit einem niedlichen Altan geziert.

Ich konnte wohl bemerken, wie sehr sich der alte Bursche über meinen Besuch freute, denn solche Ehre war bis jetzt keinem seiner Mithäuptlinge begegnet, deshalb durfte ich auf eine gute Aufnahme rechnen. In der That hatte ich das beste Haus erhalten, und kaum etwas eingerichtet, ward mir ein Mahl aufgetischt, bestehend aus gekochtem und geröstetem Pisang, süßen Bataten, gekochten Hühnern und gebratenen Affen. Diesen letzteren genoß ich frei-

lich nicht, weil, wie ich schon mehrmals gesagt habe, mir das Fleisch des so menschenähnlichen Affen, wenn ich nicht sehr hungrig bin, widersteht. Nach Tische sendete ich an Njambai einige Päckchen virginischen Tabak, im Innern Afrikas das willkommenste Geschenk. Er schickte mir dagegen ein Bund Zuckerrohr.

Dies Alles überraschte mich sehr, solche Reinlichkeit hatte ich bei den Eingeborenen nicht erwartet, selbst die lange Straße war ohne Unkraut. Das Haus des Shinshuko, in welchem ich wohnte, war so groß und bequem, wie die Häuser zu Sangatanga und die Thür sogar mit einem Schloß und Schlüssel versehen, so daß, als mein Gepäck hineingebracht war, der gute Shinshuko mir den Schlüssel mit dem Bedeuten übergab, daß bei offenen Thüren das Volk sich leicht zum Stehlen versucht fühlen könne. Ueberhaupt sah ich hier, ungeachtet der Entfernung von der Küste, und obgleich nie ein weißer Mann hier gesehen ward, um mich her doch so manche Spuren der Civilisation der Weißen.

Der folgende Tag war ein Sonntag, an welchem ich ruhig in meinem Hause blieb, beschäftigt mit Lesen in der Schrift, und voll Dank, einen Tag zur Ruhe und zum Nachdenken zu haben. Kaum konnte ich meine Jäger von der Jagd abhalten, sie meinten, der Sonntag möge wohl

gut sein für die Weißen, die Schwarzen hätten aber damit nichts zu thun. Ueberhaupt, wenn man auf Gebräuche zu sprechen kommt, so wenden die Neger jederzeit nur ein, der Gott, welcher die Weißen geschaffen habe, sei nicht derselbe, welcher die Schwarzen gemacht habe. Dann sammelte sich der Häuptling und ein großer Theil seines Volks um mich herum. Ich sagte ihm, ihre Fetische und Zaubermittel seien ganz unnütz und kraftlos, es sei abgeschmackt, von einem bloßen hölzernen Bilde, das Menschen gemacht haben und verbrennen können, irgend etwas zu erwarten, auch Zauberei sei nichts und es sei großes Unrecht, Menschen wegen dieser Anklage zu tödten, es gäbe nur einen einzigen Gott, welchen Weiße und Schwarze gleich ehren und lieben müßten. Doch Alles dieses erregte nur Ausbrüche der Verwunderung und des Unglaubens.

Njambai ergriff das Wort und bemerkte, daß wir Weißen von unserm Gott sehr bevorzugt wären, der so gut sei, uns Flinten und Pulver vom Himmel zu schicken, und sein Bruder setzte hinzu, es müßte doch sehr schön sein, Flüsse von Alugu (Rum) zu haben, welche Jahr aus Jahr ein durch das Land strömen, nnd an den Ufern eines solchen Flusses möchte er wohl wohnen.

Als ich ihnen hierauf sagte, wir fertigten unsere Gewehre selbst und Flüsse von Rum gäbe es nicht, so schien

dies eine unerwartete Täuschung für sie zu sein. Njambai, ein herzensguter Mann, voll Freigebigkeit versicherte mir jetzt, er wolle zu Ehren meines Besuchs mir alle Weiber des Dorfs zu Befehl stellen. Dieses lehnte ich ab, indem ich ihm bedeutete, daß die Weißen den Mißbrauch der Frauen verabscheuen und daß in meinem Lande jeder Mann nur eine Frau habe und nicht zwei oder mehrere besitzen dürfe. Dies erschien ihnen als der härteste Zwang und sie brachen in einen Schrei des Erstaunens aus; ja sogar die Weiber sagten, dies wäre ein sonderbares, nicht gutes Gesetz. Ueberhaupt scheinen sie sich von den Weißen eine ganz sonderbare Vorstellung zu machen.

Am folgenden Tage brachen meine Jäger vor Tageslicht auf, indem sie sagten, sie wollten keine Zeit mehr verlieren, aus Furcht ich möchte noch einen Tag hier zaudern — eine Probe von dem drolligen Humor dieser schwarzen Burschen. Unsere Gesellschaft vermehrte sich noch durch einige der besten Jäger aus dem Dorfe, welche mit uns auszogen. Ich versah Alle mit Pulver, da sie sämmtlich mit Gewehren bewaffnet waren. Aboko mit zwei Begleitern hatten sich ins Besondere die Leoparden-Jagd vorbehalten, während ich mit dem Haupttroß in den Wald ging. Um Mittag kehrten wir mit mehr Wild zurück, als ich

je an einem Tage in Afrika geschossen hatte, keins jedoch von bedeutender Größe. Was mich am meisten freute, war, daß unter den Thieren, die ich selbst schoß, eine neue und bis jetzt unbekannte Varietät des Guinea-Huhns war.

Dieses gehaubte Guinea-Huhn (Numida plumifera) ist einer der schönsten Vögel. Der nackte Kopf ist mit einer Haut von dunkel schwarzblauer Farbe bezogen und mit einem Büschel grader, dichter, flaumiger Federn gekrönt. Der obere Theil des Halses, des Hinterkopfs und der Kehle ist beim Männchen mit kurzen dunkeln Federn bedeckt, beim Weibchen federlos. Das Gefieder am Körper ist auf einem schönen dunkelblauen Grunde mit vielen Augen von weißer, schwach mit blau gemischter Farbe bedeckt. Schnabel und Schenkel sind von demselben Blauschwarz wie die Kopfhaut. Die Federn an den Flügeln haben weiße Spitzen. Die ganze Länge des Vogels, welchen ich jetzt schoß, betrug 17 Zoll. Dieser Vogel findet sich nicht in den Wäldern an der Küste, hier fand ich ihn zum erstenmal. Er ist sehr scheu und fliegt in großen Schaaren durch die Wälder, wo der Reisende dessen helle Stimme hört. Noch öfterer bemerkt dieser die Spuren dieses Vogels, indem die Schaaren, wo sie sich niederlassen, den Boden aufscharren. Des Nachts setzen sich alle Vögel desselben Schwarms zusammen auf denselben Baum, auf-

gestört fliegen sie aber nicht zusammen, sondern zerstreuen sich nach allen Seiten, weshalb es nicht leicht ist, einen dieser Vögel zu schießen.

Da ich noch nüchtern war, verzehrte ich erst mein Mittagbrot, ehe ich anfing, meine Beute auszustopfen. Es machte mir viel Noth, mein prächtiges Guinea-Huhn nebst einem sonderbaren schwarzen Affen (Colobus Satanus) zu präpariren und dann durch eine sichere Person nach Sangatanga zu schicken. Ich litt zu dieser Zeit viel an heftigem Kopfschmerz und es war mir fast lieb, daß Aboko zurückkehrte, ohne etwas geschossen zu haben, denn wenn ein Thier in dieser Breite geschossen wird, so muß es unverzüglich ausgestopft werden, wenn es nicht eine Beute der Ameisen werden soll.

Sehr ermüdet, ging ich zeitig zu Bette, ohne jedoch schlafen zu können, da das ganze Dorf die Nacht über in Aufregung war, über die Ehre, daß ich so lange bei ihnen blieb; zum Glück wurde ich nicht heraus gerufen, um daran Theil zu nehmen. Es war schlimm genug, daß ich das Singen, Schreien, Tanzen und Jauchzen mit anhören mußte. Am folgenden Tage hatte ich noch den heftigsten Kopfschmerz, so daß ich nicht jagen konnte; statt dessen mußte ich mich freilich einer großen Anzahl neugieriger Shekiani vorstellen, welche aus den benachbarten

Ortschaften herbei gekommen waren, den weißen Mann zu sehen. Sie prüften mich mit einem sonderbaren Gemisch von Furcht und Verwunderung, vorzüglich aber setzte mein Haar sie in Erstaunen. Viele meinten, ich müßte wohl ein Geist (mbuiri) sein, und bewiesen mir große Verehrung.

Meine Jäger brachten gegen Abend eine große Menge von Affen ein, an deren Fleisch sie sich labten, während ich noch vor Schlafengehn acht der seltensten Thiere ausstopfte. Es war jetzt eben Alles ruhig, nämlich eine von den heiligen Zeitmomenten, die, wie schon früher erwähnt, mit dem Mondwechsel zusammenhängen, wo Jedermann seinen Körper mit rothen und weißen Strichen bemalt; jedoch auch hier war mein Fragen nach dem wahren Grunde dieser Ceremonie ein vergebliches.

Auch am folgenden Tage ging ich nicht aus und zwar dies mal zu meiner größten Freude, denn ich hatte dadurch Gelegenheit, einem armen Weibe die unter den grausamsten Qualen getödtet werden sollte, das Leben zu retten. Während ich eben nach Tische las, hörte ich, wie in großen Aengsten, eine Frau schreien. Auf die Frage nach der Ursache, sagte man mir, daß Njambai eine seiner Frauen bestrafe. Rasch eilte ich nach dessen Hause und hier bot sich vor demselben ein Schauspiel dar, vor dem mir das

Blut in den Adern erstarrte. Ein nacktes Weib war mit dem Leibe an einen starken Pfahl gebunden und ihre Schenkel ausgestreckt an kleinere Stäbe. Um Hals, Leib, Knöchel und Handgelenke waren dicke Seile gelegt, die mit Stäben angezogen wurden. Als ich ankam, war die Haut von dem furchtbaren Druck schon ziemlich zerrissen. Eine große Menge Zuschauer standen ohne äußere Zeichen einer Theilnahme umher, da sie wahrscheinlich schon an solche Scenen gewöhnt waren. Ich ging zu Njambai, faßte ihn am Arm und bat ihn, die Unglückliche um meinetwillen zu erlösen und sie nicht zu tödten. Während dessen hatten die Folterknechte schon ihre fürchterliche Arbeit eingestellt und schienen selbst Willens die Arbeit aufzugeben. Njambai zauderte und ging ins Haus, ich ihm nach mit der Drohung sogleich sein Dorf zu verlassen, wenn er die Frau nicht los ließe. Endlich sprach er, „Binde sie selbst los, ich schenke sie dir." Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, und weil sich die Stränge nicht gleich aufbinden ließen, zerschnitt ich sie mit meinem Messer. Das arme Geschöpf war mit Blut bedeckt und die Stricke hatten so tief eingeschnitten, daß das Fleisch aufgeborsten war. Dennoch war sie nicht ernstlich verletzt und ich dankte Gott in meinem Herzen, daß ich Gelegenheit erhalten hatte, ihr das Leben zu retten. Nun ging ich noch einmal zu Njambai, und ließ

mir von ihm versprechen, daß er das Weib nicht weiter bestrafen wolle und frug ihn dann, was sie gethan habe, um eine solche Strafe zu verdienen. Sie hat mir, sagt, er, den Perlengürtel gestohlen, welchen ich mir gewöhnlich um meinen Leib binde und ihn ihrem Liebhaber geschenkt — ein freilich verabscheuungswürdiges Verbrechen.

Um Seine schwarze Majestät auf andere Gedanken zu bringen, zeigte ich auf einen kleinen Vogel hin, welcher auf dem Wipfel eines hohen Baumes in der Nähe saß und versprach ihm, ihn herabzuschießen. Das ist nicht möglich, rief er als Neger, welche so schlechte Schützen sind, aus. Ich sandte nach meiner Büchse, zielte und siehe, da lag der Vogel unter lautem Beifallsgeschrei Njambai's und seines Volkes. Er prüfte mein Gewehr, welches mit einem Percussionsschloß versehen war, und konnte sich darüber nicht genug wundern. Nur mit Hülfe eines Fetisch, mit Hülfe eines kräftigen Zaubers, meinte er, sei so etwas möglich. Um ihn dann in seiner guten Laune noch mehr zu bestärken, brachte ich mein Büchschen mit Streichhölzern vor und zündete ein Licht an — eine Kunst, die niemals bei den Binnennegern mir große Achtung zu verschaffen, verfehlt hat. Nichts erscheint ihnen so wunderbar als dieses Experiment und auch diese Shekianis wurden nicht müde, mein „Feuermachen“ mit anzusehen.

Am folgenden Tage ging ich für mich selbst auf die Jagd und schoß zu meiner großen Freude einen andern neuen Vogel, ein schwarzes Wildhuhn (Phasidus niger), einen der sonderbarsten Vögel, die ich in Afrika gesehen habe, und dessen Entdeckung ich nächst der des oben beschriebenen Guinea-Huhnes für die wichtigste halte. In der That halte ich diese beiden Vögel unter den 60 neuen Vögeln, welche ich der Liste der bekannten Vögel Afrikas anzureihen im Stande war, für die interessantesten. — Der Phasidus niger ist mit Einschluß der Schwanzfedern 18 Zoll lang. Der Kopf und der obere Theil des Halses sind unbefiedert bis auf einen länglichen Streifen kurzer schwarzer Federn, der von der Wurzel des Schnabels bis nach dem Hinterkopf geht und dort plötzlich absetzt. Der unbefiederte Theil des Kopfes ist beim Weibchen blaßroth, beim Männchen dunkel scharlachroth. An der Kehle und an der Stirn sind die Federn sehr kurz. Als ich diesen Vogel zum erstenmal in den Wäldern sah, glaubte ich eines unserer Haushühner zu sehen. Der Name Cuba iga, welchen ihm die Eingebornen gaben, bedeutet so viel als wildes Huhn, und wild ist es, so daß man ihm schwer ankommen kann. An der Küste findet es sich gar nicht vor und ist auch in den innern Wäldern nur selten zu finden, niemals in Schaaren, wie das Guinea-Huhn,

sondern immer ein Hähnchen mit einem oder noch häufiger zwei Weibchen in Gesellschaft. Dabei sind sie sehr wachsam und entfliehen bei dem geringsten Geräusch.

Ich hatte nun so viele Thiere gesammelt, daß ich nicht weiter nach dem Nazarethfluß reisen konnte, ohne mich der Gefahr auszusetzen, meine Sammlung zu verlieren, die meine stete Sorge in Anspruch nahm, da die Ameisen beständig auf ihre Beute lauerten.

Ich sagte Njambai, daß ich nach Sangatanga zurückkehren müßte, und fing an, meine Thiere und meine Skelette in so kleine Packete zu vertheilen, daß sie bequem fortzubringen waren. Am Abend vor der Abreise vertheilte ich noch meinen ganzen Vorrath an Tabak unter die Leute, welche mich durch so große Gastfreundschaft zu Dank verpflichtet hatten und wohl diese Kleinigkeit verdienten, deren Werth in ihren Augen ein so großer war.

Njambai gab mir als Vorrath auf die Reise ein Hühnchen, ein halb Dutzend Eier und zwölf Bündel Pisang, wogegen ich ihm von Sangatanga aus fünfundzwanzig Päckchen Tabak, ein Stück Zeug, ein Glas mit Pulver, drei Pfeifen und einige Perlen zu schicken versprach. Als besondere Bitte sprach er mich um etwas Rum an, wozu ich mich jedoch nicht verstand. Dann, sagte er, müßte ich wieder kommen und länger bei ihm bleiben und seine besten

Jäger würden zu meiner Hülfe bereit sein, aber, fügte er stets hinzu, wenn Du kommst, vergiß mir den Rum nicht, und so kam er bei allen Bitten und Versprechungen immer wieder auf den Rum zurück. Ich aber hatte mir es bei meinen Reisen in Afrika zum Princip gemacht, niemals einem Neger Rum zu geben. Als Alles zur Abreise bereit war, schickte Njambai seinen Sohn mit, welcher ihm die Geschenke bringen sollte und bat nochmals, den Rum nicht zu vergessen. Als Andenken verehrte er mir noch eine alte Thonpfeife, schwarz von Alter und Gebrauch, die er jedoch sehr werth zu halten schien. Er bat mich, sie nach meiner Heimath mit zu nehmen und den Leuten daselbst zu sagen, dies sei die Lieblingspfeife des Königs Njambai gewesen.

Ich war nun bei mehreren Gelegenheiten vier Meilen vom Njambai's Dorf vorgedrungen, hatte aber die Gegend nirgends anders als wie bereits beschrieben, gefunden. Da dies jedoch das letztemal ist, daß ich mit dem Stamm der Shekianis in Berührung komme, so scheint es mir hier an der Stelle zu sein, dem Leser im Allgemeinen einige Nachrichten von diesem großen und bedeutenden Negerstamme mitzutheilen.

Der Stamm der Shekiani mit ihren Stammverwandten, die nur verschiedene Dialekte ihrer Sprache sprechen,

nehmen einen Landestheil ein, der sich von der Seeküste bis auf 16 Meilen ins Innere und von den Ufern des Muni und Munda nach Süden bis nach den Ufern des Ogobai erstreckt; allein sie haben keinen Centralvereinigungspunkt, sondern sind über das ganze Land in Dörfer zerstreut, meist in der Nachbarschaft der Mpongwe's und Bakalai, wobei sie indeß ihre Nationalität zu bewahren wissen.

Sie sind von gewöhnlicher Größe, für Neger ziemlich hellfarbig, minder schön als die Mpongwe's und Mbenda's, aber sie sind kriegerisch, verrätherisch, dem Handel sehr ergeben, Betrüger von großer Virtuosität, dabei sehr gute Jäger, flink, thätig und sehr leicht zu Fuß. Händelsüchtig stehen sie unter sich wie mit andern Stämmen in beständigem Streit. Die Männer haben mit den andern Afrikanern gemein, daß sie an dem Ackerbau wenig Geschmack finden, die Bodencultur vielmehr den Weibern und Sclaven überlassen. Die Shekiani an der Küste besitzen viel Sclaven, hingegen die im Innern nur wenige. In ihrer Kriegführung spielt die List eine Hauptrolle. Ueber den Muth eines Weißen, welcher seinem Feinde ins Angesicht sieht, lachen sie, Hinterhalte aber und plötzliche Ueberfälle sind ihre Freude. Liegt ein Mann mit dem andern in Streit, so lauert er ihm auf, schießt ihn beim

Vorübergehen nieder und zieht sich dann zurück. Dann nehmen die Freunde des Ermordeten den Streit auf, Ueberfälle und Mord folgen sich, und nicht selten wird dann nach und nach ein Dutzend Dörfer in diesen Streit verwickelt, so daß das Morden und Rauben Monate ja selbst Jahre lang fortdauert. Dadurch wird die Unsicherheit für alle ansässigen Stämme immer größer; ja es kommt wohl gar dahin, daß die Bewohner eines Dorfes sich veranlaßt sehen dieses zu verlassen und sich an einer neuen Stelle anzubauen. Dabei kann man sie im allgemeinen doch nicht blutdürstig nennen, sondern nur leichtsinnig, mit dem Leben spielend, leidenschaftlich und rachsüchtig.

Polygamie ist unter ihnen vorherrschend und der Mann hat, wie schon erzählt ward, ein Interesse daran, mit so viel einflußreichen Familien in seinen wie in fremden Stämmen eheliche Verbindungen zu schließen, als er irgend vermag, denn dadurch erweitert er seine Handelsverbindungen, sein Einfluß und sein Ansehen steigen. Andererseits ist dieses die Veranlassung zu den meisten Zwistigkeiten und Kriegen. Die Männer lassen sich gern und beständig in Intriguen mit fremden Weibern ein und werden, wenn ertappt, von dem Beleidigten erschlagen; weibliche Keuschheit wird gering geschätzt. Den Grund, warum dieser wie andere Stämme so allmählig dahin schwinden,

findet man darin, daß sie ihre Töchter so frühzeitig verheirathen, daß sie niemals Mütter werden können. Man verlobt die Kinder in dem Alter von drei bis vier Jahren. Die Mädchen werden gewöhnlich mit acht oder neun Jahren Frauen und sind bereits mit dreizehn oder vierzehn Jahren Mütter; die natürliche Folge ist, daß die Frauen frühzeitig altern und die Mehrzahl derselben jung und kinderlos stirbt.

Obgleich weibliche Keuschheit bei ihnen nicht in hoher Achtung steht, so bestraft man dennoch den Ehebruch streng und zwar mit Geldbußen, je nach dem Vermögen des Verbrechers. Viele Männer werden alljährlich als Sclaven verkauft, wenn sie auf andere Art sich nicht auslösen können. Gewöhnlich hat jeder Mann eine Hauptfrau, meistens die zuerst geheirathete und ein Verbrechen mit dieser gilt für das größte, welches nur durch Sclaverei des Beleidigers gesühnt werden kann. Vermehrt ein Ehemann durch neue eheliche Verbindungen die Zahl seiner Frauen, so übergiebt er die Braut, die in den häufigsten Fällen noch Kind ist, der Aufsicht und Erziehung der Hauptfrau. Sie heirathen auch Sclavenweiber, allein die Kinder derselben, wiewohl frei, genießen doch nicht das Ansehn als die Kinder der freien Weiber. Nicht selten entfliehen die Weiber ihren Eheherren wegen Mißhandlungen und dergleichen nach andern Dörfern, und da

es eine Ehrensache für letztere ist, die Flüchtlinge nicht auszuliefern, so ist dies eine neue Quelle für Zwist und Krieg.

Die Behandlung der Weiber ist sehr hart; ihnen legen die Männer die härtesten Arbeiten und Lasten auf, zumal Lastthiere in dieser Gegend Afrikas unbekannt sind.

Der Stamm der Shekiani verzweigt sich in mehrere Familien, und ob diese gleich in Dörfern scheinbar ansässig sind, so kann man sie doch nomadisch nennen, da sie bei der geringsten Veranlassung ihren Wohnsitz ändern. Ihr Aberglaube, ebenso wie Zwiste mit den Nachbarn, Tod eines Häuptlings, Furcht vor Verzauberung u. s. w., bereitet ihnen vielen Jammer; an Götzen, guten und bösen Geistern, Fetischen und Zauberern findet sich kein Ende, doch komme ich darauf an einer anderen Stelle zurück.

Viertes Kapitel.

Neue Jagdparthie. — Ein Lager im Walde. — Leopardenjagd. — Elephantenjagd. — Eine Boa. — Büffeljagd. — Rückkehr nach Sangatanga. — Götzen. — Habgier des Königs. — Todtenacker der Sclavenfactorei. — Fischerei am Cap Fetisch. — Todtenacker der Orungeb.

Am 30. Mai machten wir uns auf die Rückreise nach Sangatanga, doch war ich nicht gleich Willens an die Küste zurückkehren, sondern wünschte noch einige Wochen in dem Walde und auf den Wiesen zuzubringen, wo ich Aussicht hatte, einige sehr scheue Thiere zu jagen. Daher ließ ich mir nur von Sangatanga aus Proviant nachkommen und begab mich von Neuem auf die Jagd. An dem Ufer eines kleinen Sees traf ich einen einzelnen Büffel. Ich war meiner Gesellschaft, die sich niedergelegt hatte, etwas vorausgeeilt, und schlich mich daher allein an den Büffel auf Schußweite heran, so das ich ihn erlegen konnte. Meine

Begleiter waren bald darüber her ihn zu zerlegen und ein Mahl von demselben zuzubereiten. Von der fast üppigen Lebensweise waren sie schon wie gemästet, priesen mich als einen großen und glücklichen Jäger und versicherten, sie hätten noch nie so gute Zeit gehabt. In dieser, für die Jagd so günstigen Gegend, an dem Ufer eines kleinen Sees, welchen das Wild seinen Durst zu stillen besuchte, schlugen wir nun unser Lager auf. Ich richtete mich so gut es ging ein, schichtete meine Kasten und Geräthe so auf, daß sie mich gleichzeitig gegen den Wind schützten und zum Glück hatten wir in der trocknen Jahreszeit vom Regen nichts zu befürchten.

Nachdem Alles eingerichtet war, warnte ich mit möglichst ernster Miene meine Leute, ihre Finger von meiner Habe fern zu lassen, und drohte jeden, der sich an meinem Eigenthum vergreift, ohne Erbarmen niederzuschießen, worüber ich mich bei dem Könige schon rechtfertigen werde. Aboko erwiederte kaltblütig und launig, das würde ihm freilich nichts helfen, übrigens versicherten Alle laut ihre Ehrlichkeit. In der That war mein Vertrauen zu ihnen gewachsen, so daß ich hoffte nicht in die Verlegenheit zu kommen, meine Drohung verwirklichen zu müssen.

Hierauf lagerten wir uns um ein Feuer, über welchem ein großer Kessel hing, in dem das saftige Büffelfleisch

gekocht ward, während vor uns große Bündel Pisang am Feuer rösteten. Dies gab uns ein köstliches Abendessen, ich mit Teller, Gabel und Messer, die ich als Zeichen der Civilisation stets bei mir führte, meine schwarzen Burschen mit frischen Blättern statt der Teller und mit der schwarzen Männergabel mit fünf Zinken! Nach der Mahlzeit trank jeder einen Schluck Palmwein, der von Ngola mitgebracht war und dann, um dem Fest die Krone aufzusetzen, öffnete ich unter den erwartenden Blicken der schwarzen Burschen meinen Kasten und verehrte jedem ein Päckchen Tabak, was ihre gute Laune aufs Höchste steigerte. Sie kauerten sich zusammen und schwatzten von Jagdabentheuern, von Zauberei, von bösen Geistern — ein köstliches Gemälde rings um das Feuer. Endlich mußte ich sie erinnern, daß es bereits ein Uhr war und verfiel selbst bald in Schlaf. Die Neger mögen wohl noch lange geplaudert haben, denn Plaudern ist ihr höchster Genuß. Am folgenden Morgen machte ich mich mit Aboko bei Zeiten auf den Weg, um Elephanten aufzusuchen, während Niamkala mit mehreren andern auf die Jagd von wilden Schweinen und wo möglich auch von Gorillas und Schnepfen ausging. Ich hatte wenig Glück und schoß nur einige kleine Affen und unbedeutende Vögel, allein bei der Rückkehr nach dem Lager erblickten wir am Rande einer

Wiese mehrere Büffel, welche uns des hohen Grases wegen nicht sehen konnten. Während ich mich nun mit Aboko leise den nichtsahnenden Stieren näherte und schon das Gewehr erheben wollte, bedeutete mich Aboko mit stummen Zeichen still zu sein und zu horchen. Als ich so völlig bewegungslos dastand, hörte ich in einiger, wie es schien, geringen Entfernung von uns ein tiefes Knurren, das mein damit unbekanntes Ohr für das Rauschen des Windes in dem Gras gehalten haben würde, aber Aboko's kundiges Ohr täuschte sich nicht. Sein Gesicht wurde sehr ernst und leise flüsterte er mir zu: „Njepo", wie die Shekiani den Leoparden nennen.

Das Knurren dauerte fort und wir schritten langsam und sehr vorsichtig einige Schritte weiter, um eine Stellung zu gewinnen, welche uns einen freien Blick über die Wiesenfläche gestattete. Die Leoparden kommen in der Regel nur bei Nacht zum Vorschein und nur der äußerste Hunger kann sie am offenen Tage aus ihrem Lager locken. Ist aber der Leopard hungrig, so ist er ungewöhnlich wild und rasch in seinen Bewegungen. Nun wußten wir, daß das Thier nahe sein müsse, obgleich es uns noch nicht zu Gesicht kam, da aber der Wind von demselben nach uns zu blies, so bemerkte ich deutlich an dem starken und eigenthümlichen Geruch, der

diesem Thiere eigen ist, daß es nicht weit von uns sein könne. Sollte es, dachte ich in meiner Seele, schon auf uns lauern, uns durch das dichte Gras bemerkt haben, zum Sprunge schon bereit liegen?

Während dessen stand unser Büffelstier vor seiner Heerde nicht dreißig Schritt vor uns, ohne alle Ahnung der ihm von so vielen Feinden drohenden Gefahr. Plötzlich erblickte ich bei einer zufälligen Seitenbewegung durch eine Oeffnung im Grase ein großes Leopardenweibchen mit einem Jungen an der Seite. In demselben Augenblick wurden auch wir von dem Thiere bemerkt, welches rasch seinen Kopf nach uns wandte. Offenbar hatte es, aufmerksam auf den Büffel lauernd, unsere Ankunft nicht bemerkt und es schien mir, als wenn eine gewisse Unentschiedenheit beim Anblick so mancherlei Wildes, in seinem Gesichte läge, und als sei es in Verlegenheit, wohin es seinen Angriff zuerst wenden solle. Der lange Schwanz bewegte sich hin und her und die Augen blitzten. Doch ich riß das Thier bald aus seiner Verlegenheit, denn ehe es zum Entschluß kam, saß ihm meine Kugel im Kopf. Zu gleicher Zeit feuerte Aboko auf den jungen Leoparden und tödtete auch ihn. Meine Leute waren ganz außer sich vor Freude über diesen Triumph, denn der Leopard ist einer der gefährlichsten Thiere in diesen Wäldern. Der Gorilla soll ihn

zwar tödten, ist aber doch für den Menschen nicht so gefährlich, als diese fürchterliche Katze. Daher wird es als ein großes Fest gefeiert, wenn eines dieser Thiere getödtet wird und das ganze Lager gerieth darüber in Aufregung; es wurden Gewehre abgefeuert und Alles jubelte laut auf. Mitten unter diesem Jubel kam auch Niamkala ins Lager zurück und brachte außer einigen wilden Schweinen ein niedliches Ncheri, eine kleine Art Gazelle mit. Nach der Abendmahlzeit bemalten sich meine Leute, tanzten und besangen den todten Leoparden. Spöttisch machten sie ihm wegen seiner Schönheit Complimente, „wahrlich", riefen sie aus, „du bist ein schönes Thier, willst du jetzt etwa noch mehr unserer Leute tödten, noch mehr Jäger verzehren, noch länger dich auf unser Vieh stürzen?" So ward der Spott und das Gelächter immer größer und dauerte bis gegen Morgen, während dessen ich mich schlafen gelegt hatte.

Erst am andern Morgen sah ich völlig ein, welchen Grund ihre große Freude habe, und warum sie dem Tödten dieses gefürchteten Thieres eine so große Wichtigkeit beilegten. Geräusch und Gezänk, welches ich vernahm und dem ich nachging, führte mich bald an dem Ort, wo der Körper des todten Leoparden, um ihn vor den Ameisen zu schützen, aufgehangen war, und ich hörte wie Niamkala mit Entschiedenheit das Ende des Leoparden-

schwanzes zu haben verlangte, während die übrigen Jäger ein gleiches Recht auf denselben zu haben versicherten, und die andern, wie die Gepäckträger, mit stillem Neide auf diesen köstlichen Besitz hinsahen. Auf meine Fragen erfuhr ich, daß derjenige, welcher so glücklich würde, das Ende eines Leopardenschwanzes zu besitzen, seines Glückes bei Weibern versichert sein dürfte, und mit diesem kräftigen Zaubermittel sich aller Herzen gewinnen könne. Unter Lachen über sie nahm ich das köstliche Kleinod für jetzt an mich, mit dem Versprechen, es demjenigen als Auszeichnung zu verleihen, der sich durch gute Aufführung desselben würdig zeige. Damit war dieser Streit beigelegt und sofort begann ein neuer. Aboko, Niamkala und Fasiko beanspruchten jeder das ganze Gehirn des Thieres, und schon fehlte nicht viel, daß ein Kampf darüber ausgebrochen wäre. Ich erfuhr, daß dieses Gehirn, auf besondere Art getrocknet und mit einigen andern Zaubermitteln vermischt, unter dem Namen Monda seinem Besitzer unerschrockenen Muth und großes Glück auf der Jagd verleihe. Ich war so glücklich meinen drei Jägern, deren eigentlich keiner zum Aufstacheln seines Muthes eines solchen Amulets bedurfte, davon zu überzeugen, daß für diesen Fall ein Theil so gut sei als das Ganze.

Nachdem auch dieses geschlichtet war, lag nur noch die

Leber vor mir, und da sie weder Werth noch Interesse für mich hatte, so wollte ich sie fortwerfen und weggehen, allein ich wurde aufgehalten und inständig gebeten, die Galle heraus zu nehmen und sie selbst zu vernichten, damit sie ihnen keine Unannehmlichkeiten bereite. Wie es scheint, halten die Neger die Galle des Leoparden für ein tödtliches Gift und wollten wegen des Besitzes desselben nicht in Verdacht kommen, weshalb ich auch deren Vernichtung bezeugen sollte. Glück und Freude war, wohin ich sah; große Vorräthe sicherten meinen Leuten manches reiche Mahl, die Witterung war herrlich zum Jagen, die Luft kühl und erfrischend, indem der bewölkte Himmel die drückenden Sonnenstrahlen abhielt; die Waldbäume standen in voller Blüthe und mehrere erfüllten die Luft mit berauschenden Wohlgerüchen. Nur die Nächte waren in der That kalt, doch wußten wir uns dagegen zu schützen. Das Gras war größtentheils von den Wiesen abgebrannt und hinderte uns bei der Jagd weniger. Wir schossen täglich mehr oder weniger kleines Wild, darunter am meisten Gazellen, wilde Schweine, zahllose Affen und Vögel, so daß unser Lager immer reich an Wildpret war. Ich will jedoch diese Jagden, da sie keine besondere Beute lieferten, nicht weiter erwähnen, sondern nur das Neuere und Wichtigere.

So schoß ich eines Tages einen neuen Vogel, eine Art Pfefferfresser (Tockus camurus). Dies ist die kleinste bis jetzt bekannte Art dieses Vogels, nur 14 Zoll lang. Der Schnabel ist roth, Kehle und Brust ambrabraun mit Purpurflecken auf dem Leibe, Flügel und Schwanz broncegrün. Die Flügeldecken sind weißgesprenkelt und zwei weiße Striche gehen quer über die Flügel. Die Primärfedern haben nur einen schwach rothen Fleck an jeder Spitze, breiter an der innern Seite, und die Tertiärfedern an den Ecken blaßroth und die untere Seite der Flügel weiß. Der Schwanz ist weißgesprenkelt und die Stiele der Schwanzfedern gelblich weiß, oben goldschimmernd, unten weiß. Dieser kleinste unter den bekannten Pfefferfressern ist ein Bewohner der Wälder und meidet die Wiesengegenden. Er ist scheu, fliegt in Schaaren von fünf bis zwölf Stück und wird, so viel mir bekannt, im Norden des Aequators nicht angetroffen. Dies ist nun der dritte von den neuen Vögeln, die ich in der Gegend am Cap Lopez geschossen habe. Die meisten Vögel, welche sich hier finden, kommen auch in Südafrika vor und sind schon beschrieben, daher ihre Anführung hier überflüssig wäre.

Am 5. Juni brachten Aboko und Niamkala einen schönen Eber ein und berichteten, daß sie frische Elephantenspuren gesehen hätten, weshalb ich mich sogleich entschloß, am folgenden Morgen Jagd auf sie zu machen. Demnach jagten

wir den ganzen 6. Juni, doch vergebens. Die Elephanten sind in dieser Gegend nicht sehr häufig, wenigstens in dieser Jahreszeit, da sie hier nicht so hinreichend Futter zu finden scheinen, daß sie sich zu einem längern Aufenthalte veranlaßt sähen. Erst am Nachmittage des 7. Juni kamen wir durch einen Waldbezirk, wo wir zu unserer Linken aus einer Waldecke einen einzelnen Elephanten in die freie Fläche treten sahen. Ich hatte dieses große Thier in Menagerien gesehen und auch bei der Jagd in Gesellschaft der Fans, doch noch nie in solcher Nähe. Hier aber herrscht die tiefste Einsamkeit, das große Geschöpf stand ruhig an einem Baume, unsere Gegenwart nicht ahnend. Zum ersten Male stand ich diesem Riesen der Wälder so bequem gegenüber, daß ich Muße hatte, seine Gestalt zu bewundern und Vergleichungen anzustellen. Doch lange konnten wir uns bei dieser Betrachtung nicht aufhalten, es kam darauf an, den Koloß zu erlegen, wiewohl ich eine Art von Scheu empfand, ein so großes Leben zu vernichten. Es war mir viel daran gelegen, den ersten Schuß selbst zu thun, allein bei näherer Betrachtung fand ich dies jedoch mißlich und überließ mit einigem Widerstreben dem Aboko den Vorrang, dessen Augen schon vor Freude glänzten. Er spannte den Hahn seines Gewehrs und suchte sich dem Elephanten im Grase kriechend zu nähern. Wir Uebrigen

hatten eine durch Bäume gedeckte Stellung eingenommen und warteten ab, wie Aboko gleich einer großen Boa im Grase hingleitete, so daß wir nur seinen Rücken noch sahen. Endlich konnten wir keine Bewegung mehr unterscheiden, unser Schweigen und ungeduldiges Warten ward plötzlich von dem scharfen Knall eines Gewehrs unterbrochen, welcher durch den Wald und über die Fläche widerhallte und Furcht und Schrecken unter den zahlreichen scheuen Affen und Vögeln auf den Bäumen verursachte, die vielleicht gleich uns, wiewohl aus einem besseren Standpunkte, auf die Entwickelung dieses Dramas gewartet hatten. Als sich endlich der Rauch verzogen hatte, sah ich noch das große Thier hülflos dahinschwanken, bis es endlich seinen Rüssel in die Höhe hob und als todte Masse zu Boden stürzte. Lautes Jubelgeschrei erfüllte die Luft bei seinem Falle und wir eilten zu der gestaltlosen schwarzen Masse hin, die noch im Todeskampfe zuckte. Die Kugel Abokos war unter dem Ohre eingedrungen und, durch das Gehirn gehend, sogleich tödtlich gewesen. Mit einer Axt wurde nun sogleich der Schädel gespalten, um die beiden Zähne herausnehmen zu können, von denen jeder etwa 30 Pfund wog. Diese gehörten mit Recht dem Aboko; da er jedoch ein Sklave des Königs Bango war, so mußte er einen derselben an seinen schwarzen Gebieter abliefern, während der Ertrag des andern

unter die Gesellschaft vertheilt werden sollte, wovon freilich dem Aboko der größere Theil zu stand.

Wir schliefen diese Nacht neben unserer Beute, um welche herum die Wilden einen Kreis von Feuern angezündet hatten, um Eindringlinge abzuschrecken. Als die Nachricht von unserm Glück am folgenden Morgen im Lager kund ward, eilten Alle herbei, um das Fleisch herein zu bringen, das sogleich geräuchert und nach Sangatanga abgeführt ward. Nie sah ich Leute so glücklich, als diese armen Burschen. Sie aßen nichts als Fleisch, dies aber in solchen Mengen, daß mehrere von ihnen krank wurden und ich mich genöthigt sah, ihnen Laudanum in Branntwein zu geben, um sie von dem Durchfall zu heilen. Das Lager war jetzt voll Fleisch, und da an Salz Mangel eintrat, so fing ein Theil des Fleisches an in Fäulniß überzugehen. Ich suchte mir daher ein besonderes, von dem der Wilden getrenntes Lager einzurichten, entfernt von dem, in welchem Alles geräuchert und zubereitet ward, da ich dort vor üblem Geruch nicht zu bleiben vermochte. Die Neger lagerten sich rings um die Feuer als die glücklichsten Sterblichen, tranken die Nacht hindurch Palmwein, den sie regelrecht aus den Bäumen umher abzapften und rauchten Tabak, wenn ich ihnen davon zu geben so edelmüthig war.

Während dessen stopfte ich die Thiere aus, die ich des

Mitnehmens werth hielt, und da wir reichen Vorrath hatten, das Wetter unvergleichlich schön, meine Leute bei guter Laune und ich selbst gesund war, so hatten wir keinen Grund zur Eile und wir konnten allenfalls ein oder zwei Tage müßig zubringen.

Am 14. Juni ging ich auf die Eberjagd aus, da man in der Nähe des Lagers frische Spuren bemerkt hatte. Wir waren nicht weit gegangen, so hörten wir das Grunzen einiger Schweine, da sie aber sehr wild sind und selbst den Menschen angreifen, so suchte ich eilig Schutz hinter einigen Bäumen. Man denke sich aber meinen Schrecken, als ich, ohne mich um zu sehen, über etwas auf dem Wege stolpere und beim Herabblicken sah, daß ich auf eine ungeheuere Schlange, vom Geschlecht der Boa, getreten hatte, welche dicht zusammengeschlungen unter dem Baume lag. Ein Blick überzeugte mich, daß sie sich, wahrscheinlich in Folge eines sehr schweren Mahles, in einem Zustande der Erstarrung befand. Sie bewegte sich kaum und erhob nicht einmal ihren Kopf. Sofort ließ ich mir von Niamkala dessen schweren Säbel geben, welchen er bei sich führte, und zertheilte mit einem Hiebe den Python in zwei Stücken, welche sich auf grausige Art sogleich zu winden anfingen. Während dieses Todtenkampfes gab das Ungeheuer den Körper einer jungen Gazelle von sich, welche erst halb ver-

baut noch so fest war, daß man deutlich erkennen konnte, was für ein Thier es gewesen sei. Die Schlange hatte übrigens eine Länge von nicht ganz 20 Fuß.

Das durch das Erlegen der Schlange verursachte Geräusch hatte indessen die wilden Schweine aufgescheucht, die wir nun verfolgten und deren wir nun in einer Stunde zwei erlegten. Außer diesen beiden Schweinen schleppten meine Jäger noch die beiden Hälften der Schlange nach dem Lager. Sie bereiten aus der Boa eine Art Brühe oder Geschmortes, das sie sehr lieben. Ich selbst habe nicht davon gekostet, kann daher auch weiter nichts darüber sagen. Nach diesem Tage einer mühsamen Jagd schlief ich so wohl wie selten auf meinem Lager, bestehend aus ein paar Matten, die auf die bloße Erde ausgebreitet sind, und einer dicken wollenen Decke, die Erde zu meinem Canape und den sternenklaren Himmel zu meinem Dach.

Der 16. und 17. Juni verging mit Jagd auf kleinere Vögel, von denen ich einige ausstopfte, doch darunter keine neuen. Die Männer hatten indessen in verschiedenen Richtungen gejagt und dabei erkundschaftet, daß große Heerden von Büffel (Bos brachicheros) allnächtlich eine Wiese besuchen, welche etwa zwei Meilen von unserm Lager entfernt war; ich beschloß, deren nähere Bekanntschaft zu machen.

Gegen Sonnenuntergang des 17. Juni zogen wir aus

und erreichten um acht Uhr den Wald neben der Wiese, wo wir unser Wild zu finden hofften. Nachdem nun ein jeder von uns sich einen geschützten Ort gewählt hatte, legten wir uns auf den Anstand. Warten ist sehr langweilig, und nun gar in einer kalten Nacht von Abends acht bis zwei Uhr Morgens, heißt die Geduld erproben. Schon war die meinige ziemlich geschwunden und schon wünschte ich mich unter meine bequemen Decken in's Lager zurück, als plötzlich die Büffel erschienen. Aboko hörte sie kommen, und nicht lange darauf brach eine Heerde von etwa fünfundzwanzig Thieren aus dem Walde hervor, sich ruhig über die Grasfläche zerstreuend. Der Mond war im Untergehn und wir konnten aus unsern Verstecken die langen Schatten der Büffel sehen, welche sofort bald hier, bald dorthin streiften, doch niemals so weit in unsere Nähe kamen, daß wir sie schießen konnten. Bald zeigten sie ihr Behagen durch lustige Sprünge. Nun nahten wir uns ihnen heimlich und allmälich, ja wir waren schon fast unter ihnen, als uns eine plötzliche Aenderung in der Windrichtung verrieth. Sie schnuffelten, schöpften Verdacht, und fort waren sie, zusammen im Walde verschwindend.

Meine Jäger schwatzten über das Mißgeschick in der Shekianisprache und ich brummte für mich in mancherlei Sprachen. Aber die Hoffnung war noch nicht aufgegeben

Ganz still krochen wir nach unsern Schlupfwinkeln zurück, und warteten nochmals zwei tödtliche Stunden, bis endlich zwei Büffel, ein Stier und eine Kuh gemächlich auf's Feld kamen und zu grasen anfingen. Es war jetzt finster, der Mond, schon untergegangen, ließ uns nur das ungewisse Sternenlicht. Wir lauschten den Bewegungen der Büffel, bis es uns endlich gelang, sie in Schußweite zu bekommen. Ich nahm den Stier und Aboko die Kuh auf's Korn. Wir feuerten beide zugleich auf gut Glück, und siehe da, beide Thiere fielen todt nieder.

Es war nun fast das Tageslicht angebrochen und wir beschlossen daher nach dem Lager zurückzugehen, um nach dem erlegten Wilde Leute abzuschicken, überzeugt, daß zu so ungelegener Zeit wilde Thiere uns nicht zuvorkommen würwürden. Dabei war freilich ein hungriger Leopard nicht mitgerechnet, denn, so sehr auch die abgeschickten Leute eilten, und so frühzeitig sie auch dahin gelangten, so fanden sie doch die Kuh schon halb aufgezehrt. Der arme Leopard, welcher sich so frühzeitig aufgemacht hatte, mochte wohl sehr aushungert gewesen sein, und ich konnte ihm weniger sein Mahl beneiden, als daß ich mich darüber ärgerte, daß ich ihn selbst nicht erwartet und geschossen hatte.

Am 22. Juni brachen wir unser Lager ab, und machten uns auf den Weg nach Sangatanga, reich mit Wild-

vret beladen, das sorgfältig in Körben mit Palmblättern verpackt wurde, und meine Leute mit froher Hoffnung eines großen Gewinns an Tabak, Rum, Waffen und dergleichen erfüllte. Ich konnte darüber nur lächeln, weil ich voraussah, daß, wenn sie selbst gegessen und allen ihren Freunden noch mitgetheilt hätten, ihnen für den Verkauf nicht viel übrig bleiben würde.

Was mich betrifft, so hatte ich alle meine Naturalien sorgfältig so eingepackt, daß sie leicht transportirt werden konnten. Mit den Affen, den Vögeln, und selbst den Rehböcken war dies leicht auszuführen, desto schwerer mit den Büffeln. Was letztere betrifft, so habe ich über diese merkwürdige, bis jetzt noch nicht beschriebene Species noch einige Worte beizufügen.

Der Bos brachicheros oder wilde Büffel ist in diesem Theile Afrika's das wildeste und scheuste Thier, welches, einmal verwundet, den Jäger wüthend angreift, und dem, wenn es oft gejagt ward, schwer beizukommen ist. Es bleibt am Tage in dem dichtesten Walde und kommt des Nachts in Heerden von zwanzig bis fünfundzwanzig Stück auf die offene Wiese. Ich habe zwar einzelne auch am Tage gesehen, doch nur sehr selten. Sie sind sehr scheu, doch begegnete ich auf einem meiner letzten Züge großen Heerden, welche offenbar noch nie gejagt waren. Bei meinem Er-

scheinen wollte der Stier, welcher an seiner schwärzeren Farbe und dem kurzen dünnen Haare leicht zu unterscheiden ist, aufspringen, streckte seine schön gekräuselten Ohren, seinen dünnen Schwanz aus, und stierte mich voll Verwunderung an, bis endlich sich Alle langsam in den Wald verzogen. Das Thier ist an Größe und Gewicht einem leichtern Rinde gleich, aber an Stärke überlegen. Die Kuh ist am Leibe mit dünnem rothen Haar bedeckt, das am Rückgrad länger und schwarz röthlich ist. Die Farbe des Stiers ist im Allgemeinen dunkler, die Beine bis unter die Knie dunkelbraun. Die Hufe sind länger und schärfer als bei unserm Rindvieh. Der Schwanz ist fast unbehaart und hat nur am Ende einen mehrere Zoll langen Büschel von schwarzen Haaren. Der Kopf ist fast zierlich zu nennen, ähnlich dem des Hirsches. Die Schnauze ist schwarz; die langen spitzigen Ohren sind am Ende mit schönem Seidenhaar befrangt, was zur Zierde dieses Thieres beiträgt. Auch die 10 bis 12 Zoll langen Hörner sind graciös nach hinten gewunden, an der Basis schwarz und gerunzelt, dann aber plötzlich conisch abnehmend, endlich in eine scharfe Spitze auslaufend. Dieser dünnere Theil ist schwarz wie Ebenholz. Ueberhaupt sind alle Verhältnisse dieses schönen Thieres anmuthig und zierlich und es hat nichts von der Plumpheit des gewöhnlichen Büffels.

Man könnte sagen, es sei eine Mischung von Antilope und gemeiner Kuh.

Meine Leute waren trotz ihrer Belastung so heiter, daß ich mich selbst darüber freute. Drei und eine halbe Meile vor Sangatanga vergruben sie einen großen Theil ihrer Beute im Walde und baten mich, sie dem Könige nicht zu verrathen, was ich ihnen auch gern versprach.

Am Nachmittage des folgenden Tages erreichten wir die Residenz des Königs. Diejenigen, welche unmittelbar Sclaven desselben waren, übergaben ihm einen großen Theil ihrer Beute, ein Wildpret oder Elfenbein, unter der Versicherung, das sei Alles. Dann ging Jeder an sein Geschäft und erzählte seinen Landsleuten, unter deren Beifallsrufen wir in die Stadt eingezogen waren, die überstandenen Abentheuer.

Ich blieb mit dem König allein, welcher übler als beim Abschiede gelaunt schien. Er fürchtete sehr zu sterben und machte die Bemerkung, es sei sonderbar, daß er gleich nach meiner Abreise sich unwohl gefühlt habe, überhaupt erst krank geworden sei in der Nacht, in der ich sein Haus betreten habe. Ich merkte wohl, daß der alte Bursche meinte, ich habe ihm bezaubert, und fand es sonderbar, daß ich wirklich in diesem Lande sollte der Zauberei beschuldigt werden. Ich erwiederte, daß ich den Grund

seiner Krankheit nicht kenne, da ich jedoch selbst krank gewesen sei, so läge der Grund unstreitig in der üblen Witterung und in der Kälte. Er starrte still vor sich hin, ohne weiter ein Wort darüber zu sprechen, ich aber versicherte ihm, ein Zauberer wäre ich nicht, wohl aber sehr hungrig und sehr müde. Hierauf hieß er seine Weiber mir einen Kaffee zu bereiten, der nebst etwas Zwieback und Butter mich höchlichst erquickte. Es war in dieser Nacht schon zu spät um meine Behausung zu erreichen, ich blieb also zwar hier, doch an die Ratten dieses Palastes denkend, mit Furcht und Zittern für meine Naturalien. Ich schlief nur wenig, denn mein ganzer Körper war mit Geschwüren bedeckt und meine Füße schmerzten mich in Folge der großen Anstrengung, die ich unterwegs in solchem Grade gar nicht gefühlt hatte. Auch viele von meinen Begleitern erkrankten, so daß ich also Leidensgefährten hatte, indessen kamen von allen Seiten Leute herbei um mich zu sehen, und die meisten zweifelten an meinem Aufkommen, was sie auch in meiner Gegenwart mit großem Ernste aussprachen.

Am 27. kamen meine Begleiter, um sich ihren Lohn auszahlen zu lassen. Sie waren selbst kaum hergestellt und sagten, sie hätten nie einen Menschen gesehen, der so viele Märsche gemacht hätte, als ich. Wir schieden als gute Freunde, sie mit der Versicherung, daß sie sich freuen würden mit

mir zu gehn, ich mit der, daß sie sich als brave Burschen betragen hätten. Meine Genesung schritt nur allmälich vorwärts und es kam der Juli heran, ehe ich nur wieder ausgehen konnte.

Bei einem dieser Ausgänge sahe ich einen jungen Neger in ein Fetischhaus eintreten und meine Neugier trieb mich, ihn zu folgen und zu beobachten. Zuerst zündete er in der Mitte der Hütte ein großes Feuer an, dann bestrich er seinen ganzen Körper, besonders an den Armen und in der Mitte der Brust mit weißem Kalk, wobei er Worte murmelte, die ich nicht verstand, wahrscheinlich Gebete zu seinem Fetisch. Darüber war das Feuer erloschen und die Hütte ward geschlossen. Als er heraus trat, lachte ich ihn aus, aber er nahm die Sache sehr ernst und sagte mir, daß der Geist Numba, der in dem Ocean wohnt, in seine Hütte gekommen sei und gedroht habe, ihn umzubringen, wenn er ihn nicht durch diese Ceremonie beschworen hätte.

Noch kurz vor meiner Abreise ließ mich der König durch seinen Mafuga um einige Pakete Tabak bitten. Er ist nicht nur ein großer Bettler, sondern auch ein großer Filz, obgleich er der reichste Neger an dieser Küste ist, denn außer seinen Hunderten von Sclaven und seinen dreihundert Weibern, hat er in seinem Dorfe in Magazinen eine große Menge Waaren aufgespeichert, die zu ver-

mehren seine Freude ist, und zu denen außer ihm selbst nur eine Person den Zugang hat, nämlich ein altes Weib, früher die Frau seines Vaters, jetzt, nach dem Rechte der Erbschaft, seine eigene. Da die Sclavenhändler insofern von ihm abhängig sind, als er ihre Depots jeden Moment zerstören kann, so erpreßt er von ihnen alles mögliche, wie Gewehre, Pulver und Zeuge in großen Massen, und ähnlich erging es mir, obwohl ich mich bei meiner Ankunft beeilt hatte, ihm zu versichern, ich käme nicht um Sclaven zu kaufen, und hätte überhaupt nicht viel ihm zu geben; nichts desto weniger verlangte er alles mögliche von mir.

Eines Tages begab ich mich, um Vögel zu schießen, in einen Hain, unweit meiner Wohnung, und erblickte eine Prozession von Sclaven, welche sich von einer der Factoreien her näherten. Als sie näher kamen, erkannte ich in ihnen zwei Reihen, jede von sechs Sclaven, am Halse zusammengekettet und eine Last tragend, nämlich den Leichnam einer ihrer Mitsclaven. Sie trugen ihn nach jenem Haine, legten ihn auf die bloße Erde und gingen dann nach ihrem Gefängniß zurück, von dem Sclavenaufseher begleitet, der ihnen mit seiner Peitsche folgte. Hier ist also der Begräbnißplatz der Factorei, und mit Wehmuth gedachte ich der armen Burschen, die hier weit fortgeschleppt

von ihrer Heimath und ihren Freunden sterben und den Geiern zum Fraß dienen sollten, die schon über mir in der Luft in großen Schaaren kreisten, und sich um die Ueberreste zu streiten anfingen. Dieser Hain also, den ich so oft mit Vergnügen betrachtet hatte und dessen schattige Bäume mich zur Ruhe einzuladen schienen, war also ein Blutfeld, jetzt die Tafel für die Geier, welche sich bei meiner Ankunft auf die niedrigern Zweige der Bäume zurückzogen, mich jedoch mit ihren Blicken seitwärts verfolgten, als fürchteten sie, ich würde ihnen ihre Beute streitig machen. Während ich so auf den Leichnam zuging, fühlte ich etwas unter meinen Füßen brechen, und bemerkte jetzt, daß ich mich mitten unter Schädeln und Sceletten befand. Seit der Errichtung der großen Sclavenfactorei am Cap Lopez waren die Gebeine aller in derselben Gestorbenen in hohen Haufen aufgeschichtet, als eben so viele Denkmäler jenes gebrandmarkten Handels.

Der freie Afrikaner betrachtet diese Orte mit demselben Abscheu, wie der weiße Reisende. Es mag wohl sein, daß der Leser den Unterschied zwischen dem Zustande eines afrikanischen Sclaven und einem Freien nicht so groß findet, in der Wirklichkeit aber ist er eben so bedeutend, wie in andern civilisirten, jedoch sclavenhaltenden Ländern. Selbst in dieser wilden Gegend, am Cap Lopez, ist

es ein Mißgeschick, von einer Sclavenmutter geboren zu sein, und wenn das Kind auch dem Stande des Vaters zufolge frei ist, so genießt es doch nicht das Ansehn als das von einer Freien gebornen. Ein Sclave kann in Afrika nicht für sich selbst sprechen, bei jedem Streit oder Zwist hat nur sein Herr für ihn zu entscheiden. Die Beerdigung eines freien Orungu geschieht mit einer gewissen Feierlichkeit, und er wird an einem besonderen Orte mit der größten Sorgfalt begraben. Der Kirchhof der Orungu am Cap Lopez ist wohl des Besuches werth, und liegt an der äußersten Spitze des Cap, da, wo ich die Leute des Königs Bango in der trocknen Jahreszeit fischen sah.

Fasiko, mein alter Jagdfreund, holte mich mit einer Gesellschaft von vierzig Personen zu einem Besuche am Cap Fetisch und Cap Lopez ab. Da der Weg durch eine öde Gegend führte, so hatten die Weiber vorher eine große Menge Farina (gepulverten Maniok), Körbe mit Erdnüssen und süßen Bataten und Bündel von Pisang zubereitet. Fasiko brachte noch eine Parthie Schlafmatten und messingne Kochkessel mit, während die Männer Salz in großen Quantitäten mit sich führten, um die zu fangenden Fische sofort einzusalzen, so wie mit den großen Neptunen, (kupfernen Schüsseln), versehen waren, in denen aus dem Seewasser in der trocknen Jahreszeit beträchtliche Mengen von

Salz gewonnen werden. In dieser Jahreszeit ist Alles voll Lust und Heiterkeit, und der Zug nach der Seeküste ist gleichsam das Erndtefest dieser Wilden. Alles ist beschäftigt mit dem Einfangen, dem Trocknen und dem Räuchern der großen Massen wohlschmeckender Fische, an denen das Cap Lopez großen Ueberfluß hat. Die Weiber trugen statt der Kasten Fischkessel, und die Männer ihre Netze von Rankenfasern und ihre Gewehre, denn in den Schilfgegenden an der Südseite des Cap lauern die Leoparden, und von den Bäumen herab hängen die Boas, auf ihre Beute wartend, und diejenigen, welche am frühesten zur Küste gelangen, sehen nicht selten große Elephanten am Ufer wandeln, um ihre Füße und Zehen in der Brandung abzukühlen.

Das Fetischcap war unser erster Sammelplatz; wir fuhren an einem schönen klaren Morgen auf vier gefüllten Kähnen über die weite Bai dahin. Kurz vor einbrechender Finsterniß gelangten wir an die äußerste Spitze, und sogleich warfen die Männer ihre Netze in die See und machten einen reichen Zug. Hierauf landeten wir, zündeten Feuer an, genossen unser Abendmahl und breiteten zur Nachtruhe unsere Matten auf den Sand.

In der Nähe des Cap Fetisch ist der Beerdigungsplatz der Orungu, den ich am folgenden Morgen besuchte,

ein Hain von schönen Bäumen, mehrere von prächtiger Größe und Gestalt. Die Eingebornen halten ihn in großer Verehrung und schlugen mir ihre Begleitung dahin ab, ja, sahen es nicht einmal gern, daß ich hinging. Ich versicherte ihnen, daß es nicht geschähe, ihre Todten zu verspotten, sondern ihnen Ehre zu erweisen. Dennoch konnte ich nur unter dem Versprechen einer großen Belohnung den Niamkala bewegen mich zu begleiten. Die Neger betraten die ihnen heiligen Orte nur mit der größten Scheu, weil, wie sie vorgeben, die Geister ihrer Vorfahren dort umherwandeln, deren Ruhe nicht gestört werden dürfe. Ich aber vermuthe vielmehr, daß daselbst Schätze niedergelegt sind, deren Raub man fürchtet.

Der Hain liegt an der Meeresküste, ist ganz frei von Unterholz, und wenn der Wind durch das dichte Laub der Bäume braust, oder in dem dunkeln schattigen Haine flüstert, so hat dies selbst für einen Weißen etwas unaussprechlich Ehrfurcht einflößendes. Niamkala blieb stillschweigend am Strande stehen, während ich in das Gebiet der Orungu-Todten trat. Die Todten werden hier nicht dem Schooße der Erde übergeben, sondern liegen zwischen den Bäumen in großen hölzernen Särgen, von denen mehrere durch ihr noch neues Ansehn das erst kürzliche Einziehen ihrer Bewohner bezeugten, aber die bei weitem größere

Anzahl war schon zerfallen und nur noch die Scelette hatten der Verwesung Widerstand geleistet. Allenthalben erblickte man gebleichte Knochen, an denen man nicht selten noch die broncenen Arm- oder Halsbänder bemerkte, mit welchen die Mädchen der Orungu begraben werden, oder manche andere Kostbarkeiten, die Wohlhabendern in den Sarg gelegt worden waren. Ja, bisweilen zeugen letztere nur allein, daß hier ein Leichnam lag. An einer etwas dunklern Stelle des Hains gelangte ich endlich zu dem Grabe des alten König Passall, Bruder des jetzt Regierenden. Der Sarg stand auf der Erde und zu beiden Seiten desselben Kasten mit Gütern der verstorbenen Majestät; zwischen diesen große irdene Krüge, Gläser, Becher, eiserne Töpfe und Stangen, messingne und kupferne Ringe und andere ähnliche Kostbarkeiten, welche man dem alten Passall nach seiner Verordnung in's Grab gelegt hatte. Außerdem bleichten noch rings herum die Scelette der armen hundert Sclaven, welche bei seiner Bestattung getödtet worden waren, damit Seine schwarze Majestät nicht ohne das erforderliche Gefolge in der andern Welt erscheinen möge. Es war ein grausiger Anblick, der mich noch mehr mit Schauder erfüllte, als der Todtenacker der Sclavenfactorei.

In der Nähe des Cap Fetisch liegt das Dorf der Cap Lopez-Bewohner, jetzt hat sich aber der König mit

allen seinen Unterthanen nach Sangatanga zurückgezogen und der ganze Distrikt ist, ausgenommen zur Zeit der Fischerei, gänzlich verlassen.

Bei meiner Rückkehr wehte der Landwind und begaben wir uns daher nach der sandigen Spitze des Caps. Der Strand ist hier eigenthümlich gestaltet, sehr niedrig und so mit kurzen Sträuchern bedeckt, daß er einen Theil der Aussicht benimmt, während der Sand in einiger Entfernung vom Wasser nur schwer vom letztern zu unterscheiden ist, so daß, wenn wir glaubten am Ende des Strandes zu sein, wir immer noch durch einen langen schmalen Sandstrich von der See getrennt waren. Das Land gewinnt hier immer beständig von der See, und alljährlich erscheint mehr Sand über dem Wasser, während das nachwachsende Gesträuch das neue Land gegen die Angriffe Neptuns schützt.

Zwischen diesen Sträuchern schlugen wir unser Lager auf, um für einige Tage daselbst zu bleiben. Die Weiber waren an der Küste mit der Salzgewinnung beschäftigt, und die armen Kinder hatten es ziemlich schwer das Reisig zum Feuer herbei zu schleppen. Einige Männer fingen in ihren Netzen die Fische, während die andern sie spalteten, reinigten, einsalzten, abtrockneten, räucherten und dann in Körbe packten. Auch das gewonnene Salz wurde sorg-

fältig in Körben gesammelt und zum Trocknen an das Feuer gestellt.

Ein anderer Theil unserer Gesellschaft ging am frühen Morgen aus um Schildkröten zu wenden. Diese Thiere kommen auf den Strand, um ihre Eier in den Sand zu legen, wo die heißen Strahlen der Sonne sie ausbrüten. Die Neger lauern ihnen auf, und wenn sie das unbehülfliche Thier erblicken, werfen sie dasselbe mit einem Ruck auf den Rücken. Vergebens zappelt das arme Thier. Sind mehrere derselben gewandt, so werden sie getödtet, ausgenommen und das Fleisch geräuchert.

Was mich selbst betrifft, so hatte ich mich mit einer großen, an einem starken Seil befestigten, Harpune zur Jagd auf den Haifisch versehen. Der Fang der zahllosen Haie, welche in dem Wasser rings um das Cap herumschwärmen und oft von den Wellen auf das Ufer gespült werden, machte mir viel Vergnügen und unwillkührlich gedachte ich des reichen Gewinns, welchen diese Jagdbeute auf dem Markt zu Canton wohl bieten würde, da die Chinesen große Liebhaber der Haiflossen sind.

Ueberhaupt war hier gute Jagd, im Süden des Caps lag ein dichter Wald, indem man alle Thiere finden konnte, welche in einem afrikanischen Gehölz leben. Wir sahen am Strande Elephanten, ohne jedoch einen zum Schuß zu be-

kommen. Dafür schoß ich eine große Menge Seehühner, welche hier in solchen Schaaren herumfliegen, daß sie fast die Luft verdunkeln. Bei der Rückkehr von einer fruchtlosen Jagd mit Aboko und Niamkala, wurden wir beim Austritt aus dem Walde plötzlich durch ein tiefes Knurren erschreckt, und rasch uns umsehend, erblickten wir einen großen männlichen Leoparden, zum Sprunge auf uns bereit. Zum Glück waren unsere Gewehre mit Kugeln geladen und wie ein Blitz feuerten wir alle Drei auf die Bestie. Sie war schon im Sprunge, als sie unsere Schüsse trafen, und fiel noch zuckend zu Aboko's Füßen. Ich behielt das köstlich gezeichnete Fell dieses schönsten Thieres Afrikas als Trophäe für mich.

Nach meiner Rückkehr zum Cap Lopez segelte ich mit meinen Schätzen nach dem Gaboon zurück, um dort einige Zeit die Bequemlichkeit eines etwas civilisirteren Lebens zu genießen und blieb deshalb mehrere Monate daselbst, den Lauf des Gaboon und die Gegend an dessen Ufern zu erforschen. Endlich machte ich mich zu meiner längsten und abentheuerlichsten Reise auf den Weg.

Drittes Buch.

Die Gegend am Camma.



Erstes Kapitel.

Die Umgebungen des Cammastromes. — Der Seestrand. — Ueberfahrt und Sturm. — Ankunft in Elindé beim Könige Sangala. — Biagano, das neue Washington. — Ein Mordanfall. — Das Volk der Camma's. — Ausflug nach Aniambia. — Schifffahrt auf dem Fernand-Vaz. — Olenga Yombi. — Ein Ball. — Götzen der Camma. — Eine Büffeljagd. — Ein junger Gorilla gefangen. — Joseph's Leben. — Eine Flußpferd-Jagd.

Schon lange hatte ich den Wunsch gehegt, die Umgebungen des Cammastromes, von welchem gleichfalls nur höchst unzuverlässige dürftige Nachrichten zu uns gedrungen sind, die jedoch, nach ihren Erzeugnissen zu schließen, dem Forscher von großer Wichtigkeit und Interesse sein müssen, durch eigene Erfahrung näher kennen zu lernen. Sie umfassen eine Länderstrecke, die sich südlich vom Cap Lopez bis zum Camma-Fluß unter 1½ Grad südlicher Breite und bis etwa 10 Meilen von der Küste, in's Innere erstreckt. Große Ströme, wie der Ogobai, der Fernand Vaz, der Camma 2c., ergießen sich hier in's Meer. Der Strand ist meistens niedriges Sumpfland und erscheint von der See aus gesehen

sehr einförmig. Bis auf wenige Stellen wird das Anlanden durch die Brandungen erschwert, besonders in der Zeit vom Juni bis zum September. Deshalb ist auch der Handel an dieser Küste von geringer Bedeutung und Schiffe besuchen sie selten. Ich sah mich genöthigt, mir an dem Gaboon einen kleinen unbedeckten Kutter, von etwa sieben Tonnen Lastung zu kaufen, um nach diesem so unbekannten Lande zu gelangen, wo mir vor allen Dingen daran gelegen sein mußte, das Zutrauen und die Achtung der Eingebornen zu erwerben. Ich belud den Schooner, Karoline genannt, mit zwei Fässern Tabak, einem großen Ballen Zeug, einer großen Menge Schüsseln, Becher und andern Gefäßen, messingnen Kesseln, Gewehren, Schwertern, Perlen u. s. f., und für mich selbst mit einen großen Vorrath von Lebensmitteln. Mein Schiffsmann war ein portugiesischer Neger, Namens Cornillo, während die übrigen mich begleitenden neun Männer und zwei Frauen verschiedenen Stämmen angehörten, die sich kaum selbst untereinander verständlich machen konnten. Wir gingen, gefolgt von einer großen Zahl neugierig umher stehender Zuschauer, an Bord, doch mein Capitän weigerte sich abzufahren, da es grade ein Freitag sei, bis ich ihm versicherte, daß ich hierfür die Verantwortlichkeit auf mich nähme. Doch kaum waren wir auf dem Schiffe, als auch fast Alle

von der Seekrankheit heftig ergriffen wurden. Sogar der Koch war so krank, daß er am folgenden Morgen nicht fähig war, uns nur das Frühstück zu bereiten, und alle übrigen lagen matt und willenlos auf dem Deck und in den Winkeln umher. Wir hatten gehofft in fünf Tagen den Camma zu erreichen, allein am 10. Februar erfaßte uns ein heftiger Sturm, der uns an das Cap St. Catharina verschlug. Endlich kamen wir zur Mündung des Fernand-Vaz, zur Residenz des Königs Ranpano, an, den mich mein Freund Will Glaß empfohlen hatte. Die Leute dort begrüßten uns, in der Erwartung, daß wir des Handels wegen kämen, mit großer Freude. Doch gehörten diese nach Elindé, der am andern Ufer des Fernand Faz gelegenen Residenz des Königs Sangala. Diese rühmten die Größe und die Macht ihres Königs und schilderten den Ranpano als einen armen Schächer. Während der Nacht kam ein Neger Namens Nchuga, der Bruder des Königs, den ich am Cap Lopez besucht hatte, zu mir und erzählte, daß der dortige König kränker geworden und ihn selbst der Zauberei beschuldigt habe, deshalb sei er gezwungen worden, hierher in den Schutz seines Schwiegervaters Sangala zu fliehen, der hier Herr des Flusses sei, und nicht zugeben würde, daß ich zu Ranpano ginge, der nur sein Vasall wäre; deshalb rathe er mir als

Freund, nach Elindé zu gehn. Zum Glück kannte ich den Nchuga schon hinlänglich.

Am nächsten Morgen sandte mir Sangala ein Boot, und kaum war ich in Elindé mit großen Feierlichkeiten nach dem besten Hause des Orts geführt, als auch sofort Sangala unter Begleitung eines großen Gefolges, aber Alle bereits gänzlich betrunken, kam, um mir seinen Besuch abzustatten. Als er erfuhr, ich sei Willens den Fluß hinauf in's Innere zu dringen, wollte er dies durchaus nicht zugeben, doch ließ ich mich dadurch nicht in meinem Reiseplan beirren. Dieses ward sogar die Veranlassung zu einem kleinen Kriege zwischen Sangala und Ranpano, in welchem sich jedoch das Glück für den Letzteren entschied, und ich mich durch einige Geschenke von Sangala frei machen konnte. Jetzt wurde der Inhalt der Karoline auf kleine Boote geladen und sie nach einer Stelle in der Bucht gebracht, welche mir Ranpano selbst angewiesen hatte. Es war ein lieblicher Ort, wie man ihn in Afrika selten findet, am Ufer des Npulunay, der reich an Nilpferden ist. Hier gründete ich meine Residenz, die aus einer Menge kleiner Häuser bestand, von Bambusrohr und Palmblättern erbaut. In Afrika verlangt jeder Raum ein eigenes Haus; so stand an der einen Ecke das Haus für die Küche, ein anderes für meine Waaren, ein Haus für

meine Naturalien, ein Hühnerhaus, ein Ziegenstall, mein eigenes Wohnhaus und Hütten für meine Leute, — Alles zusammen eine kleine Colonie bildend. Der eingeborne Zimmermann machte mir sogar nach meiner Anweisung Fenster und Thüren, freilich roher Art, welche ich mit Schlösser und Riegeln, die ich mit mir führte, versah. Ich hatte alle diese Arbeiten mit den Leuten veraccordirt, nur einer derselben, mit dem ich für eine Arbeit 24 Dollars bedungen hatte, forderte unverschämterweise 40 Dollars; als ich jedoch die Zahlung verweigerte, drohte er mir mit dem Messer. Ich sah wohl ein, daß es nöthig war, hier ein Exempel zu statuiren, griff daher nach meinem Gewehr, um ihn sofort niederzuschießen, doch seine Freunde retteten ihn, indem sie ihn bei Seite zogen. Nun ging ich zum König und verlangte, daß der Schurke in Ketten mir sollte in's Haus gebracht werden. Er versprach dies auch, allein jener konnte nicht aufgefunden werden. Da ich wohl merkte, dies sei nur ein Vorwand, so fing ich an alle meine Habe einzupacken und versicherte ihnen, daß ich unter solchen Leuten nicht bleiben möchte und daß ich auf dem amerikanischen Wallfischfänger, welcher sich so eben auf offener See zeige, nach dem Gaboon zurückkehren würde. Bestürzt kam der König zu mir und bat mich auf den Knieen, ihn nicht zu verlassen; als er mich jedoch entschlossen sah,

schickte er nochmals seine Leute aus, und siehe, der Verbrecher ward gefunden und herbeigebracht. Es war ein alter Mann, Namens Orenga, von großem Ansehn, und nur sehr ungern ward er mir zur Bestrafung übergeben. Der Alte erblaßte und gerieth in Schreck, als ich befahl ihn zu binden um ihn peitschen zu lassen. Als er nun so geknebelt vor mir stand, hielt ich ihm noch einmal ernstlich und nachdrücklich sein Verbrechen vor, zeigte ihm, was es heiße, mir mit dem Messer zu drohn, daß seine eigenen Leute die Gerechtigkeit der Strafe anerkennen müßten, weil ich aber annehme, daß er in solchen Stücken die Gebräuche der Weißen nicht gekannt habe, so habe ich beschlossen, ihm die Strafe der Peitsche zu erlassen und ihm zu vergeben. Hiermit ward er in Freiheit gesetzt; ein donnernder Beifall erscholl durch das ganze Dorf, Gewehre wurden abgefeuert, man begann zu singen und zu tanzen und Alles war voll Jubel. Mir war freilich nichts anderes übrig geblieben, denn hätte ich meine Drohung vollzogen, so würde ich wahrscheinlich bei der nächsten Gelegenheit ermordet worden sein, während man jetzt von meiner durch Gnade gemäßigten Gerechtigkeit eine hohe Meinung faßte.

Am 13. April nahm ich nun von meiner neuen Colonie Besitz. Sie bestand aus meinem Wohnhause, das fünf Zimmer enthält. 45 Fuß lang und 25 Fuß breit ist, und

50 Dollars kostete, — einer Küche, — einem Hühnerhause mit 100 Hühnern und einem Dutzend Enten — einem Stall mit 18 Ziegen — einem Pulverhaus — zwei Magazinen u. s. f., nebst einem Dutzend Hütten für meine Leute, und ich gab dem Orte den Namen Washington.

Hinter meinem Hause erstrecken sich schöne, reiche Wiesen, und vor demselben fließt der Npulunay; dessen Lauf ich mehrere Meilen weit in der Richtung der Gegend, welche ich zu erforschen beabsichtigte, mit den Augen verfolgen kann. Die Ufer des Flusses sind von Mangrovesümpfen eingefaßt, in denen sich zahlreiche Nilpferde tummeln. Da ich mich jetzt ganz in der Gewalt der Neger befinde, so muß ich in meinem Verhalten möglichst streng, doch zugleich gerecht sein, um meinen Befehlen pünktlichen und sofortigen Gehorsam zu verschaffen. So dürfen sie die Ruhe der Nacht durch Trommeln nicht stören, und von den Leuten darf keiner ausgehen, ohne mich um Erlaubniß zu bitten. Dies kam ihnen einige Zeit sehr schwer an, jetzt aber, da ich ihnen außer ihrem Lohn, an jedem Vollmond regelmäßig 14 Ellen Zeug, nebst einigem Tabak gebe, haben sie sich darein gefunden.

Nachdem ich nun die Entstehung meiner Ansiedelung mitgetheilt habe, so sei es mir erlaubt, noch ein paar

Worte über die hier wohnenden Camma's, oder wie sie sich selbst nennen, Commi's zu sagen. Sie sind in sehr vielen Beziehungen den Mpongwe's verwandt, und sprechen auch bis auf geringe Abweichungen dieselbe Sprache. Die Weiber tragen um Arme und Beine eine große Anzahl messingner Ringe. Sie selbst zerfallen in die Küstenbewohner, welche sich mit dem Handel beschäftigen und die Binnenneger, welche auch Buschmänner genannt werden. Jene sind in der Regel wohlhabender als die letztern, insofern sie sich beim Handel das Löwenantheil zu sichern wissen, alle aber zeichnen sich durch Scharfsinn und Verschmitztheit vor andern benachbarten Stämmen aus. Sie bewohnen die ganze Küste vom Cap Lopez bis zum Cap St. Catharina, und ein oder zwei Dörfer am Mexias. Ihr Hauptort ist Aniambia, einst ein großer blühender Ort, doch ihre Hauptdörfer liegen jetzt an den Ufern des Fernand-Vaz, den die Eingebornen Eliva nennen. Die Mündung dieses Stromes ist durch Sandbänke gesperrt, an denen sich die See mit vieler Heftigkeit bricht, doch hat das Bett zur Regenzeit 12 Fuß Wassertiefe.

Die Camma's sind dem Handel fast noch eifriger ergeben, als die Mpongwe's; ein unternehmender Camma baut sich einige Hütten an der Küste, dem dann in kurzer Frist ein größeres Haus zur Faktorei folgt, und hierauf

thut er Zeitlebens nichts mehr, sondern wartet auf den kommenden Segen, den ihm der Handel in Aussicht stellt. Selbst Elfenbein, Oel oder Kautschuck einzusammeln, kommt ihm gar nicht in den Sinn. Man kann bemerken, daß alle diese Negerstämme sich in ihrem Hauptcharakter gleichen, daher die Schilderung der Mpongwe im Grunde auf alle Küstenneger vom Munda bis zum Cap St. Catharina paßt, mit der Ausnahme, daß diejenigen, welche wie die Camma's minder Bekanntschaft mit den Weißen haben, auch uncivilisirter sind.

Am 13. April tauschte ich gegen Waaren im Werth von 30 Dollars ein vortreffliches Canot ein, das mir, wie ich hoffte, zu meinen Forschungen den Fluß hinauf dienen sollte, und beschloß einen kurzen Abstecher der Küste entlang nach Aniambia zu machen. Ich beabsichtigte deshalb den Fernand Vaz stromaufwärts zu fahren, und dann einen Weg quer über durch's Land zu suchen, und so nach meiner Colonie wieder zurückzukehren. Da Ranpano auf mein Verbleiben in der Nähe seiner Residenz eifersüchtig war, so hatte ich auch wenig Grund zur Furcht für meine Habe während meiner Abwesenheit, indem ich sie unter seinen Schutz stellte. Doch zur größern Vorsicht rief ich vor meiner Abreise das Volk zusammen und stellte ihnen vor, daß ich vollständiges Vertrauen zu ihnen hätte, ich

ja auch ihr weißer Mann wäre, der nach viel Beschwerden und Gefahren zu ihnen gekommen sei, daß auch Sangala nach mir verlange, ich aber entschlossen sei, unter den ehrhaften Biagano's zu bleiben; ich ginge zwar jetzt für einige Tage fort, hoffte aber bei meiner Rückkehr alle meine Habe unverletzt wiederzufinden. Darauf riefen Alle einstimmig aus: Du kannst ruhig gehen und ohne Furcht, wir lieben Dich, Du bist unser weißer Mann, wir sorgen für Dich u. s. f. Hierauf erhoben meine sechszehn Leute ihre Ruder und stießen vom Lande ab.

Oberhalb Biagano liegen einige kleine Inseln, dann aber erweitert sich der Strom und fließt zwischen niedrigern Ufern, bald plötzlich sich verengend, bald wieder sich erweiternd. Um 9 Uhr Abends ging der Mond auf und die Scene wurde immer reizender; der klare Strom, beschattet von ungeheuren Bäumen, deren Zweige über die Ufer hingen, floß in majestätischer Ruhe dahin, tiefe Stille herrschte um uns her, nur hin und wieder durch das Geschrei einiger nächtlichen Raubthiere oder durch das plötzliche Untertauchen einer spielenden Heerde von Nilpferden unterbrochen.

Da meine Leute sehr ermüdet waren, gingen wir gegen Mitternacht bei einem kleinen Dorfe an's Land, in welchem wir nur drei alte Weiber fanden, die fast schlafend

uns kaum willkommen hießen. Selbst zu erschöpft, um diesen Mangel an Gastfreundschaft übel zu nehmen, kroch ich in die nächstgelegene Hütte, zündete mir zuerst ein Feuer an, spannte mein Moskitonetz aus, um mich vor diesen brummigen Feinden zu schützen, und bald war ich in tiefen Schlaf versunken. Kurz nachdem wir am folgenden Morgen das Dorf verlassen und unsere Wirthinnen mit Tabak entschädigt hatten, gelangten wir zu einer Stelle, wo sich der Fluß zu einem kleinen See oder da dieser mit vielen kleinen grünen Inseln bedeckt war, in einer Menge kleinere Seen, Buchten und schmalen Straßen verzweigte. Bei allem diesem hatten wir uns nicht weit von der Seeküste entfernt, welche vom Flusse nur durch einen schmalen Landstrich getrennt wird, den der schlammige Strom nicht durchzubrechen vermag, so oft man auch das Rauschen der nahen See hört.

Am folgenden Tage gegen zehn Uhr kamen wir zu einer zweiten Flußerweiterung, an deren Ufer auf einem Hügel das niedliche Dorf Igalé Mandé lag. Dichte Wälder zieren die Ufer des Flusses und auf den Zweigen der Bäume hüpften die niedlichen und zierlichen Affen (Cercocebus Collaris), denen die weißen Backenhaare ein sonderbares, fast ehrwürdiges Ansehn geben. Das Dorf liegt etwa acht Meilen von der Mündung des Flusses in die See,

wir fanden dasselbe fast gänzlich bis auf einen Mann mit seiner Frau verlassen, da die übrigen Bewohner ausgezogen waren, um Palmöl zu sammeln.

Obgleich ich meine Leute für die ganze Dauer der Reise gedungen hatte, weigerte sich jetzt mit einem Male ein Theil derselben mir weiter zu folgen, und nach mehrfachen Fragen erfuhr ich denn, daß sie sich bei einer frühern Anwesenheit in Aniambia in zarte Verhältnisse mit den dortigen Frauen eingelassen hatten, und jetzt die Rache der erzürnten Ehemänner fürchteten. Da ich nun keine sonderliche Lust verspürte, mich durch Beschützung meiner Leute in Streitigkeiten zu verwickeln, so hielt ich es für gerathener sie zurück zu lassen.

Ich hatte von Igalé nach Aniambia noch zwei Stunden zu Lande über Grasfluren zu gehen, auf denen wir zahllose Vögel fanden, von denen einige mir neu waren. Einer derselben, besonders (Mycteria Senegalensis) hatte so lange Beine, daß er mir entwischte und ich ihn auch nicht einmal in Schußweite bekommen konnte, obgleich er von seinen Flügeln keinen Gebrauch machte.

Aniambia liegt an der Küste nicht weit vom St. Catharinen-Cap entfernt, und war einst der Hauptort der jetzt zerstreuten Camma's. Zwanzig Jahre früher, als König Regundo hier regierte, zählte es wahrscheinlich eine

Bevölkerung von nahe an 3000 Menschen, und galt als ein Hauptdepot für den Handel mit Sclaven, Elfenbein und anderen afrikanischen Erzeugnissen. Noch heute sprechen die Eingebornen mit Achtung von diesem großen Könige, aber sein Tod war auch der Todesschlag für sein ganzes Volk, das sich seitdem so zerstreut hat, wie wir es jetzt finden. Die wenigen dort noch angelegten Factoreien wurden geplündert, und die Weißen hörten auf sich daselbst einzufinden. Der jetzige König Olenga-Yombi kam, als er von der Ankunft eines weißen Mannes hörte, sofort von seiner Pflanzung nach der Stadt zurück, und ich verfehlte nicht, ihm meinen Besuch abzustatten. Der alte Bursche in der Mitte seiner Häuptlinge trug ein dickes Oberkleid, doch ohne Unterkleider, hatte aber, so früh am Tage es auch war, schon eine große Quantität Rum oder Palmwein zu sich genommen und war in Folge des Genusses ganz betrunken. Ich wurde eingeladen, mich zu seiner Rechten zu setzen, und erzählte ihm, ich sei gekommen, um etwas Elfenbein einzuhandeln und zu jagen, da der Ruf dieser jagdreichen Gegend bis zu mir gedrungen sei. Durch einige Stücke Zeug, einige Pfeifen und einige Päckchen Tabak, versetzte ich ihn in so heitere Stimmung, daß er erklärte, ich sei ein guter weißer Mann und es sollte mir frei stehen zu gehen, wohin es mir beliebe.

Demzufolge ging ich schon Nachmittag aus, fand die Gegend umher niedrig, durchaus flach, meist Wiesen, deren langes Gras zahllosen Vögeln, besonders dem langbeinigen Mycteria, zum Aufenthalt diente. Auch stieß ich daselbst auf große Schwärme eines schönen Vogels, dessen goldgefiederter Körper, schneeweißer Hals mit dem Grün des Grases einen schönen Contrast bildete. Diesem am nächsten war in Betreff der Menge die schneeweiße Egretta, die sich längs der Küste in großen Mengen vorfindet.

Bei Einbruch der Nacht nahm ich einen Führer und ging aus, um mich nach etwas Größerem als einem Vogel umzusehn. Man sagte, es sollten Gorillas hier in dieser Gegend hausen, doch machte ich mir darauf wenig Hoffnung, zufrieden, wenn ich ein Wild von geringerer Bedeutung gefunden hätte. Wir waren noch nicht weit gegangen, als mein Führer mich zitternd auf ein Paar helle Punkte hinwies, und mir zulispelte, „ein Leopard!" Ich erkannte indeß bald, daß es nur ein Paar Leuchtkäfer waren, die meinem Führer einen solchen Schrecken verursacht hatten.

Nach langem Warten vernahmen wir endlich gegen zwei Uhr Morgens ein Grunzen, und erblickten eine Heerde Schweine sich nahen. Ich legte mich daneben auf den Anstand und hatte das Glück den größten Eber dieses

Rudels zu erlegen. Die übrige Heerde zog ruhig ab, und wir kehrten mit unserer Trophäe nach unserer Ansiedelung zurück.

Am darauf folgenden Abend gab der König mir zu Ehren einen großen Ball. Obgleich ich kein Freund solcher Feierlichkeiten bin, so konnte ich die Einladung doch nicht abschlagen, da ich wohl wußte, welches Vergnügen ein solcher Ball den Negern selbst bereitet. Alle Frauen des Königs, vierzig an der Zahl, und alle Weiber aus der Stadt und Nachbarschaft waren zugegen. Zum Glück diente die offene Straße als Ballsaal, nicht wie am Cap Lopez ein abgeschlossener enger Raum. Die Weiber saßen auf einer Seite in einer Reihe, die Männer gegenüber, und am Ende die Trommler mit ihren großen Tamtams, welche einen höllischen Spektakel verursachten; ja, als wäre das noch nicht genug, mühte sich eine Anzahl Knaben ab, auf eine Reihe von kupfernen Kesseln mit hohlen Holzstöcken zu pauken, welchen Lärm man noch durch Gesang und Geschrei zu überbieten suchte. Ein so toller Spektakel ist für diese Neger so aufregend, wie für den europäischen Soldaten seine Kriegsmusik. Hören sie den Tamtam, so kommen sie aus allen Banden, und je toller gepaukt wird, desto wilder sind die Sprünge der Männer und desto obscöner die Leibesverdrehungen der Weiber. Man kann sich jedoch denken,

daß dieses Schlagen des Tamtams eine Arbeit ist, die auch die stärksten Neger bald so ermüdet, daß sie sich in einer Nacht mehrmals ablösen müssen.

Das Volk ergötzte sich ungemein und bedauerte nur, nicht ein Fäßchen Rum zu haben, um sich in den Tanzpausen durch den Genuß desselben zu neuer Lust anzureizen. Doch sie begnügten sich für jetzt mit Palmwein, von dem große Mengen vertheilt wurden. Die Erregung erreichte den höchsten Grad, als Sr. Majestät selbst zu tanzen begann. Die Capriolen desselben in seiner Trunkenheit wurden laut applaudirt, und seine Frauen neigten sich ihm zu Füßen, ihm ihre tiefste Ehrfurcht bezeugend, während die Trommeln und Kessel wüthender als je bearbeitet wurden. Sobald es nur der Anstand erlaubte, zog ich mich zurück und legte mich nieder, konnte jedoch nicht schlafen, da der Lärm, der bis zu meiner Hütte drang, bis Sonnenaufgang dauerte.

Am folgenden Tage besuchte ich zwei in der Nähe befindliche Tempel. Die Camma verehren zwei mächtige Geister, den bösen Geist Abambu und den guten Mbuiri. Beiden wird gleiche Verehrung gezollt, und ihre Behausungen sind, so viel ich sehen konnte, ganz gleichmäßig gebaut. Es waren kleine Hütten, jede etwa 6 Fuß in's Gevierte und 6 Fuß hoch. Der Fetischpriester, welcher zugleich Arzt und Orakel des Ortes ist, führte mich

selbst zu diesen Tempeln am Ende des Dorfes und öffnete mir ehrfurchtsvoll die Thüren, daß ich in diese Heiligthümer sehen konnte. In dem des Abambu sah ich ein Feuer brennen, das, wie mir erzählt ward, niemals erlöschen durfte. Ein Götzenbild sah ich darin nicht, wohl aber einen großen Kasten, auf welchem etwas weißer und rother Kalk und einige rothe Papageienfedern lagen; des Kalkes bedienen sich die Andächtigen bei gewissen Gelegenheiten, wo sie Gelübde thun, um ihren Körper mit Strichen zu zeichnen, und die Federn sollen wahrscheinlich zur Verzierung dienen.

Abambu ist für die Camma der Teufel, ein böser und mißgünstiger Geist, welcher bei Gräbern und Todtenäckern haust, zuweilen durch das Land geht, und denen, welchen er nicht wohl will, Krankheit und Tod zusendet. Die Camma suchen daher seine Gunst durch Opfer und Gebete zu gewinnen und seinen Zorn abzuwenden. Ich hörte einmal in einer Versammlung ihn beständig anrufen: „wir sind ja gut, wir sind zufrieden, sei nur unser Freund und schade uns nicht!" Die Opfer, aus Bananen, Zuckerrohr und Erdnüssen bestehend, werden von den freien Negern in Blätter eingewickelt, und von den Sclaven auf die bloße Erde niedergelegt. Zur Zeit des Neumondes herrscht tiefe Stille in den Cammadörfern, und das Volk richtet Gebete an ihre Götzen, von denen jede Familie

oder jeder Zweig eines Stammes sein eigenes Paar besitzt, welches in einer Hütte von dem ältesten Häuptling der Familie aufbewahrt wird.

Das Haus des guten Geistes Mbuiri, der eben so viel Macht hat, ist dem des Abambus ganz gleich, da er aber nicht so bösen Charakters ist, wird er, nach einer bekannten Regel, minder eifrig verehrt.

Außer diesen giebt es noch einen dritten sehr gefürchteten Geist, Ovenga, der aber nicht verehrt wird. Er streicht unaufhörlich durch die Wälder, fängt und tödtet die unglücklichen Wanderer, welche das Schicksal haben, ihm zu begegnen. Am Tage lebt er in finstern Höhlen, des Nachts aber schweift er frei umher; zuweilen zieht er in den Körper eines Menschen ein und schlägt und tödtet Alles, was sich ihm nahet. Dann ziehen, sagt man, ein Haufen Männer gegen ihn aus, suchen ihn mit Speeren zu verwunden und womöglich zu tödten. In solchem Falle muß aber der Körper so gänzlich verbrannt werden, daß auch nicht ein Knöchelchen zurückbleibt, damit nicht ein neuer Ovenga aus ihm entstehe. Es giebt manche Oerter, an die bei Nacht zu gehen, einen Camma-Neger nichts in der Welt bewegen könnte, aus Furcht vor diesem schrecklichen Ungeheuer. So quält sich dieses unwissende, abergläubische Volk mit selbstgeschaffener Pein ab. Auch haben sie den beson-

dern Glauben, daß wenn ein Mensch stirbt, der bezaubert war, die Knochen seines Körpers das Grab verlassen und sich wieder an einander ordnen, aus welchen allmählig ein Ovenga entsteht.

Am 19. April ging ich früh Morgens aus, um Büffel zu schießen, welche, wie man mir sagte, in den benachbarten Wiesengegenden sehr häufig sein sollten, Isuta, ein Jäger, begleitete mich; kaum waren wir eine Stunde gegangen, so trafen wir auf einen Stier, welcher mitten auf einer kleinen Wiese graste, die rings von Wald umgeben, unsere Annäherung erleichterte. Isuta ging auf die gegenüberstehende Seite, während ich stehen blieb, damit, wenn der Stier sich vor ihm erschrecke, er auf mich zulaufen müsse. Er kroch nach Jägerart durch das Gras, um sich dem Thiere zu nähern. Alles ging vortrefflich, und schon hatte er sich ihm auf Schußweite genähert, als ihn unglücklicherweise der Stier erblickte; sofort feuerte Isuta auf ihn, verwundete indeß aber nur das Thier, das nun wüthend auf ihn zustürzte. Der arme Isuta verlor darüber vor Schrecken seine Geistesgegenwart und suchte sich durch eilige Flucht zu retten. Doch bald war er vom wüthenden Stiere eingeholt, der ihn sogleich auf seine Hörner nahm, und ihn dreimal in die Luft schleuderte. Endlich gelang es mir durch Schreien die Wuth des Stiers auf mich zu lenken,

der nun auch von seinem Opfer abließ und mit lautem Gebrüll auf mich zustürzte; doch meine Kugel verfehlte ihn nicht, sie drang zwischen den Augen in die Hirnschale, so daß er tödtlich verwundet zu Boden stürzte.

Isuta war bedeutend gequetscht, aber im Ganzen mehr durch den Schreck betäubt als verwundet, und nachdem ich ihn in einer nahen Pfütze abgewaschen hatte, konnte er mit mir nach Hause zurückgehn.

Am folgenden Tage, den 20. April, nahm ich von Olenga Abschied, um auf dem Fernand Vaz nach Biagano zurück zu fahren. Der Weg nach dem Fluße führte uns durch einen Wald, in dem, wie mir erzählt ward, der Geist eines wahnsinnigen Weibes umher irren sollte, das, obgleich vor mehrern Menschenaltern hier gestorben, noch ihre Pflanzung in einem verborgenen Winkel des Waldes bebauet, oft aber dem Wanderer auflauert und ihn aus reiner Bosheit schlägt oder gar tödtet. Am Morgen des 24. fuhr ich auf einem Boote nach Washington zurück.

Bei meiner Rückkehr nach Washington fand ich zu meiner Ueberraschung, daß die Meisten der Küstenbewohner hierher gezogen waren, und ihre Hütten in der Nähe meines Hauses aufgeschlagen hatten, was mich freilich für meine Habe, für meine Hühner und Ziegen mit Besorgniß erfüllte. Doch Alle versicherten mir einstimmig ihre Ehr=

lichkeit und wünschten nur in der Nähe ihres weißen Mannes zu leben. Ich ließ ihnen Tabak reichen und mußte mich darin fügen, gestehe jedoch auch, daß mir ihre Aufführung keinen Grund zur Klage gab.

Am 4. Mai hatte ich eine der größten Freuden meines ganzen Lebens. Einige Jäger, welche für meine Rechnung ausgezogen waren, brachten einen jungen Gorilla lebendig ein. Ich kann die Freude nicht beschreiben, welche mir das kleine Thier verursachte, als es so zappelnd in das Dorf geschleppt wurde. Der kleine Bursche mochte drei bis vier Jahr alt sein, war 2½ Fuß lang, aber so wild und widerspenstig, wie nur ein Ausgewachsener sein kann. Meine Jäger, die ich vor Freuden an's Herz drückte, hatten dieses Thier in der Gegend zwischen dem Rembo (Fernand Vaz) und dem St. Catharinen-Cap gefangen. Sie gingen, ihrer Erzählung nach, fünf an der Zahl, nach einem Dorfe an der Küste, ruhig durch einen Wald, als sie ein Geschrei vernahmen, das sie sogleich für das eines jungen Gorilla mit seiner Mutter erkannten. Es war ungefähr 9 Uhr, und sie entschlossen sich sofort, dem Geschrei zu folgen. Mit den Gewehren in der Hand krochen die braven Burschen, ohne jedes Geräusch, durch ein dickes Gebüsch, in welchem sie den kleinen Gorilla vermutheten. Sie wußten sehr wohl, daß die Mutter nicht weit sein

würde, und dann wahrscheinlich auch das sehr gefürchtete Männchen, allein sie waren entschlossen, Alles zu wagen, um wo möglich ein Junges noch lebendig zu fangen, indem sie wohl wußten, welche Freude sie mir dadurch bereiten würden.

Sie sahen, wie sich der Busch bewegte, und indem sie etwas weiter krochen, kaum athmend, bemerkten sie, was selbst Negern selten vorkommt, einen jungen Gorilla, der auf der Erde saß und Beeren fraß, und eben so einige Schritt weiter die Mutter. Sogleich legten sie auf diese die Gewehre an und sie fiel. Auf den Knall rannte das Junge nach seiner Mutter hin, umschlang sie und verbarg sein Gesicht an derselben. Unter Aufjauchzen stürzten die Jäger auf ihn los, allein der Kleine verließ bei ihrer Annäherung sogleich die Mutter und rannte nach einem kleinen Baume, den er behend erklimmte und dann von oben herab sein wildes Heulen erschallen ließ. Was nun zu thun; hinauf zu klettern wagte Keiner aus Furcht vor den Bissen des Thieres, und schießen wollte man ihn auch nicht. Endlich wurde der Baum umgehauen, und als er fiel, wurde geschickt ein Tuch über den Kopf des jungen Ungeheuers gezogen und es dann in Sicherheit gebracht. Bei aller Vorsicht erhielt doch einer der Jäger einen argen Biß in die Hand und einem andern ward ein Stück aus der Lende gerissen.

Da das Ungethüm, so jung und klein es auch war, doch eine Erstaunen erregende Kraft besaß, und keineswegs sich bändigen ließ, vielmehr unaufhörlich nach seinem Führer schnappte, so sah man sich genöthigt, ein Stück Holz gabelförmig zuzuschneiden, in welches der Hals desselben so eingeklemmt ward, daß es nicht entwischen konnte und man im Stande war, es in sicherer Entfernung zu halten. Auf diese unbequeme Art ward es in's Dorf gebracht. Hier war Alles natürlich in großer Aufregung. Als man das Thier aus dem Boote brachte, auf welchem es ein Stück den Fluß hinab gekommen war, brüllte und heulte es, schaute mit seinen kleinen boshaften Augen ringsumher und zeigte, wie bereit es war, an dem ersten besten Rache zu nehmen.

Da ich bemerkte, welche Schmerzen dem Thiere die Gabel verursachte, so nahm ich mir gleich vor, ihm einen bequemen Käfig zu bauen. Binnen zwei Stunden war ein solcher aus Bambusrohr gefertigt, die Stäbe so befestigt und in solchen Abständen, daß wir das Thier und das Thier uns sehen konnte. Nun hatte ich zum erstenmal die Gelegenheit, meinen Gefangenen mit Muße zu betrachten.

Es war ein männlicher Gorilla, der nicht nur allein gehen konnte, sondern für sein Alter schon eine außerordentliche Körperkraft zeigte. Seine größte Länge betrug, wie ich

nachher sah, 2½ Fuß. Sein Gesicht und seine Hände waren ganz schwarz, seine Augen nicht so eingesunken, als bei den Erwachsenen. Das Kopfhaar beginnt von den Augenbrauen und nimmt auf dem Scheitel eine röthlich braune Farbe an. Es geht an den Seiten des Gesichts an den untern Backen hinab, ähnlich einem Backenbarte. Die obere Lippe ist mit kurzen groben Haaren bedeckt, die untern mit längeren. Die Augenwimpern sind dünn, die Augenbrauen steif und ¾ Zoll lang. Der ganze Rücken ist mit eisengrauen Haaren bedeckt, in der Nähe der Arme etwas dunkler, aber der Hintere ganz weiß. Brust und Unterleib sind mit dünnen, kurzen Haaren bedeckt. An den Armen ist das Haar länger, als an dem übrigen Theil des Körpers und von graulicher Farbe, weil es an der Wurzel dunkelschwarz, an den Spitzen weiß ist. An den Händen und Handgelenken ist das Haar schwarz und reicht bis an die zweiten Fingergelenke. An den Schenkeln ist es grauschwarz, wird aber nach den Füßen zu immer schwärzer.

Nachdem ich so den kleinen Burschen in seinem Käfig mit Sicherheit betrachtet hatte, versuchte ich es, mich ihm zu nähern und ihn aufzumuntern. Er stand in der entferntesten Ecke, als ich aber näher kam, knurrte er und stürzte auf mich zu; obgleich ich mich so rasch als möglich

zurückzog, so gelang es ihm doch, meine Hose zu erfassen, die er zerriß und dann sogleich wider in seine Ecke floh. Dies lehrte mich vorsichtig zu sein, obgleich ich deshalb die Hoffnung nicht aufgab, daß mir seine Zähmung gelingen könnte. Er blieb in der Ecke eigensinnig sitzen, boshaft mit seinen grauen Augen um sich schauend, und nie habe ich ein so grämliches und mißlauniges Gesicht gesehn, als diese kleine Bestie mir zeigte.

Ich hatte nun auf die Bedürfnisse meines Gefangenen zu achten und ließ daher einige von den Waldbeeren herbeibringen, welche bekanntlich diese Thiere sehr lieben. Diese setzte ich nebst einer Schaale Wasser so, daß er sie erreichen konnte, allein er war so scheu, daß er weder fraß noch trank, bis ich mich entfernt hatte.

Am folgenden Tage fand ich den Joseph, wie ich ihn nannte, wilder als am ersten Tage. Er biß nach Jedem, der seinem Käfig nur etwas zu nahe kam, und schien bereit, uns Alle in Stücke zu reißen. Ich reichte ihm einige Ananasblätter, von denen er, wie ich bemerkte, nur das Weiße genoß. Uebrigens verweigerte er alle Nahrung, bis auf die wilden Blätter und Früchte, welche von den Pflanzungen seiner Heimat kamen.

Am dritten Tage war er noch mürrischer und wilder,

knurrte Jeden an, der sich näherte, zog sich entweder in eine entfernte Ecke zurück, oder versuchte einen Angriff. Am vierten Tage, als grade Niemand auf ihn achtete, gelang es dem kleinen Schurken zwei von den Bambusstäben seines Käfigs auf die Seite zu drücken und zu entwischen. Ich kam grade dazu, als seine Flucht entdeckt ward, und bot sogleich alle Neger zu seiner Verfolgung auf, entschlossen den Wald zu umzingeln, um den Gefangenen wieder einzufangen. Als ich jedoch in's Haus nach meinen Gewehren lief, überraschte mich ein ängstliches Geheul, das unter meiner Bettstelle hervor kam. Siehe da, hier lag Meister Joseph verborgen, ängstlich meine Bewegungen beobachtend. Augenblicklich schloß ich die Fenster und rief meinen Leuten zu, die Thüren zu besetzen. Als Joseph die Menge schwarzer Gesichter um sich sah, wurde er wüthend und seine Augen funkelten. So schoß er unter dem Bett hervor. Anfänglich überließen wir ihn seiner Wuth und überlegten nur, wie wir ihn am besten fangen könnten, ohne uns seinen gefährlichen Bissen auszusetzen. Das war aber eine schwierige Frage. Indessen stand Joseph mitten im Zimmer, auf seine Feinde umherschauend, und wie mit Verwunderung die Geräthe prüfend. Ich hatte jetzt nur die Furcht, daß ihn das Ticken meiner Uhr aufmerksam machen und ihn zu einem Angriff auf diesen kost-

baren Gegenstand verleiten könnte. Als ich jedoch endlich sah, daß Joseph in seiner Ruhe verharrte, so schickte ich einige Burschen nach einem Netze, das beim Oeffnen der Thür dem kleinen Ungeheuer über den Kopf geworfen wurde. Es brüllte fürchterlich und schlug und stieß nach allen Seiten um sich. Ich faßte ihn hinten am Halse, zwei Männer hielten seine Arme, und so von vier Männern gehalten, wurde er rasch wieder in seinen Käfig gebracht, der indessen reparirt worden war. Ich habe nie in meinem Leben ein so wüthendes Thier gesehn. Es stürzte auf Jeden, der sich in seine Nähe wagte, biß in die Bambusstäbe des Käfigs, schaute mit seinen giftigen und tückischen Augen umher, und verrieth durch jede Bewegung seinen boshaften Charakter.

Da nun auch nach Verlauf von abermals zwei Tagen diese Grämlichkeit nicht abnahm, so wollte ich den Versuch machen, ob ich ihn nicht durch Hunger bändigen könnte. Statt ihm daher seine gewohnte Nahrung zu reichen, versuchte ich ihn an civilisirtere Nahrung zu gewöhnen. Aber er wollte nichts der Art anrühren und ich brachte es nach einer Hungerkur von vierundzwanzig Stunden kaum so weit, daß er wie aus Laune aus seinem Versteck hervor kam, und einige Waldbeeren aus meiner Hand nahm, dann aber sich sogleich in seine Ecke zurückzog, um

sie zu verzehren. Viel weiter brachte ich es aber mit aller Mühe nicht, stets knurrte er mich an und nur, wenn er sehr hungrig war, nahm er seinen ausgewähltesten Fraß von meiner Hand. Als ich eines Morgens kam, um ihn zu füttern, fand ich, daß er die Bambusstäbe heimlich zernagt und abermals entwischt war. Glücklicherweise war er eben erst ausgerissen, und als ich umhersah, erblickte ich Meister Joseph, wie er mit großer Behändigkeit auf allen Vieren über eine kleine Wiese nach einem Gebüsch entfloh.

Ich rief meine Leute und wir machten auf ihn Jagd. Bald hatten wir ihn umringt, und ein Entkommen war nicht mehr möglich. Ohne auf den Baum zu steigen, blieb Joseph wie herausfordernd am Rande des Waldes stehn. Bei unserm Herannahen fing er zu heulen an und warf sich plötzlich mit einem Sprung auf einen armen Burschen, der unvorsichtig vorausgeeilt war. Dieser floh zurück, stürzte aber vor Schrecken nieder und wir gewannen dadurch Zeit, dem flüchtigen Joseph ein Netz überzuwerfen. In diesem brachten vier Leute ihn unter vielem Sträuben nach dem Dorfe zurück. Dieses Mal war ich nicht gesonnen ihn dem Käfig anzuvertrauen, sondern hatte schon eine kleine Kette in Bereitschaft, welche ihm um den Hals geschlungen ward. Diesem widersetzte er sich mit aller Macht, so daß wir eine ganze Stunde brauchten, um ihm die Kette sicher anzulegen, und die

Stärke, welche er hierbei entwickelte, grenzte fast ans Wunderbare. So war nun unser Joseph angekettet und schien sich einer guten Gesundheit zu erfreuen, fraß reichlich von seinem natürlichen Futter, das ihm täglich gereicht ward, allein zahmer wurde er nicht, vielmehr zeigte er, seitdem er an der Kette lag, außer seinen übrigen Fehlern noch einen hohen Grad von Falschheit; so streckte er ein Mal, eben als er aus meiner Hand fressen und ich ihm mit der Hand sein Futter reichen wollte und ruhig neben ihm stand, plötzlich seinen Fuß aus und faßte mich am Schenkel. Auf diese Art zerriß er mir nochmals meine Pantalons, so daß ich mich ihm gar nicht mehr nähern durfte. Er kannte mich sehr wohl, schenkte mir auch ein gewisses Vertrauen, allein er schien doch auf Rache gegen mich zu sinnen. Da er an der Kette lag, so setzte ich ein Bund Heu neben ihn, dessen Bestimmung er bald zu verstehen schien, indem er sich aus demselben ein bequemes Lager bereitete und sich auch mit demselben zudeckte.

Allein dies dauerte nur noch acht Tage nach seiner letzten Gefangennehmung; ganz unerwartet wurde er krank und am zweiten Tag der Krankheit starb er.

Nach dieser Begebenheit beschäftigte ich mich wieder mit der Jagd, von welcher ich durch Joseph etwas

abgezogen worden war, und am 20. Mai zog ich den Fluß hinauf nach einer Stelle, die vielen Nilpferden zum Aufenthalt diente. Dort weilten sie täglich, spielten im Tiefwasser, tauchten zuweilen unter, standen jedoch meistens auf Untiefen, indem sie nur ihre unförmlichen Nasen aus dem Wasser steckten und sich so überall umsahn, gleich wie dies die Seehunde oder Wallrosse auf einer Sandbank zu thun pflegen. Wir näherten uns den Unthieren langsam und mit Vorsicht bis auf etwa vierzig Schritt, ohne daß wir, wie es schien, ihre Aufmerksamkeit im mindesten erregten. Hier ließ ich still halten, und that fünf Schüsse, durch welche ich, so weit zu bemerken war, drei Nilpferde erlegte. Da das Ohr eine der verwundbarsten Stellen ist, so hatte ich auf dasselbe angelegt. Sämmtliche Thiere waren alsbald untergetaucht, und nur das Blut der Getroffenen färbte das Wasser und bezeugte die Erlegung.

Plötzlich erhielt das Boot einen heftigen Stoß und wir bemerkten, daß wir uns in der Mitte der ganzen Heerde befanden. Obgleich sie uns nicht angriffen, eher selbst zu entfliehen suchten, so suchten wir doch aus ihrer Nähe zu kommen, in der Besorgniß, daß unser Boot umgestürzt werden könne. Von den erlegten Thieren fanden wir nur eins und zwar erst am zweiten Tage darauf, auf eine kleine Insel in der Flußmündung getrieben. Ich ver-

muthe, daß die Neger auch die andern, als sie an der Küste gespült wurden, heimlich verspeist haben, ohne mir davon irgend eine Mittheilung gemacht zu haben.

Die Nilpferde lieben des Nachts auf ihre Weide zu gehen, besonders auf die Wiesen, welche sich auf dem schmalen Landstriche zwischen der Seeküste und dem Bette des Fernand Vaz, der, wie schon gesagt, mehrere Meilen mit derselben parallel fließt, ausdehnen. Auf diesen Wiesen grasen die Flußpferde und der Pfad einer solchen Heerde ist leicht zu erkennen, denn er gleicht einer gebahnten Straße, auf der kein Gras wächst, und die gleichsam hart getreten wurde. Es ist in der That auffallend, daß man diese Thiere, auch wenn sie schon mehrmals angegriffen worden sind, doch immer denselben Pfad wieder einschlagen sieht, und sich zum großen Vortheil der Jäger richtig wieder einfinden.

Ich machte mich daher mit meinem Jadgenossen Igala in einer mondhellen Nacht auf und ruderte bis in eine Gegend, wo wir einen solchen breitgetretenen Pfad, vom Flusse abgehend, bemerkten. Das Gesicht hatte ich mir mit Oel und Pulverschleim eingeschwärzt, um den Thieren, denen in Afrika alles Weiße auffällt, unkenntlich zu machen. Nun suchten wir uns den Thieren unterhalb des Windes zu nähern, denn die Flußpferde haben einen scharfen Geruch, und da sie

wahrscheinlich selbst fühlen, daß auf dem Lande ihr großer Körper und ihre plumpen Bewegungen sie in Nachtheil bringen, so sind sie um so mehr auf ihrer Hut. Wir legten uns hinter ein Gebüsch auf den Anstand. Es dauerte lange, ehe eins dieser Thiere aus dem Wasser kam, und nur in der Ferne hörten wir ihr sonderbares Schnauben. Der Mond war fast untergegangen und der Anstand schon etwas langweilig geworden, da vernahmen wir plötzlich ein Grunzen und sahen ein solches Ungethüm hervorkommen um zu grasen. Wir konnten das Thier nur undeutlich erkennen und das Halbdunkel ließ uns dessen kolossale Körperformen noch einmal so groß erscheinen. Da ein zweites Gebüsch dem Thiere näher war, so krochen wir im tiefen Stillschweigen dahin, bis wir ihm etwa auf zwölf Schritt nahe kamen. Dem Thiere gegenüber muß man die größte Vorsicht beobachten, denn ein blos angeschossenes Flußpferd ist den Negern oft schon sehr gefährlich geworden. Da wir aber jetzt dem Thiere nahe genug waren, so nahm ich es mit Igala zugleich auf's Korn. Er feuerte zuerst und rann, ohne den Erfolg abzuwarten, so schnell davon als ihn seine Beine trugen. Ich schoß mit ihm fast gleichzeitig, doch ehe ich meinem Gefährten folgen konnte — wozu mir Igala's Fertigkeit fehlte — sah ich schon, daß es nicht nöthig war. Die Bestie taumelte nur noch wenige Schritte und fiel dann todt nieder. Damit

war unser Nachtabenteuer beschlossen, denn von der Heerde wollte keines mehr vorkommen, so lange ihr Gefährte dalag. Daher kehrten wir nach Hause zurück, während mir Igala bewies, daß ich nicht so laufen könne als er, und in dieser Fertigkeit, wie es schien, den Hauptvorzug eines Flußpferd-Jägers fand. Unser Glück verursachte im Dorfe, wo die Nahrungsmittel schon sehr knapp zu werden anfingen, große Freude. Die Männer gingen bei anbrechendem Tageslicht aus, zerlegten das Wild und brachten das Fleisch und die Haut herein. Die letztere habe ich ausgestopft und ist jetzt eine Zierde meiner Sammlung.

Das Fleisch schmeckt dem Rindfleisch nicht unähnlich, es ist eher noch kerniger und minder fett, und die Neger essen es sehr gern. Man findet das Nilpferd in den meisten Flüssen Afrikas, im Nil selbst nur im obern Laufe, während es südlich vom Aequator und im Binnenlande in sehr großen Mengen vorkommt. Ich sah sie häufig im Fernand Vaz und noch häufiger im Ogobay und andern Binnenströmen, so daß ich daraus schließe, daß sie in dem noch unerforschten Innern Afrikas noch häufiger sein mögen. Das Thier hat bekanntlich ein sehr unförmliches Aeußere; besonders merkwürdig ist der große Kopf und die unverhältnißmäßig kurzen Beine. Die obere Kinnlade scheint mir, wie beim Krokodil, beweglich zu sein. Das Männchen

ist viel größer als das Weibchen, ja ein ausgewachsenes Männchen scheint zuweilen die Masse, doch nicht die Höhe des Elephanten zu erreichen. Ihr Bauch streift beim Gehen den Erdboden.

Die Füße sind so eigenthümlich gebaut, daß sie auf dem Boden des Flusses über Schilf und Sumpf gehen können und mit Leichtigkeit schwimmen. Der Huf theilt sich in vier kurze, plumpe und unverbundene Zehen, mit denen sie rasch und ohne tief einzusinken, selbst im Sumpfe sich fortbewegen können. Ich habe sie mehrmals, wenn sie aufgeschreckt wurden, mit großer Schnelligkeit, im Wasser so tief fortlaufen sehen, daß gerade nur noch die Rücken über dem Wasser hervor sahen.

Die Haut eines erwachsenen Nilpferdes ist 1½ bis 2 Zoll dick, außerordentlich hart und zähe und ganz kugelfest, bis auf einige dünnere Stellen hinter dem Ohre und unter den Augen. Der Körper ist gänzlich haarlos, bis auf einen kurzen Büschel am Schwanz und etwa 4—5 Haaren an jeder Seite der Schnauze. Die Farbe der Haut ist lehmgelb, unter dem Bauche etwas röthlich, dunkelt aber beim erwachsenen Thiere. An Zähnen hat das Nilpferd in jeder Kinnlade 4 Schneidezähne, 2 Eckzähne und 12 Backenzähne. Bei meinen Beobachtungen habe ich mich überzeugt, daß die großen krummen Eckzähne, welche dem

Thiere ein so wildes, gefährliches Ansehn geben, ihm nur dazu dienen, die Flußgräser aufzuhacken, denn oft sah ich sie im Wasser untertauchen, und wenn sie nach einigen Minuten wieder heraufkamen, so waren diese Zähne mit Gras bedeckt, welches sie dann gemächlich zerkauten. Uebrigens liefern diese Zähne bekanntlich ein Material, das dem Elfenbein gleich geschätzt wird, und die Camma's machen dieser Zähne wegen häufig Jagd auf die Nilpferde.

Die Thiere schaaren sich meistens in Heerden zusammen und wählen dazu solche Flußtiefen, die ihnen gestatten, sich mit dem ganzen Körper einzutauchen und doch ihre Nahrung erfassen zu können. Hier bleiben sie des Tages über, bald schwimmend, bald untertauchend, bald springend, und dabei von Zeit zu Zeit einen Wasserstrahl 2—3 Fuß hoch ausspritzend. Es ist mitunter spaßhaft, eine solche Heerde friedlich miteinander spielen zu sehen, besonders wenn einige Jungen sich darunter befinden, deren Bewegungen dann sonderbar genug mit ihrer übrigen Plumpheit contrastiren. Die Jungen spielen bald um ihre Mütter herum, bald kriechen sie ihnen auf den Rücken und bald jagen sie sich einander.

Am liebsten suchen sie sich solche Flußstellen, die frei von Strömung sind und in deren Nähe sich Grasfelder befinden, daher man sie auch an den Binnenseen sehr häufig

antrifft. Bei ihren nächtlichen Zügen nach den Grasstellen läßt sich das plumpe Thier durch kein Hinderniß vom graden Wege abbringen. So war nicht weit hinter meinem Hause, nicht viel über siebzig Schritt entfernt, eine Wiese, auf welcher das Lieblingsgras dieser Thiere wächst und auf der ich daher oft ihre Spuren bemerkte. Wenn nicht gerade der Wind von mir nach dieser Richtung blies, so nahten sie ohne Furcht, wie sie denn überhaupt die Menschen nicht sehr scheuen, außer wenn sie schon öfters verfolgt und geängstigt worden sind. Bei ihrer Vorsicht vertrauen sie mehr dem Ohr als dem Auge, die meistens fast geschlossen sind, daher man, wenn man sich nur ruhig verhält, sich ihnen leicht nähern kann. Die Thiere lassen, wenn sie im Wasser spielen, ein dem Grunzen eines Schweines ähnliches Geräusch hören, welches an Stärke zunimmt, wenn die Nähe eines Menschen sie in Schrecken setzt. Im Zorn stößt es einen rauhen Ton aus, den man in beträchtlicher Entfernung hört. Unter sich sind sie sehr kampflustig, und ich habe davon nicht selten Spuren an ihren Körpern gesehen; so war die dicke Haut eines von mir erlegten Männchens furchtbar zerrissen. Ihre Hauptwaffe sind die großen Eckzähne. Eines Tages hatte ich sogar das seltene Glück Zeuge eines Kampfes zwischen zwei Nilpferden zu sein. Es war Tageslicht und ich stand

vor ihnen verborgen auf dem Anstand, als plötzlich zwei ungeheuere Bestien an die Oberfläche des Wassers kamen und aufeinader losstießen. Ihr breites Maul möglichst weit geöffnet und ihre Augen voller Wuth stürzten sie mit solcher Kampfgier aufeinander, als wollten sie sich vernichten, indem sie sich mit ihren Zähnen heftige Stöße ertheilten. Bald sanken sie unter, bald kamen sie an die Oberfläche. Ihr Grunzen war furchtbar und ihr Blut färbte das Wasser. So dauerte der Kampf fast eine Stunde fort, und es war klar, daß ihre Zähne dennoch ihren so dick geschützten Körpern keine gefährlichen Wunden beibringen konnten. Endlich wandte sich das eine zur Flucht und überließ dem Sieger das Feld.

Meine Beobachtungen haben mich überzeugt, daß das Nilpferd ein Boot auf dem Flusse nicht muthwillig angreift. Sie scheinen es entweder gar nicht zu beachten, oder weichen ihm durch Untertauchen aus. Dennoch können sie dem Schiffer sehr gefährlich werden, wenn sie plötzlich unter dem Boote auftauchen und es umstürzen, was ihnen selbst ebenso viel Schrecken verursacht, als es für den Schiffer verdrießlich und gefahrdrohend ist. In manchen Fällen mag sich wohl das erschreckte Thier selbst für angegriffen halten und läßt dann seine Wuth an dem Kahne aus, aber nicht leicht an dem Menschen, dem hinlänglich

Muse bleibt, sich von dem schuldigen Kahn möglichst rasch zu entfernen. So war es einem Neger ergangen, der mir eine Begebenheit dieser Art erzählte.

Die Neger jagen das Nilpferd nur mit Flinten, und wo sie deren noch keine haben, da greifen sie es nicht an, sondern lassen es den unbestrittenen Herrn des Flusses sein. Selten nur gelingt es ihnen einmal, ein solches Thier in Gruben zu fangen.

Zweites Kapitel.

Der Anengue-See. — Die Canots. — Die Lagunen. — Damagondai. — Kautschuck-Reben. — Stachelschwein-Jagd. — Rückkehr nach Biagnano. — König Quengueza. — Anfang der trocknen Jahreszeit. — Strich-Vögel. — Fischerei. — Wasservögel. — Bienenfresser. — Schlangen. — Zweiter Besuch am Anengue-See. — Die Menge der Krokodile. — Damagondai. — Zauberei. — Shimbuvenegani. — Entdeckung einer neuen Affenart. Nshiego mbuvé. — Krokodiljagd. — Die Kähne der Anengue. — Ogatta. — Eine Gazelle von einem Krokodil überfallen. — Beabsichtigter Angriff eines Negerkönigs. — Das Anengue-Volk. — Götzenbilder. — Krankheit. — Eine Verzauberung. — Beschwörung des Zaubers.

Der Npulunay, an dessen Ufer meine jetzige Colonie lag, ist im Grunde einer der vielen Mündungsarme, welche

das Delta des großen Ogobai-Flusses bilden. Im oberen Laufe dieses Flusses, erzählten die Cammas, erweitere sich derselbe zu einem See, den sie Anengue nannten. Da nun bis jetzt kein Weißer ihn gesehen, so beschloß ich einen Ausflug dahin zu unternehmen. Es war am 27. Mai, als ich den König und sein Volk zusammenrief und ihnen die Aufsicht über mein Besitzthum übertrug mit der Erklärung, daß, wenn irgend etwas von meinem Eigenthume während meiner Abwesenheit abhanden käme, ich unfehlbar den Dieb erschießen würde. Alle versicherten einstimmig, ich hätte gar nicht nöthig die Thür meines Hauses erst zu verschließen. Indessen fand ich es doch gerathener, sie dieser Versuchung nicht erst auszusetzen. In ihrer Gegenwart zählte ich meine zehn Ziegen und erklärte ihnen, daß ich mir bei meiner Rückkehr keine Mährchen von Leoparden würde aufbinden lassen. Darüber lachten sie und versicherten, kein Leopard solle sich an denselben vergreifen. Hierauf verschloß ich die Thüren, übertrug die Aufsicht über meine sämmtlichen Grundstücke einem meiner Mpongweburschen und machte mich so auf den Weg.

Ich hatte in meinem Canot zwölf kräftige Ruderer, und dasselbe war mit Mundvorrath für unsern Bedarf und mit Handelswaaren für die Völker, auf welche wir stoßen würden, tief geladen. Für die ersten anderthalb Meilen floß

der Strom durch Mangrovesümpfe, welche freilich die Schifffahrt nicht angenehm machen, allmälig aber wurden die Ufer höher und freier. Gegen Abend erreichten wir eine kleine Flußinsel, auf welcher wir uns vornahmen auszuruhen, allein die Moskitos belästigten uns in solcher Anzahl, daß von Schlaf wenig die Rede war und wir uns bald wieder aufmachten, sobald nur der Tag angebrochen war.

Etwa zwölf Meilen von Biagnano kamen wir an eine Flußtheilung und eine Meile weiter an eine zweite, doch wählten wir jedesmal den Arm, welcher uns, wie gesagt, nach dem gesuchten See führen sollte. Der Strom nahm hier an Breite zu, während die Ufer desselben jedoch sehr niedrig, sumpfig und, so weit man sehen konnte, mit Schilf und andern Wasserpflanzen bedeckt waren. Das erlaubte freilich in dem kleinen Boote keine weite Aussicht, und nur in der Ferne ließen sich einige Landhöhen erblicken. Der Strom selbst hatte wenig Fall, das Wasser war trübe und verbreitete übelriechende Ausdünstungen. Ueberall war es voll Krokodile, wie mir die Einwohner erzählten und ich nachher selbst in Erfahrung brachte.

Während ich mich so über diese Umwandlung des reißend dahinfließenden Ogobai's in einen trägen Fluß verwunderte, gelangten wir zu einer Stelle, wo er sich für

unsere Schifffahrt ganz zu verschließen schien. Lange suchten wir vergeblich nach einer Durchfahrt, bis wir endlich eine solche, kaum 18 Fuß breit, entdeckten. Sie führte mit ziemlich rascher Strömung, wie es schien, in eine Lagune. Wir schifften aber in dieselbe, ohne zu wissen, wohin sie uns leiten würde, denn von meinen Leuten war früher noch keiner hier gewesen, und wir verließen uns nur auf Muthmaßungen und unser Glück. Der schmale tiefe Strom verzweigte sich mehrfach, und ward allmählig noch enger bis zu einem sich krümmenden kaum 6 Fuß breiten und mit hohem Schilf eingeschlossenen Graben, auf dem sich zahllose Vögel wiegten, als freuten sie sich über unsere Verlegenheit.

So arbeiteten wir auf unserm Boote zwei Stunden lang fort, und waren schon Willens umzukehren, als wir plötzlich auf eine breite Wasserfläche hinaus gelangt. Vor unsern erfreuten Augen lag die weite Wasserfläche des Anengue, wenigstens zwei Meilen weit und mit vielen üppig bewachsenen Inseln überstreut. Jetzt legten wir unsere Ruder nieder, um uns bequem umzuschauen. Das Süd- und Ostufer desselben wird von Anhöhen umgeben, die sich bis an den Strand heranziehen. Auf der andern Seite treten die Anhöhen zurück, und lassen einer traurigen Ausdehnung von niedrigen Sümpfen Raum. Da wir nun mehrere Ortschaften auf den zunächst gelegenen Hügeln er-

blickten, so beeilten wir uns einen derselben so bald wie möglich zu erreichen, denn wir Alle waren von der Anstrengung der Reise müde und hungrig, obgleich wir in einem verlassenen Dorfe Bananen und Zuckerrohr gefrühstückt hatten, so ist dies doch nichts weniger als eine nahrhafte Speise, und auf Fleisch hatten wir seit unserer Abfahrt von Biangano verzichten müssen. Das erwähnte Dorf war deshalb von seinen Bewohnern verlassen worden, weil dessen Häuptling gestorben und man den Verdacht von Bezauberung gefaßt hatte. Solche verlassene Hütten und Pflanzungen findet der Wanderer nicht selten, und die Eingebornen betrachten sie mit einer abergläubischen Furcht in der Meinung, daß die Geister der Abgezogenen hier zurück bleiben um das zurückgelassene Eigenthum zu bewachen. Meine Leute aber, vielleicht durch den Umgang mit mir schon etwas weniger abergläubisch, waren so hungerkrank, daß Keiner sich weigerte ans Land zu steigen und zu essen, was er konnte, trotz des wilden Angriffs der Moskitos. Murrend über diese Beschwerden sprach einer von den Leuten: „Offenbar haben diese Bewohner hier nicht die bösen Geister, sondern die Moskitos vertrieben", ein Scherz, der uns Alle in gute Laune versetzte.

Um zwei Uhr gelangten wir zu dem Dorfe des Königs Damangodai am Südufer des Sees. Hier, wo überhaupt

Gäste freilich nicht häufig sein mögen, verursacht deren Ankunft sogleich einen großen Auflauf, und wird nun gar die Gegenwart eines wunderbaren weißen Mannes bekannt, so kennt die Neugier dieses Volkes keine Grenzen mehr. Der König wieß mir sogleich ein Quartier an, drückte auf das Lebhafteste seine Freude aus mich zu sehen und sandte mir eine Ziege; dies ist in dieser Gegend, wo man Hausthiere nicht kennt, so viel als ein halb Dutzend Farren in Südafrika.

Zehn Tage, vom 1. bis 10. Juni, wandte ich nun auf die Erforschung dieses Sees und seiner Inseln an. Ich fand ihn überall für Dampfschiffe mittlerer Größe tief genug, wiewohl man mir sagte, daß er in der trocknen Jahreszeit auch viele Untiefen habe. Das ganze Land umher ist buchstäblich mit Kautschuck-Reben erfüllt. Man könnte deren hier unermeßliche Mengen ohne sehr große Mühe sammeln, wenn sich nur Jemand fände, der den Eingebornen lehrte, wie sie das Kautschuck gewinnen können, ohne die Reben zu zerstören und ihn frei zu erhalten von der Mengung mit den unreinen Stoffen, welche ihm den Werth für den Handel rauben. Dieser neu entdeckte Reichthum wird dem thätigen Handelsmann lüstern nach diesen Schätzen machen, und ich bin der Ueberzeugung, daß der Handel diese neue Quelle nicht lange wird unbenutzt lassen,

und hoffe, daß damit eine wahre dauerhafte Civilisation unter dieser armen Bevölkerung Fuß fassen wird.

Für jetzt ist es ein faules, obgleich gutherziges Volk, doch zur Arbeit entschlossen, sofern sie nur eines sichern Gewinns ihrer Arbeit gewiß sind. Für jetzt aber, wo sie noch keine Möglichkeit einer direkten Verbindung mit der Küste sehen, sind sie wenig thatkräftig.

An Wild bietet diese Gegend geringe Ausbeute, und das Thier, welches noch am meisten gejagt wird, ist das Stachelschwein. Es wird mit Hunden gefangen, welche, wenn die Menschen es ausgegraben haben, dasselbe aus ihrer Höhle herausjagen. Die Jagd ist, obgleich beschwerlich, doch bei den Eingebornen außerordentlich beliebt. Die Hunde entdecken die Thiere durch den Geruch und keiner wird in eine verlassene Höhle bellen. Man findet das Stachelschwein nur am Fuße der Anhöhe, welche sich zwei Meilen von dem Dorfe, in welchem ich mich aufhielt, erhebt, und in die es seine Höhlen gräbt. Ich traf es zuweilen auf meinen Wanderungen, und schoß es dann zugleich. Ich bemerkte auch, daß die Hunde sich sehr in Acht nehmen, das Thier zu berühren, ehe sie sicher waren, es sei todt; wahrscheinlich mochten sie an den scharfen Stacheln schon bittere Erfahrungen gemacht haben. Hierbei will ich noch bemerken, daß, obgleich die meisten Dörfer in West-

afrika Heerden von Hunden haben, mir doch nie ein Beispiel von Tollheit vorgekommen ist, auch kannten die Eingebornen diese Krankheit nicht einmal den Namen nach.

Bei Gelegenheit einer Stachelschwein-Jagd hatte ich das Unglück, das Rohr eines meiner Gewehre zu zerbrechen, und am 10. Juni traf mich das Mißgeschick, mich auch noch meines zweiten noch übrigen Gewehres beraubt zu sehen. Ich hatte einen Marabut gejagt, ihn aber nur verwundet, und rannte nun den Vogel nach, der aber schneller als ich war. Ziemlich nahe an ihn heran, schlug ich im Eifer der Verfolgung mit meinem Gewehre nach ihm, doch der Schaft brach ab und der Lauf wurde durch den Fall auf einem Steine krumm gebogen. Dieser Unfall machte meine Rückkehr nach Biangano zur Nothwendigkeit.

Meine Heimkehr war ein Glück, denn wenige Tage darauf kam ein hoher und mächtiger Gast weit vom oberm Rembofluß her, der König Quengueza, von welchem mir die Camma schon öfter mit großer Ehrfurcht gesprochen hatten; er wohnt etwa 15 Meilen hinauf, und ist Gebieter über einen zahlreichen Volksstamm. Nie hatte ich gehofft, diesen Mann, dessen Einfluß und Freundschaft mir nur erwünscht sein konnte, hier zu sehen. Er kam auf drei Booten, begleitet von drei seiner Favoritinnen und einem beträchtlichen Gefolge von etwa 130 Mann an. Als er mich erblickte,

malte sich Ueberraschung in seinen Zügen, da er von mir als einem großen Jäger bereits gehört hatte und daher erwartete, in mir einen großen starken Mann, nicht einen so schwächlich aussehenden zu finden, nun aber sei er überzeugt, sagte er, daß mein Muth um so größer sei. Zum Glück konnte ich mit dem Könige ohne Vermittelung eines Dolmetschers reden, so daß ich keines schurkischen Cammas bedurfte, der meine Worte verdrehn und meine Wünsche falsch darstellen konnte, wozu sie mir zu sehr geneigt schienen, da ihnen nichts daran gelegen ist, daß ein weißer Mann mit dem Innern bekannt wird und Handelsverbindungen dort anknüpfen könne. Er erzählte mir, daß in seinem Lande ein Ueberfluß von Gorillas und Nshiego sei, und daß, wenn ich zu ihm kommen wollte, es mir frei stehen sollte, unter seinem Schutze so viel zu jagen, als es mir gefiele. Gern wäre ich dieser Einladung sofort gefolgt, da er jedoch bemerkte, daß der Eintritt der Regenzeit günstiger zur Jagd sein würde, so schob ich meinen Besuch für eine spätere Zeit auf.

Als wir uns wieder trennten, übergab ich dem gutherzigen Alten eiserne Stangen, kupferne Stäbe und Waaren zum Werth von etwa 100 Dollars als Geschenk, um dafür später Ebenholz einzuhandeln. Er versprach mir viel Unterhaltung sowie mich bei mehreren Stämmen einzuführen,

die sogar diesen Cammas fremd waren, weil ihre Weltkenntniß so weit nicht reicht. Um ihm noch eine größere Ehre zu erweisen, ließ ich meine Leute eine Salve abfeuern, was seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte — wie denn auch jedesmal ein Lärm den Afrikaner sicher ergötzt.

Die trockene Jahreszeit hatte so eben begonnen und ich bestimmte daher den ganzen Monat Juli zur Erforschung der Gegend längs der Küste. Es ist sonderbar, daß die meisten Vögel, welche während der Regenzeit so im Ueberfluß vorhanden sind, jetzt um diese Zeit sich verabschieden, und statt deren andere Vögel in ungeheurer Anzahl zur Erscheinung kommen, um nach den Fischen zu fahen, welche, jetzt die Küste und die Bänke in der Flußmündung verlassend, den Fluß hinauf schwimmen um zu laichen.

Die Brandung an der Küste war jetzt fürchterlicher als je, so daß kein Boot dort anzulegen vermochte; obgleich der Himmel stets überzogen war, so fiel doch kein Tropfen Regen. Das Thermometer sank zuweilen auf 14 Grad; so daß ich viel von der Kälte litt und noch mehr die armen Eingebornen, welche gegen solches Wetter durch keine Kleidung geschützt sind. Zu dieser Jahreszeit verlassen die Neger ihre Dörfer und arbeiten auf ihren Anpflanzungen. Biagano glich einer Todtenstadt, da die

Weiber mit Einsammlung der Ernte der Erdnüsse beschäftigt waren, und die Männer Kähne bauten oder sonst müßig umher schlichen. Ihre Höfe liegen nothwendig entfernt von einander, da die sandigen Absätze der See, welche zum Anbau unfähig sind, sie unterbrechen. Reich fiel die Fischerei aus, besonders an Meeräschen, und Vögel flogen in großer Anzahl über die Wiesen, tausende der häßlichen Marabuts, deren köstliche Schwanzfedern den Kopfschmuck unsern Damen ausmachen; Pelikane wateten in erstaunlichen Mengen an den Flußufern, jeden unglücklichen Fisch, der ihnen in den Weg kommt, verschlingend. Mit Vergnügen sah ich sie gravitätisch daherschwimmen und den armen Fisch aufschnappend, den sie, sofern sie nicht hungrig waren, in ihren großen Halssack hinabließen, als Vorrath für den kommenden Appetit. Eines Morgens fand ich auf dieser Sandfläche große Schaaren des ägyptischen Ibis (Ibis religiosa), die über Nacht, ich weiß nicht woher, angekommen waren. Enten verschiedener Art bauten ihre Nester in jeder Bucht und auf jedem neuen Inselchen, welches das zurücktretende Wasser frei machte. Ich jagte auf sie, bis ich des Entenfleisches, so fein es auch ist, überdrüssig war. Kraniche und zahlreiche andere Wasservögel kamen an und jeder Tag brachte deren neue, alle angezogen von dem Fischreichthum, welchen der Fluß darbot. Zu-

weilen fing ich an der Küste einen Vogel, Sula capensis, welchen die verrätherischen Wellen, denen er sich anvertraut hatte, an die Küste getrieben, und der nun aus irgend welchem geheimen Grunde nicht wieder fort konnte. Endlich war jede Sandbank mit Möven bedeckt, deren gellendes Geschrei, wenn sie gierig um ihre befloßte Beute fliegen, von früh bis spät gehört wird. Kurz, dies ist für alle Jagdfreunde eine herrliche Zeit, und ich dachte oft daran, wie sich meine guten Freunde in New York über eine solche Fülle Geflügel freuen würden.

Eben so groß ist der Reichthum an Landvögeln, von denen ich nur einen merkwürdigen aufzuführen Zeit habe. Dies ist der Bienenfresser, von dem ich zwei neue Species entdeckte. Ein gewöhnlicher ist der Meropicus bicolor, ein niedlicher prächtiger Vogel, der mit seiner rosenrothen Brust beim Fliegen das Aussehen eines Feuerbrandes hat. Die Bienenfresser nähren sich von Bienen und Fliegen und sind merkwürdig durch die von ihnen gebauten Nester, die oft bis 4 Fuß tief in die Erde an einem Ufer oder einem Abhange sich zahlreich vorfinden.

Die Schlangen sind eine jetzt nicht so häufige Erscheinung als in der Regenzeit, verlassen aber doch nicht alle das Land, wie ich leider in einer Nacht zu bemerken Gelegenheit hatte. Schon war ich zur Ruhe gegangen, wurde

aber durch ein ängstliches Flattern in meinem Hühnerhause aufgeweckt. Sogleich stürzte ich hinaus, in der Erwartung einen Dieb dort zu entdecken; da ich jedoch Niemand fand, auch das Haus nicht erbrochen war, so kehrte ich in mein eigenes Zimmer zurück, überzeugt, daß es nur ein falscher Lärm gewesen war. Kaum war ich aber wieder eingetreten, so fand ich in dem Zwielichte, daß ich selbst im Begriff war auf eine große schwarze Schlange zu treten, welche während dessen hineingeschlüpft war. Unverzüglich feuerte ich mein Gewehr, welches ich noch in der Hand hatte, nach dem Kopfe des Thieres ab. Es war eine 10 Fuß lange Schlange von einer Art, deren Biß nach der Aussage der Neger tödtlich ist. Das abscheuliche Thier war eben im Begriff eins meiner Hühner zu verschlingen, als ich es tödtete. Die Neger, welche den Knall meines Gewehrs gehört hatten, kamen herbeigestürzt, und schnitten mit großer Freude ihrem Feinde den Kopf ab, der in den Fluß geworfen wurde, indessen der übrige Körper von den Sclaven gekocht und verzehrt ward.

Da ich meinen Besuch bei dem gutem Quengueza bis zum Wiedereintritt der Regenzeit vertagen wollte, so beschloß ich noch eine zweite Reise nach der Gegend am Anengue-See anzutreten, um so mehr, weil mir daran lag zu erfahren, in wieweit eine Dampfschifffahrt in der

trocknen Jahreszeit beim niedrigsten Wasserstande daselbst möglich sein würde, denn daß der See bei Hochwasser tief genug wäre, wußte ich bereits.

Demzufolge begab ich mich am 1. August mit den Booten und unter Bedeckung einer wohlbewaffneten Mannschaft wiederum auf die Reise, weil wir fürchteten, es könne irgend ein Volk, daß in der trocknen Jahreszeit Pflanzungen anlegen wolle, uns den Weg streitig machen, ich aber entschlossen war, mir denselben von Niemand versperren zu lassen. Ich fand den Npulunay zwar seichter, doch immer noch für Dampfer geringerer Größe schiffbar, und als wir in den größern Ogobai traten, war das Wasser noch tiefer, wenngleich um 15 Fuß minder als in der Regenzeit. Viele Flußinseln, welche bei meiner vorigen Reise am letzten Mai unter Wasser waren, sind jetzt blos gelegt, trocken und nur mit Schilf bewachsen, und auf ihnen sah ich den Flamingo, den ich früher nicht bemerkt hatte. Auf dem Wege von Biagano bis Anengue zählten wir nur sieben Dörfer, doch scheint die Gegend dem Anbau und der Gründung von Niederlassungen günstig; in Erstaunen gerieth ich über die ungeheure Höhe einiger Palmbäume an den Ufern — wahre Riesenbäume.

Die erste Nacht schliefen wir auf einer Insel im Ogobai unter unsern Moskitonetzen, von denen ich eine größere

Zahl mitgenommen hatte. Diese Netze, deren sich auch die Eingebornen bedienen, werden aus einem Pflanzenstoffe gefertigt, der weit aus dem Innern kommt, für den häuslichen Gebrauch durch seine Stärke unbequem wird, im Freien aber zugleich den Thau abhält und den Schläfer vor den kalten Winden schützt. Am nächsten Morgen sah ich den ersten Nebel in dieser Gegend Afrikas; obgleich sehr dicht, vermochte er nicht den sengenden Strahlen der Sonne lange Widerstand zu leisten und zertheilte sich in kurzer Zeit. Ich warf mein Netz aus, und in wenigen Minuten hatten wir so viel Fische gefangen, als wir zur Abendmahlzeit und zum Frühstück bedurften.

Die niedrigen Ufer des Ogobai waren jetzt trocken und reich mit Schilf bedeckt. Der Fluß strömte in seinem regelmäßigen Bette, und hatte etwa 14 bis 15 Fuß weniger Wasserstand als am letzten Mai. Diese niedrigen Stellen, welche zur Regenzeit unter Wasser stehen, würden, sorgfältig angebaut, köstliche Reisfelder geben, die selbst dieses dicht bewohnte Land reichlich nähren könnten.

Als wir zu der Stelle gelangten, an der sich der Ogobai spaltet, suchten wir denselben Arm wieder zu gewinnen, der uns bei unserer frühern Fahrt nach dem Anengue-Fluß geleitet hatte, der aber jetzt ein ganz anderes Ansehen als zur Zeit unsers ersten Besuches darbot.

Statt eines tiefen reißenden Stroms war dessen Oberfläche jetzt mit zahllosen schwarzen Sumpfinseln übersät, auf denen eine unglaubliche Menge von Krokodilen herumkroch. Mehrere Hunderte dieser scheußlichen Ungethüme sonnten sich auf dem Schlamm oder stürzten sich ins Wasser auf ihre Beute. Einige derselben hatten mindestens eine Länge von 20 Fuß, und wenn sie ihren furchtbaren Rachen öffneten, so schien es, als wollten sie gemächlich eins unserer kleinen Boote verschlingen.

Der Lust, eine dieser Bestien, denen unsere Annäherung durchaus keine Besorgniß einzuflößen schien, zu erlegen, vermochte ich nicht zu widerstehen. Ich ließ daher meine Leute dicht an eine der Inseln heran rudern, wählte mir den dicksten Burschen aus, und bald traf ihn meine Kugel zwischen den Gelenken seiner Vorderfüße, da wo der Panzer eine freie Stelle bietet. Es zuckte noch etwas und stürzte dann kopfüber in das Wasser. Seine Gefährten sahen ihm gleichsam überrascht nach und wandten sich dann ruhig ihren Zufluchtsstätten zu. Ich schoß noch ein zweites Thier, allein da meine Begleiter sich in den schwarzen Sumpf nicht wagten, so mußten wir auf unsere Beute verzichten. Als wir endlich im Verlauf unserer Fahrt in den engen und verschlungenen Kanal einbogen, den wir im vergangenen Mai ohne große Anstrengung passirt hatten,

fand ich zu meiner Ueberraschung ihn heftig strömend, eine Erscheinung, welche sich nur dadurch erklären läßt, daß damals, als das Wasser des Sees ihn überfluthete, der Wasserdruck ein geringerer gewesen war, nun aber mit dem Fallen des Wassers im See sich gesteigert hatte. Nur mit Aufbietung aller unserer Kräfte gelang es uns gegen die Gewalt des Stromes anzukämpfen und mit unserm Boot den Kanal zu passiren. Die Erschöpfung meiner Leute war so groß, daß ich zur Belebung ihres Muthes und ihrer Kräfte mich veranlaßt sah, ihnen eine Pfeife Tabak und einen Schluck von meinem Branntwein zu bewilligen. Mit Jubel und Freudengeschrei begrüßten wir nach einer langen und anstrengenden Fahrt den See. Doch auch dieser hatte sein ganzes Ansehen verändert. Es war noch die schöne zur Schifffahrt einladende Wasserfläche, allein das trockene Wetter hatte ein Herauftreten sehr vieler schwarzer Sumpfinseln bewirkt, auf denen unsäglich viel Krokodile sich sonnten. Wohin sich auch das Auge wandte, erblickte es das träge Antlitz und die großen furchtbaren Kinnladen dieser scheußlichen Bestien. Freilich war auch das Wasser so von Fischen belebt, daß es den Krokodilen an manchem köstlichen Mahle nicht fehlen konnte, an welchem jedoch auch Pelikane, Reiher, Enten und andere Wasservögel Theil nahmen.

Nachdem wir so vorsichtig mitten durch die Krokodile und an mehreren Dorfschaften vorüber gerudert waren, gelangte ich endlich zu der Behausung meines alten Freundes Damagondai, welcher uns schon von weitem erkannt hatte und am Ufer stand, uns zu empfangen. Er war mit dem üblichen Schurz und einem schmutzigen rothen Soldatenmantel bekleidet, doch ohne Hosen. Wiewohl ihm diese Unaussprechlichen abgingen, so war deshalb sein Willkommen doch nicht minder herzlich.

Seine aus etwa fünfzig Hütten bestehende Residenz liegt auf einer Anhöhe unweit des Sees, und das Volk kam uns auf dem schattigen Wege, welcher von dem See nach dem Dorfe führt, erfreut über unsere Ankunft, in großer Zahl entgegen. Ich theilte die üblichen Geschenke an Tabak unter sie aus und an den König einiges Zeug. Obwohl er für letzteres dankbar war, konnte er doch kaum seinen Unmuth, nicht auch etwas Rum erhalten zu haben, verbergen.

Damagondai stellte mir nicht nur sein ganzes Besitzthum zu Gebot, sondern ging in seiner Großmuth sogar so weit, mir zwei der schönsten Mädchen seines Dorfes als Frauen zu offeriren, und schien fast verletzt, als ich sein freundliches Anerbieten dankend ablehnte, und meinte spöttisch, mein Hagestolzleben müßte wohl etwas sehr Schönes sein.

Der König ist ein großer, über 6 Fuß hoher, gut gebauter, fast schlanker Neger, und wird von seinen Unterthanen als Held im Kriege sowohl wie auf der Jagd hochgeachtet. Trotzdem ist er wie alle Neger ein Sklave des unsinnigsten Aberglaubens. So hatten ihn einstmals während meiner Anwesenheit böse Träume seines baldigen Todes geängstigt. Sein erster Gedanke war, daß irgend Jemand, der nach dem Besitz seines Eigenthums und Ansehens strebe, ihn bezaubert habe. All mein Bemühen, ihn von der Nichtigkeit seiner Furcht vor Zauberei zu überzeugen, war vergeblich, denn auf alle meine vernünftigen Vorstellungen entgegnete er mir, daß wohl die Weißen vor Zauberei geschützt wären, nicht aber sie, wie viele plötzliche Todesfälle in seiner Familie beweisen könnten. Auf solchen Einwand läßt sich freilich nichts erwidern; sie sind einmal der Ueberzeugung, daß wir eine von ihnen ganz verschiedene Menschenrace sind, mit denen sie wenig gemein haben. Man sieht, daß die Ethnologen, welche eine ursprüngliche Verschiedenheit der Menschenracen annehmen, hier unter den wilden Afrikanern eher Beistimmung finden würden, als bei den civilisirten Völkern Europas und Amerikas.

Nachdem ihn meine Einwürfe etwas beruhigt zu haben schienen, begann der alte Bursche seine um ihn versammelten Weiber an ihre Pflicht, ihn zu lieben und wohl zu

pflegen, zu ermahnen, denn, sagte er, ich habe Euren Eltern viel Geld und Güter für Euch geben müssen und noch immer kostet Ihr mir viel. Die armen Weiber blickten mit großer Ehrfurcht zu ihm auf, und ich zweifelte nicht, daß sie ihren Herrn und Gebieter am nächsten Morgen durch ein wohlschmeckendes Frühstück überraschen würden.

Obgleich die Anengue mit den Camma, ihren Nachbarn, sich verschwägern, so ist es ihnen nicht gestattet, irgend eine Handelsverbindung mit den Küstenbewohnern anzuknüpfen, indem hierdurch das Monopol der Cammas verletzt würde, und Monopol ist für den Westafrikaner ein Heiligthum. Die natürliche Folge dieser Beschränkung ist aber ihr geringer Thätigkeitstrieb, so daß sie Tag um Tag müßig vor ihren Hütten liegen und durch Plaudern sich die Zeit zu verkürzen suchen, denn da der See ihnen außerdem hinreichend Fische zur Nahrung liefert, so meiden sie sogar die Anstrengungen der Jagd. Auch das Fleisch der Krokodile, welche sie mit einer Art von ausgezacktem Speere harpuniren, genießen sie. Wie sie, lebten auch ich und meine Leute während unseres dortigen Aufenthalts fast ganz von Fischen, die wir uns in einem mitgebrachten Netze selbst fingen. Unter diesen ist ein schöner Fisch, Condo genannt, so deliciös, daß er sich für die Tafel des größten Gourmands eignen würde.

Am Tage nach meiner Ankunft führte mich Damagondai zu seinem Freunde Shimbuvenegani, einem Könige, dessen Name so lang ist als sein Dorf klein. Da dessen Residenz am Ostufer des Sees gelegen war, dessen Ufer, so weit ich bemerken konnte, mit Ebenholzbäumen und Kautschuckreben dicht bewachsen sind, so durchschnitten wir den See in seiner größten Ausdehnung. Leider fanden wir den König mit dem langen Namen nicht in seinem Dorfe anwesend, da er die Zeit, in welcher die Dorfbewohner zur Jagd, Fischerei oder Ackerbau ausgezogen sind, in seinem Olako, gewissermaßen seiner Sommerresidenz, zuzubringen pflegte. Es war ein reizend ausgewählter Ort, im Walde an dem steilen Ufer des Sees gelegen, der hier mehr an einen lieblichen Fluß als an eine Lagune erinnerte. Die Einwohner hatten ihre Moskitonetze im kühlen Schatten der Bäume befestigt, jede Familie war um ein hell loderndes Feuer gelagert und aus den Töpfen duftete der Geruch von kochenden Fischen. Shimbuvenegani bezeugte lebhaft seine Freude über unsern Besuch und sprach nach den üblichen Empfangsfeierlichkeiten gegen Damagondai mit vielen Worten seinen besonderen Dank aus, daß er ihm seinen weißen Mann zugeführt habe. Der König, außerordentlich mager an Gestalt, war ein Neger im Alter von sechszig bis siebenzig Jahren; ein sehr schmutziger Rock diente ihm als

Kleidung, während ein Hut von Seide oder Biberhaaren, der wohl auch seine dreißig bis vierzig Jahre zählen mochte, den Kopf bedeckte. Einen solchen Hut zu tragen ist in Westafrika ein Vorrecht der Könige, und unser Freund schien einen hohen Werth auf denselben zu legen.

Bald wurden nun auch zur Feier meiner Ankunft mehrere große Töpfe mit Palmwein herbeigebracht, und als ich nun gar etwas Tabak hinzufügte, so hatte der Jubel dieses harmlosen Völkchens den höchsten Gipfel erreicht.

Während dessen hatte mir Damagondai seinen ältesten Sohn Okabi vorgestellt, welcher in diesem Dorfe lebte, denn es ist ein sonderbares Herkommen, daß der älteste Sohn eines Häuptlings nie im Dorfe seines Vaters wohnt, sondern stets in der Residenz eines benachbarten Häuptlings seinen Aufenthalt nimmt. Okabi beeilte sich mir eine kleine Wohnung mit einem Bett aus Baumzweigen zuzurichten, und zwei seiner Frauen, die er mir zu meiner Bedienung übergab, mit der Zubereitung eines Mahles für mich zu beauftragen. Das vortreffliche Wetter, welches wir hatten, trug nicht wenig zur Erhöhung meines Wohlbehagens bei.

Am nächsten Morgen sandte mir Shimbuvenegani einige Pisang nebst einigen Bündeln Zuckerrohr durch ein junges Mädchen, die er, wie sie berichtete, mir zum Weibe auch bestimmt hatte. Durch meinen ablehnenden

Bescheid fühlte sich jedoch die schwarze Nymphe sehr gekränkt, und betrübt verließ sie meine Hütte, während ihr königlicher Herr zwar sein Erstaunen über meine Handlungsweise nicht verhehlte, doch offenbar meinen freien Willen so weit achtete, daß er erklärte, ich möchte thun, was mir beliebe.

Dieser Tag war zur Jagd bestimmt, eine Jagd, die ich in meinem Kalender mit dem glänzendsten rothen Striche bezeichnete, da ich an diesem Tage eine neue bisher unbekannte sehr sonderbare Affenart entdeckte.

Schon waren wir mehrere Stunden unterwegs ohne ein anderes Wild als zwei Büffel (Bos brachicheros) zu Gesicht zu bekommen, von denen ich den einen erlegte, ein herrliches Thier, das uns ein vortreffliches Mahl lieferte. Fast schien das unsere ganze Jagdbeute sein zu sollen, denn obgleich wir noch mehrere Stunden mit dem Absuchen des sumpfigen Grundes zubrachten, so kam fast keiner von uns zum Schuß. Während ich nun mißmuthig und ziemlich ermüdet schon an Aufgeben der Jagd für heute dachte, erblickte ich zufällig in den Zweigen eines hohen Baumes ein sonderbares großes Nest. Ich frug Okabi, ob etwa die Jäger sich ein solches Schlafgemach in den Wäldern bauten, erfuhr aber zu meinem großen Erstaunen, daß dieses künstliche Nest von einem Nshiego-mbuvé gebaut sei, einem

Affen, der nach seiner Beschreibung und wie ich später selbst fand, sich durch einen kahlen Kopf auszeichnet, weshalb ich ihm den Namen der Nestaffe (Troglodytes calvus) gab. Ich erkannte bald, daß ich einem bis jetzt der civilisirten Welt noch unbekannt gebliebenen Thiere auf der Spur war, und ein jeder Freund der Natur wird meine Aufregung und Freude über diese Entdeckung theilen. Vergessen war Aerger und jede Müdigkeit, mit neuem Eifer und verdoppelter Vorsicht suchte ich weiter, entschlossen nicht eher zu ruhen, bis ich einen solchen nestbauenden Affen erlegt habe.

Bei meinem eifrigen Suchen fand ich noch mehrere solcher Nester, gewöhnlich 15 bis 20 Fuß, ja zuweilen bis 50 Fuß über den Erdboden, stets auf Bäumen, die einzeln stehn und unterwärts keine Aeste weiter haben, wahrscheinlich deshalb ausgewählt, um das Thier vor Bestien, Schlangen und fallenden Aesten zu sichern. Auch wählen sie sich die einsamsten Wald-Gegenden zu ihrem Aufenthalte, und sind so scheu, daß sie selbst vielen Negern nur den Namen nach bekannt sind.

Ueber ihre eigenthümliche Lebensweise theilte mir Okabi mit, daß stets ein Männchen und Weibchen die Materialien, belaubte Zweige und Ranken, zu ihren Nestern gemeinschaftlich herbeitrügen und sie zusammenfügten, was von ihnen mit so viel Kunstfertigkeit geschieht, daß ich

mich schwer überreden konnte, es hätten nicht Menschenhände mitgewirkt. Zierlich nach oben abgerundet, bietet es völlig Schutz vor Regen. Ist das Material herbeigeschafft, so geht das Männchen an's Bauen des Nestes, indeß ihm das Weibchen durch Zureichen von Zweigen und Ranken behülflich ist. Sonderbarer Weise nisten nicht beide auf demselben Baume, sondern jedes hat sein Nest für sich. Ueberhaupt ist der Nshiego, nach Allem, was ich beobachtet habe, nichts weniger als gesellig, denn nie fand ich ihre Nester in größerer Zahl bei einander, wohl aber hin und wieder ganz einzelne Nester, deren Bewohner durch ihr silberweißes Haar und ihre schlechten Zähne ihr hohes Alter bewiesen, gleich Eremiten, die sich aus der Welt in die Einsamkeit zurückgezogen haben. Sie legen ihre Nester nur da an, wo sie ihre Nahrung, wilde Beeren, finden, und sind diese umher aufgezehrt, so verlassen sie ihr Nest und bauen sich in einer an Beeren reicheren Gegend von Neuem an.

Wir schritten mit großer Vorsicht, um sie durch kein Geräusch aufzuschrecken, vor und suchten in der Nähe eines Nestes eine geschützte Stellung zu gewinnen, um in derselben bis zur Finsterniß zu verharren, in der Hoffnung, daß der Bewohner desselben zurückkehren werde. In dieser Hoffnung wurden wir auch nicht getäuscht; gerade zur Zeit der Dämmerung, als meine Geduld schon fast ge-

schwunden war, hörten wir in unserm Versteck den eigenthümlichen Laut, mit welchem das Männchen seine Gefährtin ruft, und bald darauf sahen wir den Nshiego in seinem Netze sitzen. Seine Füße ruhten auf einem unterm Aste, während sein kahler Kopf sich unter die kleine Nestdecke verbarg; der Arm war fest um den Baumstamm geschlungen, in welcher Stellung das Thier zu schlafen pflegt. Nachdem wir in der eingetretenen Dunkelheit, so gut es ging, nach unserm schlafenden Opfer gezielt hatten, schoß ich und Okabi gleichzeitig und das arme Thier fiel, ohne zu zucken, lautlos zu unsern Füßen.

Nachdem wir unsere Beute in Sicherheit gebracht hatten, schlugen wir gleich hier unser Lager auf, zündeten zum Schutz vor wilden Thieren ein Feuer an und bald war ich auf meinem Bett von Gras und Blätter mit glückverheißenden Träumen entschlummert.

Am nächsten Morgen betrachtete ich nun ganz gemächlich meinen Fund. Das Thier unterschied sich wenig von den Schimpans, nur war der Kopf gänzlich unbehaart. Unser Exemplar hatte eine Länge von vier Fuß weniger einen Zoll und war ganz ausgewachsen. Die Haut ist an den unbehaarten Stellen schwarz gefärbt, Kehle, Brust und Unterleib mit kurzen dünnern Haaren bedeckt, am dünnsten am untern Theile des Unterleibes; an den Beinen ist das

Haar nur grau, auf den Schultern und am Rücken schwarz mit grau gemischt, an den Armen bis an die Handgelenke lang und schwarz, doch kürzer als beim Gorilla. Im Allgemeinen ist das Haar dünner als beim Gorilla, auch die Haut nicht so dick. Ebenso unterscheidet sich der Nshiego in vielen andern Stücken von dem Gorilla. An sich ist er schon nicht mehr von so grausiger Wildheit, als jenes Ungeheuer, die Brust minder breit, die Entwickelung der Muskelkraft geringer, die Arme etwas länger, dagegen die Finger des Gorilla zwar kürzer, dennoch kräftiger als die des Nshiego. Einen ähnlichen Unterschied fand ich an den Fußfingern. Der größte Nshiego, den ich schoß, maß etliche Zoll über 4 Fuß, und in der Breite mit ausgebreiteten Armen fast 7 Fuß.

Das Haar des Nshiego ist schwärzer, länger und glänzender, als das des Gorilla, fehlt aber, wie schon erwähnt, auf dem Kopfe gänzlich, sowohl beim Männchen als beim Weibchen. Die Nase des Nshiego ist minder vorstehend, der Mund weiter, die Ohren viel größer, das Kinn runder und mit etwas dünnen kurzen Haaren bewachsen. Der Hintere des Nshiego ist unbehaart und die Haut daselbst weiß, auch am Kopfe oder dem Gesichte ist die Behaarung nur dünn, und fängt erst ungefähr von dem Ohre an.

Auf dem Heimwege hatten wir das Glück noch ein sehr altes Thier von 4 Fuß 4 Zoll Länge zu schießen. Beide Exemplare nahm ich als Trophäe mit nach meiner Hütte um sie auszustopfen und meinen Sammlungen einzuverleiben.

Am 9. Juli veranstalteten wir zur besondern Freude des Volkes eine große Krokodiljagd, denn obgleich sie große Liebhaber dieses Fleisches sind, so sahen sie es doch gern, daß ich ihrer Trägheit die Mühe des Jagens ersparte. An einem Krokodil ist nicht viel zu essen, und wiewohl deren täglich mehrere getödtet wurden, so reichten sie doch zur Beköstigung für das ganze Dorf nicht aus. Die zur Krokodiljagd bestimmten Kähne sind eigenthümlicher Construction, wohl über 50 Fuß lang und kaum 2 Fuß breit, dabei sehr flach und demnach schwankend und nur der Geschicklichkeit der Ruderer, die mit ihren 7 Fuß langen Stangen den Kahn rasch fortzubewegen wissen, ist es beizumessen, wenn man nur selten von einem durch Umstürzen eines Kahnes herbeigeführten Unglück sprechen hört.

Die Neger bedienen sich zur Jagd auf Krokodile entweder der Flinten oder einer Harpune, letzterer am häufigsten, da die Gewehre noch selten und noch seltener das Pulver ist. Da das Thier in seinem Panzer nur an den Gelenken zwischen den Vorderfüßen verwundbar ist, so er=

fordert eine solche Jagd einen gewissen Grad von Geschicklich-
keit und Erfahrung. So viel derselben auch erlegt werden,
ist doch eine Abnahme ihrer Anzahl nicht zu bemerken, noch
werden sie sonderbarer Weise dadurch vorsichtiger. Wir
sahen deren nach allen Richtungen hin in großer Zahl,
schwimmend oder sich auf den Sandbänken sonnend, ohne
daß sie auf unser Boot irgendwie zu achten schienen.
Schießen konnten wir nur diejenigen, welche am Ufer lagen,
denn im Wasser sinken sie sofort unter und sind so dem
Jäger verloren. Ich sah einen tüchtigen Burschen auf
dem Ufer zwischen dem Schilfe liegen. Vorsichtig nahten
wir uns und gut zielend traf ich ihn mit meiner Kugel.
Schwer verwundet suchte er noch das Wasser zu erreichen,
allein die Kraft versagte ihm und einige nachhelfende Beil-
schläge machten ihm ein Ende. Auf diese Art wurde ein
Thier von 18 Fuß und ein anderes von 20 Fuß Länge,
die wir auf einem Boot heim brachten, erlegt.

Während der drückenden Tageshitze ziehen sich diese
Thiere in das Schilf zurück, wo sie geschützt vor den Strah-
len der Sonne ruhen, und nur des Morgens und spät
Abends gehen sie ihrer Beute nach. Ihre Bewegungen im
Wasser sind, obgleich sehr schnell, fast kaum bemerkbar;
kaum verursachen sie mit ihren Klauen beim Schwimmen
eine kräuselnde Bewegung des Wassers, nur wenn sie sich

mit ihren stumpfen tückischen Augen umsehen, erheben sie sich über den Wasserspiegel; ihre Eier legen sie in den Sand auf den Inseln im See, und bedecken sie mit einer Sandschicht. Die große Menge von Fischen im See befördert ungemein ihre Vermehrung, und den Negern scheinen sie sehr gleichgültig zu sein; wenigstens betrachten sie sie nicht mit dem Abscheu, den uns dieses Thier einflößt.

Außer Krokodilen fand ich an Reptilien hier noch eine dem Alligator verwandte Species, Ogatta von den Eingebornen genannt. Dieses Thier hat die Eigenthümlichkeit sich in der Nähe des Wassers seinen Aufenthaltsort, eine tiefe Höhle mit zwei Eingängen in den Erdboden mit seinen Pfoten zu graben. Mit bewunderungswürdiger Schnelle stürzt es aus seinem Schlupfwinkel auf jede arglos sich nahende Beute, und verschwindet eben so rasch wieder mit ihr in seiner Grube um sie zu verzehren. Finden die Neger, die den Ogatta mit Recht fürchten, eine solche Grube, so umstellen sie dieselbe mit ihren Gewehren, die gewöhnlich statt mit Kugeln mit eisernen Nägeln geladen sind, den einen Eingang der Höhle, während vor dem andern ein Feuer angezündet wird. Sobald nun das Thier, vom Rauch und der Hitze des Feuers belästigt, zur andern offenen Seite herausstürzt, wird es eine sichere Beute der Neger.

Da wir die Gastfreundschaft des Königs Schimbuve-negani nicht länger in Anspruch nehmen wollten und unser Aufenthalt schon mehrere Tage gewährt hatte, so nahmen wir von ihm und seinen Unterthanen, nachdem ich ersteren noch mit zwei Stück Kattun, einigen Tabak und Perlen beschenkt hatte, auf das herzlichste Abschied und fuhren am 14. Juli nach Damagondai's Dorf über den See. Auf der Ueberfahrt sahen wir in einiger Entfernung am Gestade eine niedliche Gazelle, welche das Wasser aus dem Wald gelockt hatte. Eben wollte ich auf sie anlegen, doch ehe ich zum Schuß kam, schoß plötzlich ein Krokodil wie ein Blitz aus dem Wasser hervor, erfaßte mit seinen kräftigen Kinnladen das zappelnde Thier und tauchte mit seiner Beute unter. Die Kugel, welche ich ihm nachsandte, traf wahrscheinlich keine verwundbare Stelle seines Panzers. Nimmermehr hätte ich aber geglaubt, daß dieses plumpe Thier sich mit solcher Behändigkeit bewegen könnte, allein die Neger erzählten mir, daß es nicht nur kleineres Wild überfalle, sondern selbst sogar Leoparden erfasse, die ihn freilich einen heftigern Widerstand entgegen setzten, doch häufig den Kürzern zögen.

Kaum in Damagondai's Heimath angekommen, erhielten wir die Nachricht, daß Oshoria, ein König, der am Zusammenfluß des Anengue und Ogobai herrschte, die

Absicht habe, mir den Rückweg nach Biagano zu verlegen, um von mir einen Zoll zu erpressen. Der arme König Damangondai, darüber ganz bestürzt, sandte sofort, um ihn zu versöhnen, seinen Bruder mit für dortige Verhältnisse reichen Geschenken, bestehend aus einer Schüssel, einem Becher und einer kupfernen Pfanne, gegen meinen Willen an ihn ab, denn ich hatte beschlossen diesen König Oshoria für seine Verrätherei zu züchtigen. Sofort bot ich die ganze waffenfähige Mannschaft des Dorfes auf, vertheilte unter sie die vorräthigen Gewehre, setzte meinen Revolver in Bereitschaft und am nächsten Morgen zogen wir zum großen Schrecken dieses friedlichen Volkes aus, ohne die Rückkehr des königlichen Bruders abzuwarten.

Als wir Guaibuiri, die Residenz Oshorias zu Gesicht bekamen, bemerkte ich, daß einige unserer Leute mit einer weißen Feder, dem Symbol des Friedens, den am Ufer uns Erwartenden zuwinkten. Empört über solche Feigheit erklärte ich ihnen, daß ich den, welcher nicht bis zum Tod kämpfen würde, das Gehirn aus dem Kopf schlagen würde, indem ich hierbei auf meinen Revolver wies. Vor dieser Waffe aber, deren Wirkung sie kannten, haben sie großen Respekt und beschämt antworteten sie sogleich „Wir stehen als Mann." So ruderten wir nach dem Orte zu. Am Ufer standen etwa hundertfunfzig Burschen mit Speeren

und Aexten bewaffnet, nebst zehn andern mit Flinten. Ich ging ihnen mit dem Revolver in der einen Hand und mit einer Doppelflinte in der andern entgegen. Mein Muth und meine Todesverachtung schienen ihnen zu imponiren und statt zu feuern empfingen sie mich mit den äußern Zeichen des Friedens. Damagondai's Bruder kam auf mich zu, um mich zu begrüßen, und ich ließ mich von ihm zu dem streitsüchtigen Oshoria führen, den ich seines Betragens und Friedensbruches wegen ernstlich zur Rede stellte. Zu seiner Vertheidigung erwiderte er, es habe ihm verdrossen, daß ich nicht unterwegs bei ihm angehalten habe, und nach mehreren andern Entschuldigungen setzte er hinzu „Aue olome" das so viel sagt, Du bist ein weiser Mann oder ein Schurke, oder im guten Sinne ein braver Kerl. Ich hielt es für's Beste dieses Wort im besten Sinne aufzufassen und der Friede war wieder hergestellt. Nun setzte man mir Früchte und Geflügel vor und bald waren wir die besten Freunde. Als ich nun gar einen kleinen Vogel von einem sehr hohen Baume herabschoß, erklärten Alle, ich müßte einen sehr mächtigen Fetisch besitzen und bewiesen mir in Folge dessen große Achtung. Um ihnen einen Beweis meines Vertrauens und gleichzeitig auch meiner Furchtlosigkeit zu geben, brachte ich die Nacht in ihrem Dorfe zu.

Von diesem Orte aus kehrte ich ohne weitere Beschwerde nach Biagano zurück.

Die Bewohner von Ogobai und Anengue gehören zu demselben Volsstamm, wie die an der Küste wohnenden Camma. Wie schon erwähnt, verheirathen sie sich mit denselben, haben dieselben Gebräuche und denselben Aberglauben; obgleich friedlicher gesinnt, haben sie doch den guten Willen, eben so große Schurken zu sein. Das Land hinter dem Flusse ist sehr reich an allen Arten tropischer Gewächse. Das Ebenholz findet man auf den Bergen, da aber der Transport dieses schweren Materials vier Meilen nach dem Seeufer in einem Lande, wo Straßen ganz fehlen, der Trägheit dieser Leute zu beschwerlich wird, so vernachlässigen sie fast gänzlich dessen Gewinnung. Auch der Kopalbaum findet sich sowohl als die Kautschuckrebe hier vor. Zuckerrohr wird in großer Menge erzeugt, ebenso die Yams, Erdnüsse, Pisang, Maniok und Bataten, aber das Haupthandelserzeugniß ist für jetzt noch Elfenbein, welches aber jährlich nur in geringer Menge ausgeführt wird.

In ihren Religionsbegriffen unterscheiden sich die Ogobai nicht von ihren Nachbarn den Cammas am Fernando Vaz. Während meines Aufenthalts bei Damagondai glückte es mir in den Besitz eines Mbuiti oder Fetisch zu gelangen, wie deren jeder Familienvater einen bewahrt.

Ob sie dieselben anbeten, ist schwerer zu bestimmen, da sie dies in gewisser Hinsicht als Geheimniß bewahren. Der wohl erhaltene Götze stellte eine weibliche Figur dar mit kupfernen Augen und einer scharf zugespitzten eisernen Zunge. Sie sollte sprechen, gehen, Ereignisse voraussagen und an den Feinden sich rächen können, sie kommt des Nachts zu den Leuten und erzählt ihnen im Traume, was geschehen wird. Man verehrt ihn durch Tanzen und Singen, und opfert ihm Zuckerrohr und andere Speisen, die dieser Götze, wie sie glauben, genießt. Seinen Hausgötzen wollte mir der Damagondai um keinen Preis verkaufen und den ich erhielt, war nur der Götze der Sklaven.

Leider erkrankte ich bei der Rückkehr nach meiner Colonie an der Ruhr und an einem bösartigen Fieber, das ich mir wahrscheinlich in den Sümpfen von Anengue zugezogen hatte, so heftig, daß ich vom 18. bis zum 31. August mein Lager hüten mußte. Um mich wenigstens vom Fieber zu befreien, nahm ich binnen drei Tagen 150 Gran Chinin, welches mich dann soweit wieder herstellte, daß ich mich am 9. September stark genug fühlte, einer Festlichkeit, zu welcher mich die Wilden eingeladen hatten, beizuwohnen. In meiner Abwesenheit war die Sorge für mein Haus einem jungen Manne, Ishungui, von mir übertragen worden; dieser hatte sich aber durch Erkältung ein Lungenfieber

zugezogen, an dem er hart darnieder lag. Als ich ihn sah, bemerkte ich bald zu meiner großen Betrübniß, daß seine Tage gezählt waren. Seine Freunde aber waren anderer Meinung und sandten nach einem eines großen Rufes sich erfreuenden Fetischdoktor, unter dessen Aufsicht und Leitung nun ein höllischer Spektakel begann um den Kranken zu heilen. Nach der Meinung der Camma's nämlich ist der Obambu (der Teufel) in den kranken Mann gefahren, der nur durch solchen Lärm ausgetrieben werden könne. Allein Ishungui starb, und da er weder Vermögen noch Verwandte hinterließ, so wurde sein Leichnam ganz einfach, ohne Sarg, in eine Sandgrube verscharrt, so flach, daß, als ich einige Tage darauf vorbeikam, sah, wie er schon von wilden Thieren angefressen worden war. Von großen Trauerfeierlichkeiten war durchaus nichts zu bemerken, wohl aber fand nun ein allgemeines Nachforschen statt, wer wohl den Verstorbenen bezaubert habe, denn daß ein junger sonst gesunder Mann so plötzlich sterben könne, war ihnen gänzlich unbegreifbar. Es wurde ein Boot abgeschickt, um einen berühmten Doktor herbeizurufen, und nach einigen Tagen kehrte das Boot zu meiner großen Ueberraschung mit einem von Damagondai's Söhnen, demselben Schurken, welcher mir in Abwesenheit der Sklaven deren Götzen verhandelt hatte, zurück. Als nun Alles zu der Hexen=

probe vorbereitet war, ging auch ich aus Neugierde hin, um den Hexenmeister zu sehn, der buchstäblich wie der Teufel aussah. Nie sah ich ein scheußlicheres Subjekt. Auf dem Kopf trug er einen Putz von schwarzen Federn. Die Augenlider waren roth gefärbt und rothe Striche gingen von der Nase nach oben und rings um den Kopf. Das Gesicht war weiß angestrichen, und an jeder Seite des Mundes befanden sich zwei runde rothe Flecken. Um den Hals hing eine Schnur von Gras und auf der Brust an einem Bande eine Büchse, die, für heilig gehalten, die Geister enthalten sollte. Auch von der Schulter bis nach den Händen hinab zogen sich weiße Striche, während die eine Hand ganz weiß angestrichen war. Um den Leib war eine Schnur mit kleinen Schellen gebunden. Der Zauberer saß auf einem Kasten und vor ihm stand ein zweiter, der die Zaubermittel enthielt, und an diesen gelehnt ein Spiegel, während daneben ein Büffelhorn lag, in welches, wie man sagte, die beschworenen Geister fliehen. Vermittelst eines kleinen mit Schlangenknochen gefüllten Kastens, den er immer hin und her bewegte, verursachte er ein starkes Geräusch, welches ein neben ihm stehender Bursche, der mit Stäben auf ein Brett trommelte, nach Kräften zu steigern suchte. Rings umher standen sämmtliche Dorfbewohner, welche diesem Schauspiel mit geheimnißvoller Spannung

zusahen, bis endlich der Doktor dazu aufforderte, die Namen aller im Dorfe lebenden Personen anzugeben, damit er entdecken könne, wem die Schuld an der Bezauberung beizumessen sei. Bei jedem Namen schaute der Spitzbube in den Spiegel. Ich hatte gesucht in seine Nähe zu gelangen und war so Zeuge aller seiner Betrügereien, welches ihn Verlegenheiten zu bereiten schien, da er mich sehr wohl wieder erkannte und Entdeckung seiner Schurkereien fürchtete. Endlich, nachdem ihm alle Namen genannt worden waren, erklärte der Herr Doktor, er könne den Zauberer nicht entdecken, es müsse aber in dem Dorfe ein böser Geist hausen, und bleibe dieser hier, so würden noch Viele ihm zu Opfer fallen. Ich habe den Verdacht, daß dieses Endurtheil, mit welchem er seine Beschwörung so schnell abbrach, ein Akt der Rache gegen mich sein sollte, allein nimmermehr konnte ich denken, daß die verdächtigenden Worte dieses „Oganga" Doktor eine so ernst gemeinte Aufnahme bei meinen Leuten finden würden.

Doch leider nur zu bald sollte ich die geheimnißvolle Macht des Zauberers fühlen, denn schon am nächstfolgenden Morgen fand ich die Bewohner meiner Colonie in großer Aufregung und Bestürzung, alle aufs eifrigste beschäftigt, nicht nur allein ihre Habe fortzuschleppen, sondern sogar ihre Hütten den Erdboden gleich zu machen. Empört

über ihr widersinniges Beginnen bot ich meinen ganzen Einfluß auf, sie von der gänzlichen Zerstörung der Niederlassung abzuhalten. Doch die Macht des Aberglaubens siegte über die Vernunft. Auf alle meine begütigenden Worte antworteten sie mir, ihr Mbuiri wolle nicht, daß sie länger hier blieben und nichts könne sie bewegen ihn durch Ungehorsam zu erzürnen. Sogar der alte Ranpano kam zu mir und beschwor mich bei seiner Freundschaft den Zorn des Mbuiri, der nun einmal hineingezogen sei, nicht herauszufordern, sondern dem Beispiele der übrigen Bewohner der Colonie zu folgen und mit ihnen zu ziehen; einen Rath, den ich zwar dankend, jedoch entschieden ablehnte, da ich durchaus nicht gewillt war, meine mir so manchen Comfort bietende Wohnung, deren Herstellung für mich mit großen Opfern an Geld und Mühe verbunden gewesen war, jetzt schon aufzugeben. So kam es denn, daß ich noch vor eintretender Nacht von allen Bewohnern des Dorfes, mit Ausnahme des jungen Mpongwe Negers und des Ogobai Knaben Makondai, die allein, wenn auch mit Widerstreben, dennoch treu bei mir ausharrten, verlassen, blos auf mein Haus beschränkt war.

Die Flucht meiner Auswanderer ging nicht weit; in nicht allzuweiter Entfernung von meinem Hause ließen sie sich wieder nieder und begannen von neuem ihre Hütten

aufzurichten, so daß bereits am 8. October ihr neues Dorf erbaut war, über welches sie mir zum Zeichen ihres Vertrauens die Oberherrschaft antrugen. Obgleich es für mich einen gewissen romantischen Reiz hatte, der Herrscher eines Negerstammes in Afrika zu sein, so war die sonderbare Ceremonie der Uebernahme der Königswürde, deren Zeuge ich am Gaboon gewesen war, bei mir noch in zu lebhafter Erinnerung, als daß ich mich hier zur Annahme derselben entschließen konnte und ich lehnte diese Auszeichnung deshalb dankend ab. Um mir aber doch einen Beweis ihrer Liebe und Achtung zu geben, so ward ich von meinen Leuten zum Nachfolger des Königs Ranpano gewählt, womit sich mein Ehrgeiz gern begnügte.

Nach dieser stürmischen Zeit voll Aufregung und Unruhe kehrte auch ich zu dem Hauptzwecke meiner Reise, der Jagd, zurück, und schon der 1. November fand mich mit einem größeren Gefolge, mit Waffen und genügenden Vorrath an Lebensmitteln versehen, auf dem Wege nach Irende, einem Orte, der etwa acht Meilen stromaufwärts am Fernand Vaz liegt und sich eines gewissen Rufes als reich ergiebiges Jagdterrain erfreute. Sonderbar ist es, daß an dem Fernand Vaz bis zum Rembo hinauf der Gorilla, dessen Jagd mein Hauptzweck war, nur auf dem

linken Ufer, der Schmipans aber nur auf dem rechten angetroffen wird.

Meine Erwartungen bezüglich der Ergiebigkeit der Jagd in dieser Gegend wurden nicht getäuscht und täglich kehrten wir mit reicher Beute nach dem Dorfe zurück. Unter andern seltenern Thieren schoß ich auch hier eines Tags einen Mboyo, ein sehr scheues dem Wolfsgeschlecht angehörendes Thier, mit langen gelblichen Haar und steifen Ohren. Zu feig um ihre Beute zu überfallen, vereinigen sich diese Thiere zu größern Schaaren und jagen das Wild wie ein Rudel Hunde, indem sie rings um dasselbe herumlaufen, es irre zu führen suchen, ihm Hinterhalte stellen und in dem Moment sich heulend auf dieses stürzen, wo es ermattet und keinen Widerstand mehr zu leisten vermag.

Auch hatte ich die Freude, hier mehr als anderswo zahlreiche Spuren von Gorilla's zu finden, doch das Geräusch unserer Annäherung verscheuchte sie fast immer, so daß ich keines der Thiere zum Schuß bekommen konnte. So überraschte ich einstmals vier junge Thiere in einer reich mit Ananas bewachsenen Gegend, deren Blätter und Zweige er aller andern Nahrung vorzieht. Jedoch ehe ich noch zum Schuß kam, waren sie in großer Eile auf allen Vieren in den Wald entflohen. Ich hatte hier die Gele-

genheit die Bemerkung zu machen, daß sie im Laufen ihre Hinterarme zwischen die Vorderarme einsetzen.

Doch das Glück war mir günstig. Am 25. gelang es mir zum zweitenmal einen jungen Gorilla lebend zu fangen, und zwar diesmal durch mein eigenes Zuthun. Mit einem meiner Gefährten war ich an diesem Tage zur Jagd ausgezogen. Lautlos schritten wir neben einander her, als unvermuthet unsere Aufmerksamkeit durch einen gellenden, uns nur zu wohl bekannten Schrei erregt wurde. Mit schußbereiter Waffe drang ich vorsichtig einige Schritte weiter und sah mich plötzlich einem Gorillaweibchen mit ihrem Säugling an der Brust gegenüber. Die Mutter überhäufte ihr Kleines mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten und betrachtete es fast mit Stolz, eine Scene, die mir das Tödten der Mutter fast als Mord erscheinen ließ und mir das Gewehr senken machte. Doch ehe ich zu einem Entschlusse kommen konnte, hatte mein Gefährte schon gefeuert und das Weibchen fiel ohne weiteres Lebenszeichen nieder.

Als die Mutter gefallen war, blieb das Junge noch an ihr hängen, als suche es mit kläglichem Geschrei deren Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich trat hinzu, und als mich das kleine Thier sah, verbarg es seinen Kopf an der Mutter Brust. Da es weder laufen noch beißen konnte,

ergriff ich es ohne vielen Widerstand, setzte es auf meinen Arm und trug es auf diese Weise mit mir fort, während mein Begleiter mit der Alten folgte.

Im Dorfe folgte nun eine zweite Scene. Man legte den Körper auf die Erde nieder und setzte den kleinen Burschen daneben. Sobald er seine Mutter erblickte, kroch er an ihrem Körper in die Höhe, beroch sie und versuchte an ihrer Brust zu saugen. Als er aber die gewohnte Nahrung vermißte, stieß er ein klägliches Geschrei aus, was mir tief zu Herzen drang. Da er noch zu jung war um etwas anders als Milch zu genießen, ein bei dem Mangel an Hausthieren dort sehr seltener Artikel, so war es kein Wunder, daß ich ihm am dritten Tage seiner Gefangenschaft todt in seinem Käfig fand. Er schien gelehriger als der frühere, denn er kannte schon meine Stimme und strebte nach mir hin, wenn er mich sah. Den kleinen Körper setzte ich in Spiritus um ihn an Herrn Wyman in Boston zu schicken. Die Mutter ward abgebalgt und bei näherer Besichtigung fand ich, daß der Kopf kleiner war als bei den andern Gorillas, die ich gesehen habe und der Leib röthlich braun. Dieser Besonderheiten wegen halte ich die hier hausenden Gorilla's für eine eigene Species, welche ich deshalb den Gorilla mit dem rothen Leibe nenne.

Am 29. und 30. November ging ich in dieser Gegend zum letztenmal auf die Jagd, denn die Gorilla's, nach denen ich so eifrig gejagt hatte, fingen an selten zu werden. Daher beschloß ich meine Rückkehr nach Biagano, um mich zu dem Ausfluge auf dem Rembo anzuschicken. Zu Hause angelangt, fand ich meine Hütte unversehrt und Alles zu meiner baldigen Abreise bereit. Diese aber erlitt einen Aufschub durch einen jener Unfälle, welche in diesen barbarischen Gegenden zuweilen vorfallen. Am 5. December ward ich von meinem Koch Bulay vergiftet. Man hatte mir diesen Menschen von dem Gaboon auf meinen Wunsch nachgesandt, da ich mich mit der Küche in Biagano nicht aussöhnen konnte. Er hatte schon in den Sclavendepots am Cap Lopez als Koch gedient, dort aber außer seiner Kunst noch betrügen und stehlen gelernt. Eine Zeitlang war ich mit seiner Aufführung ganz zufrieden, allmählich aber vermißte ich bald dieses bald jenes, und da ich meine Cammaburschen im Stillen überwachte, überzeugte ich mich bald, daß der Dieb niemand anders als mein Koch sein könne.

An jenem Tage war ich im Begriff das Fell eines Tigers, welchen mein Jäger Igala die Nacht vorher erlegt hatte, zuzurichten, und sandte den Koch etwas aus meinem Magazin zu holen. Auffallender Weise behauptete er bei seiner Rückkehr den Schlüssel zu demselben verloren

zu haben, so daß ich mich gezwungen sah, ihn mit harter Strafe zu drohen, wenn er ihn nicht vor Nacht wieder herbeischaffe. Nun war gerade ein eingeborner Häuptling, Namens Sholomba, bei mir zu Gast, den ich mit Hühnersuppe und Ziegenfleisch bewirthete. Zufällig haben die Sholomba's vor jungen Hühnern als Nahrungsmittel einen Abscheu, da sie glauben, daß einer ihrer Vorfahren durch das Blut einer Henne von einer tödtlichen Krankheit geheilt worden sei; weshalb auch mein Gast nur von dem Ziegenfleisch aß. Ich aber genoß zwei Teller mit Hühnerbrühe, hatte jedoch kaum den letzten geleert, als sich furchtbare Leibschmerzen mit Erbrechen und Diarrhoe bei mir einstellten, welche Krankheitssymptome während der Nacht fortdauerten und mir unsägliche Qualen bereiteten.

Als ich erkrankte, rief ich sofort meinen Koch Bulay zu mir herein, den ich der Vergiftung beschuldigte, worauf er sich entfernte und in den Wald entfloh. Am folgenden Nachmittag, an welchem mein Zustand sich schon besserte, brachten meine Leute den Schurken, den sie eingefangen hatten, herbeigeschleppt. In höchster Erbitterung verlangte Ranpano und seine Leute den Tod desjenigen, welcher ihrem weißen Manne nach dem Leben getrachtet hatte. Es ward nachgewiesen, daß der Schurke mit dem ihm anvertrauten Schlüssel in das Magazin gegangen war und nach einigen

Ausflüchten gestand er, daß er zwei Eßlöffel Arsenik, den ich immer zur Hand habe, in meine Suppe geschüttet hatte. Dieser zu großen Dosis verdanke ich wahrscheinlich nächst Gottes Vorsehung die Erhaltung meines Lebens.

Ranpano ließ den Verbrecher in Ketten legen, bis ich so weit genesen war, um dem Gericht über ihn beiwohnen zu können. Er ward zum Tode verurtheilt; gegen welches Verdikt ich jedoch Einspruch erhob und nur verlangte, daß er mit einer Peitsche von Flußpferdhaut hundert und zehn Hiebe erhalten sollte. Bulay, der während der Gerichtssitzung von seinen Fesseln befreit worden war, wurde wieder in Ketten geschlossen und elf der stärksten Leute wurden zur Vollziehung der Execution ausgewählt. Bulay aber hatte Brüder am Cap Lopez, welche auf irgend eine Art von dessen Schurkereien Nachricht erhalten hatten. Betrübt über diesen Schimpf ihrer Familie erschienen sie eines Tages vor mir mit vier Sklaven in ihrem Gefolge. Sie dankten mir dafür, daß ich ihren Bruder nicht getödtet habe, wozu ich, wie sie zugaben, wohl das Recht gehabt hätte. Unser Bruder, fuhren sie fort, hat sich durch sein Verbrechen zum Sklaven entwürdigt. Nun drangen sie mit Bitten in mich, ihnen den Bruder herauszugeben und boten mir zum Ersatz dafür die vier mitgebrachten Sklaven an.

Die Brüder waren alte ehrwürdige, dem Anschein nach sehr rechtlich denkende Männer, denen offenbar das Verbrechen ihres Bruders tief zu Herzen ging. Ich erwiderte ihnen, daß man in meiner Heimath Verbrechen nicht mit Geld abwasche. Darauf ließ ich den Bulay herbeiführen, stellte ihm noch einmal seinen Verrath vor, nahm ihm selbst die Ketten ab, und übergab ihn nebst den geschenkten vier Sklaven seinen Brüdern, die des Dankes kein Ende finden konnten.

Ich selbst fand mich nach einigen Wochen nicht nur von den Wirkungen des Arseniks gänzlich befreit, sondern zugleich von einem Fieber geheilt, das während einer langen Zeit mich gepeinigt hatte, und es wurde hierdurch meine Erfahrung, daß Arsenik, im Fall Chinin durch allzuhäufigen Genuß wirkungslos bleibt, ein vortreffliches Mittel gegen das Fieber ist, auf's Neue bestätigt.

Drittes Kapitel.

Wiederholte Einladung Quengueza's. — Zurüstung zur neuen Reise. — Gumbi. — Gute Aufnahme bei Quengueza. — Aberglauben desselben. — Ein Zauberer. — Sonntags-Belehrung. — Gorilla-Jagd. — Mbundu-Probe. — Ein junger Gorilla wird gefangen. — Ein neuer Aberglaube. — Ein heiliger Ort. — Obindji's Residenz. — Begriffe der Neger über Anstand. — Ein Gottesurtheil. — Der Kulu-Kamba, eine neue Affenart. — Der Teufelsvogel.

Nach meiner völligen Wiederherstellung gegen Ende Januar 1858 wollte ich den König Quengueza nicht länger auf die Erfüllung meines ihm gegebenen Versprechens, ihn zu besuchen, warten lassen. Dieser schien meinem Besuche mit großer Ungeduld entgegen zu sehen und um meines Kommens sicher zu sein und meine Abreise wo möglichst zu beschleunigen, sandte er mir eine wiederholte dringende Einladung durch eine Botschaft, die von einem seiner Söhne Akunga begleitet war, der gleichsam als Geißel für meine Sicherheit bei Ranpano bis zu meiner Rückkehr bleiben sollte.

Dies bestimmte mich alsbald meine Reise anzutreten. Da ich wohl wußte, daß meine Gastfreunde von Biagano es höchst ungern sahen, wenn ich Handelsgüter nach dem Innern führte, was sich jedoch nicht umgehen ließ, da diese mir allein die Mittel zum Fortkommen boten und hier das Geld ersetzen müssen, so hielt ich es für zweckmäßig in einer zusammengerufenen Versammlung mich im Voraus zu rechtfertigen. Ich sagte ihnen daher, ich sei nicht blos jetzt ihr weißer Mann, sondern wünsche auch es für die Zukunft zu bleiben, der Hauptzweck meiner Reise sei die Erforschung des Landes und die Jagd auf wilde Thiere; um jedoch die Kosten der Reise bestreiten zu können, wäre ich gezwungen Handelswaare mit mir zu nehmen und würden etwaige Verbindungen, die ich im Innern anknüpfte, nicht mir, sondern nur allein ihnen und ihren Handelsbeziehungen zum Vortheil gereichen. Gleichzeitig sagte ich ihnen, daß ich sogar auf ihre Unterstützung rechne und wenn sie mir ihre Boote vorenthielten, ich sie verlassen und niemals wiederkehren würde. Nach dieser Anrede zeigten sie sich zu jedem Beistande bereit. Allein ich mußte in meinem Hause Vieles zurücklassen, Waaren und Ebenholz, im Werth von fast 2000 Dollars, zugleich Elfenbein und alle Naturalien, welche ich noch nicht Gelegenheit gehabt hatte nach Amerika zu senden, nebst mancher-

lei andern mir werthvollen Geräthschaften. Alles dieses mußte ich der Ehrenhaftigkeit einer Hand voll schwarzer Leute überlassen; ich hielt es unter diesen Umständen deshalb für zweckmäßig, Ranpano und mehreren seiner Häuptlinge den ganzen Bestand meiner Habe zu übergeben und von ihnen nach Landessitte einen Mann als Bürgen dafür zu fordern. Bereitwillig wurde meinem Verlangen gewillfahrt und mir sogar der alte Rinkimongami, des Königs Bruder, zugewiesen, dem ich eine reiche Belohnung zusicherte.

Hierauf vertheilte ich noch Tabak an Jedermann, und der nächste Morgen, (26. Februar) fand uns auf dem Wege nach Gumbi, der Residenz Quengueza's. Da ein Boot die Ladung nicht zu fassen vermochte, so mußte ich mich zur Mitnahme eines zweiten entschließen, um meine ganze Ausrüstung, bestehend aus 26 Gewehren, 150 Pfund Blei, 200 Pfund groben Handelspulver, 30 Pfund feinen Pulver für meinen eigenen Gebrauch, etwa 10,000 Ellen Zeug, 400 Pfund Glasperlen und einer großen Menge eiserner und kupferner Geschirre, Töpfen, Kesseln und Pfannen, ferner Mützen, Kleider, Hemden, Spiegel, Feuerstahl, Feuersteinen, Messern, Tellern, Gläsern, Löffeln, Hüten u. s. f. einladen zu können. Für diese hoffte ich mir nicht nur ein gastfreundliches Entgegenkommen zu verschaffen,

sondern auch Ebenholz, Elfenbein, Wachs und vielleicht auch Kautschuck einzutauschen. Doch Alles dies war für mich nur Nebensache; mein Hauptzweck war die Gorilla-Jagd und die Erforschung des fernen Innenlandes, wozu mir Quengueza sicheres Geleit schon früher versprochen hatte.

In einem jedem der zwei Boote befanden sich außer den Gütern noch funfzehn Personen; in dem größern hatte ich Platz genommen, während im andern Quengueza's Sohn, so wie der kleine Makondai die Aufsicht führten. Letzerer begleitete mich theilweise gegen meinen Willen, da ich fürchtete, daß seine Jugend den Strapazen einer längern Reise unterliegen würde, allein der brave Bursche ruhte nicht, bis ich die Einwilligung zu seiner Mitreise gab, und hat er mir keine Gelegenheit gegeben, mein ihm geschenktes Zutrauen zu bereuen.

Anfänglich strömt der Fernand Vaz zwischen Mangroven dahin, allmälig aber verschwinden diese, der Fluß erweitert sich und die Ufer werden immer schöner. Wir ruderten die ganze Nacht hindurch und am folgenden Mittag erreichten wir die Insel Monwé, die sieben Meilen von der Flußmündung, aber zufolge des erwähnten mit der Küste parallelen Laufs des Flusses, nur zehn Meilen vom Meere entfernt liegt. Hier wendet sich nun der Fer-

nand Vaz von der See ab nach Osten und nimmt den Namen Rembo, d. i. Fluß, an. Unsere Fahrt wurde, je mehr wir uns dem bewohntern Innern des Landes näherten, zu einem Triumphzug; die Bewohner der zahlreichen Ortschaften strömten bei unserer Annäherung in großen Massen nach den Ufern um uns mit Geschrei und Jubel und Abfeuern der Gewehre zu bewillkommnen, ein Gruß, der von meinen Leuten in derselben Weise erwidert wurde, denn, meinten meine Leute, ein Jeder müsse doch wissen, daß ihr „weißer Mann" den Rembo hinauf komme.

Am folgenden Tage um 1 Uhr erreichten wir endlich Gumbi, Quengueza's Residenz. Die ganze Bevölkerung drängte sich voll Neugierde an die Küste, um ihren weißen Gast zu sehen und zu bewundern; wie im Triumph ward ich nach einem großen überdeckten Raume geführt, unter dem wohl tausend Personen Platz hatten. So viel mochten wohl auch versammelt sein, da die Nachricht meiner Ankunft selbst aus dem innern Lande zahlreiche Gäste herbeigelockt hatte. Ich wurde als ein neues Wunder der Schöpfung völlig angestaunt, und wie immer waren es vorzüglich meine Haare, die zu sehen und zu bewundern sie nicht müde wurden.

Ein erhöhter Sitz ward für mich bereit gehalten, während ein ähnlicher daneben für Quengueza bestimmt war, der nun herbei kam und mir mit Freude strahlendem Ge=

sicht die Hände schüttelte. Er ist ein alter großer hagerer Neger von ernster Miene, welche natürlichen Verstand, gepaart mit großer Energie und Muth bezeugt, und so ist es ihm auch bald durch die Ueberlegenheit seiner geistigen Fähigkeiten gelungen, seine Macht und Einfluß auf die Häuptlinge der benachbarten Staaten auszudehnen. Zunächst erklärte er mir, daß ihm die Trauer um seinen Bruder, der vor zwei Jahren gestorben sei, nicht gestatte, festlich gekleidet vor mir zu erscheinen. Dennoch zierte ein schön gestricktes Mützchen sein Haupt, während ein eben solches Kleid seinen Körper umhüllte, beide waren, wie ich erfuhr, von Ashira-Negern gefertigt und gereichten deren Industrie zu aller Ehre. Ein Hemd trug er nicht, als unziemlich für die Trauer, und die amerikanische Jacke war für ihn zu klein.

Nach der ersten Bewillkommnung führte ich dem glücklichen Vater seinen kleinen Sohn Akunga, den er mir zwar als Geißel zugesandt, ich aber zum Zeichen meines Vertrauens mit zurück gebracht hatte, wieder zu. „Du hast mir,“ sagte ich zu dem Könige mit erhobener Stimme, so daß meine Worte das im großen Umkreise uns umstehende Volk hören konnte, „diesen deinen Sohn zugesandt, damit ich mich sicher unter euch fühlen möge. Ich aber fürchte mich nicht, ich liebe Dich und vertraue dir, und hoffe, du wirst mich und meine Leute nach Sitte und Recht be-

handeln; deshalb habe ich dir deinen kleinen Sohn wieder zugeführt und bedarf keiner weitern Sicherheit." Meine Worte verfehlten nicht der gewünschten Wirkung: waren sie schon von Beifallsrufen unterbrochen worden, so kannte jetzt der Jubel, der sich durch Schreien und Aufjauchzen zu erkennen gab, fast keine Grenzen mehr. Nachdem die Ruhe theilweis wieder hergestellt worden war, kam ich denn auf den Hautpzweck meiner Reise zu sprechen und erinnerte den König an sein Versprechen, mich nicht nur ungehindert im Innern des Landes umherschweifen zu lassen, sondern mir auch jedweden Beistand auf Erfordern zu leisten, worauf der König unter der Zustimmung des ganzen Volkes sein Versprechen wiederholte. „Nun," fuhr ich fort, „auch ich komme nicht mit leeren Händen, ich bringe euch Gutes mit, Waaren, für welche ich Ebenholz und Elfenbein, so viel Ihr nur irgend beschaffen könnt, einzutauschen beabsichtige." Hiermit hatte ich denn ihre empfindlichste Seite berührt und das Geschrei und das Zujauchzen war endlos und fast betäubend.

Hierauf erhob sich der König mit einer gewissen Feierlichkeit, um meine Worte in der so bewegten Versammlung selbst zu erwidern. Sogleich herrschte Todesstille ringsum, mir ein Beweis, in welcher hohen Achtung Quengueza bei seinem Volke steht. Zuerst deu-

tete er mit der Hand nach einem großen durch einen Vorbau an der vordern Seite, vor andern sich auszeichnendem Hause, welches er mir als die für mich und meine Leute bestimmte Wohnung bezeichnete. Dann sagte er, zu dem Volke gewandt: „Dieser Mann ist mein Ntangani (weißer Mann), der aus weiter Ferne herkommt, um mich zu sehen. Ich bin hinabgegangen, ihn einzuladen und siehe, er ist gekommen. Daß keiner von euch seinen Leuten eine Beleidigung zufügt; für ihn selbst brauche ich das nicht erst zu erwähnen. Gebt ihnen Nahrung, behandelt sie als eure Gastfreunde, ihr Eigenthum sei euch heilig und jede Verletzung werde ich hart zu strafen wissen." Dann wandte er sich in seiner Rede auch an die anwesenden Ashira und Bakalai und sagte: „Hütet euch! laßt euch nicht nach meines weißen Mannes Gütern gelüsten, und solltet ihr euch trotz meiner Warnung des Diebstahls schuldig machen, so wäre ich gezwungen euch Alle als Sclaven zu verkaufen." Hiermit war die Ceremonie des Empfanges beschlossen, ich konnte mich nach meinem Hause zurückziehen; Leute wurden beauftragt hinabzugehn, mein Boot auszuladen und all mein Gepäck und Waaren nach dem Hause zu bringen.

Gumbi liegt 19 Meilen von der Mündung des Flusses entfernt und ist das äußerste Gebiet der Cammas. Die Familie der Abuya, deren Haupt Quengueza ist, hat durch

Verfolgung einer schlauen Politik sich das alleinige Vorrecht, den Fluß hinauf zu handeln, zu erringen gewußt, und gestattet nur in höchst seltenen Fällen den Küsten-Cammas Theilnahme am Handel, die durch Heirathung Verwandte in Gumbi haben. Eine ganz eigenthümliche und weibliche Treue und Tugend grad nicht im günstigsten Lichte erscheinen lassende Sitte bei allen diesen Völkern ist, daß Abstammung und Erbschaftsrecht nur von der Mutterseite abgeleitet wird. Der Sohn eines Camma von einer Frau, die nicht demselben Stamme oder derselben Nation angehört, wird nicht zu den Cammas gezählt, und auch die Mutter eines Abuya muß selbst dieser Familie angehören und gelten die Kinder, deren Vater nur ein Abuya ist, nur für Mischlinge oder Halbblut.

Quengueza's Freude, nun endlich seinen Wunsch mich als seinen Gast willkommen zu heißen erfüllt zu sehen, vermag ich nicht zu schildern; in jeder Weise suchte er seinen Gefühlen Ausdruck zu geben, tanzte, sang und scherzte in Negerweise den ganzen Tag. Als äußeres Zeichen seiner Hochachtung gab er mir seinen kleinen Akunga zur Aufwartung, und da ich schon den kleinen Makondai zu meinem Küchenmeister ernannt hatte, so wurde der junge Prinz wenigstens mit dem Abwaschen meiner Teller beauftragt. Ich beschenkte den Quengueza mit funfzig Ellen Zeug,

einem Gewehr, einem Kessel, mehreren Perlen u. s. w. Darüber war er ausnehmend erfreut und gab mir wiederholentlich die Erlaubniß, so weit ins Innere des Landes zu gehen, als sein Ansehen und sein Einfluß nur irgend reicht. Er ist überhaupt ungewöhnlich erkenntlich und begreift allerdings, welchen Nutzen ihm selbst meine Unternehmungen bringen können.

Nichts destoweniger ist er wie alle Neger den Vorurtheilen des Aberglaubens ergeben. Noch vor einem Jahre wäre er trotz seiner Unerschrockenheit nie die Straße gegangen, welche direct nach dem Flusse führt, sondern hatte stets einen weitern Weg vorgezogen, weil nämlich, als er den Thron bestieg die Sage ging, daß diese Straße von einem seiner Feinde verzaubert sei, und daß er, wenn er sie einschlüge, sicherlich sterben müsse. Man hatte schon mehrmals Beschwörer, die eines großen Rufes genossen, herbei gerufen, um den Zauber zu bannen, allein der König, obgleich er an Zauberei glaubte, hatte doch zu diesen Beschwörern kein sonderliches Zutrauen. Endlich war es gelungen, den berühmten Aquailai zu vermögen die Straße von den Aniemba oder den Zauber zu befreien, der nun grad zur Zeit meiner Anwesenheit hier aus weiter Ferne aus dem Lande der Bakalai ankam. Das ganze Volk versammelte sich unter dem mit Bambus und Palm-

blättern bedeckten Platze, unter welchem ich bei meiner Ankunft vom König begrüßt worden war, und der etwa 150 Fuß lang und 40 Fuß breit sein mag. Es wurden Feuer angezündet, um welche herum man sich lagerte und der Zauberer stimmte mit heiserer Stimme einige Gesänge an, in denen er seine Kraft über Zaubereien prahlend rühmte. Als dies vorüber war, wurden alle Feuer sorgfältig ausgelöscht und in etwa einer Stunde war in keiner Behausung ein Licht mehr zu erblicken, ausgenommen in dem meinigen. Ich bemerkte ihnen nämlich, daß die Weißen den Gesetzen für solche Fälle nicht unterworfen seien, welche Ausnahme man mir auch einräumte. Nun aber herrschte überall die tiefste Dunkelheit und vollkommenste Stille, nicht ein Gelispel war unter den tausenden von Menschen zu vernehmen. Endlich unterbrach der Beschwörer diese feierliche Ruhe, in der Mitte stehend begann er ein lautes Geschwätz, welches mir aber unverständlich blieb. Seine hohle Stimme erklang fast geisterhaft durch die Stille, und wenn ihm nun das Volk wie im Chor antwortete, so konnte ich mich eines geheimnißvollen Schauers, der mich an die Sagen von alten Zauberscenen erinnerte, nicht erwehren.

Endlich, es war gerade Mitternacht, hörte ich den Beschwörer, nach dem Glöckchen zu urtheilen, die an ihm

hingen und bei jeder Bewegung ertönten, fortgehen. Er ging zu jeder einzelnen Familie im Dorfe und frug, ob der Zauber, welcher die Straße des Königs versperre, zu ihr gehöre. Natürlich versicherten Alle: Nein. Nun rannte er die verzauberte Straße auf und ab, indem er laut und feierlich den Zauber beschwor, sich zu entfernen. Endlich kam er mit der Ankündigung zurück, daß Aniemba nicht mehr zu sehen sei, und ohne Zweifel nicht wieder kehren werde. Das ganze Volk vereinte nun seine Stimme mit der des Zauberers und rief laut: „packe dich, packe dich! kehr nicht wieder unserm guten König zu schaden!" Nun wurden die Feuer wieder angezündet und wir Alle setzten uns zu einem frohen Mahle nieder. Hierauf wurden die Feuer nochmals ausgelöscht und wilde Gesänge bis zum Morgen angestimmt. Bei Sonnenaufgang scharrte sich das ganze Volk zusammen, um seinen König auf der verzauberten Straße nach dem Flusse zu begleiten. Quengueza war, wie mir bekannt, ein kühner Jäger und muthiger Krieger und besaß Einsicht und Kenntnisse von vielerlei Dingen, in denen er seinem Volke vorausgeeilt war; dennoch vermochte der gute alte Mann seiner Furcht nicht Herr zu werden. Obgleich er überzeugt war, daß der Zauber gebrochen sei, konnte er sich des Gedankens, einem gewissen Tode entgegen zu sehen, nicht erwehren und würde, wenn es nur irgend möglich

gewesen wäre, diesen Gang abgelehnt haben. Lange zauderte er, endlich aber beschloß er seinem Schicksale muthig die Stirn zu bieten und schritt mannhaft unter dem Zujauchzen seiner ergebenen Unterthanen zum Fluß hinab und wieder zurück.

Die Anwesenheit so vieler Gäste hatte bald den Vorrath an Nahrungsmitteln erschöpft und es machte sich ein großer Mangel, namentlich an Fleisch, fühlbar, dem allein eine glückliche Jagd abhelfen konnte, zu der ich die nöthigsten Vorbereitungen traf, und so zog ich denn am 6. März in Begleitung des Sclaven Etia, Quengueza's Leibjäger, zur Jagd aus. Dieser ist ein alter, aus dem fernen Innern gebürtiger Mann, wo ihn der König vor mehreren Jahren gekauft hatte. Hier lebte er auf einer kleinen Anpflanzung, unweit der Residenz in einem niedlichen Hause mit seinem guten alten Mütterchen, deren Liebe ich mir in so hohem Grade erwarb, daß sie fast für alle meine kleinen Bedürfnisse mit weiblichem Sinn Sorge trug. Wie Etia den königlichen Tisch mit Wildpret zu versehen hatte, so war in gleicher Weise mit der Sorge für den meinen Mombon, des Königs Oberaufseher, Kammerherr und Haushofmeister, beauftragt.

Das Vermögen eines Mannes schätzt man hier nach der Anzahl seiner Sclaven, seiner Weiber und endlich sei-

ner Kasten, in welchen er seine Schätze bewahrt. Zu diesem Zwecke müssen solche Kasten mit Schlössern versehen sein, und da die im Lande selbst gefertigten dazu sich wenig eignen, so wurde ich mit vielfachen Bitten um Schlösser bedrängt. Doch keineswegs darf man aus der großen Zahl der aufgereihten Kasten auf den Reichthum des einen oder andern schließen wollen, denn, wie man mir vertraulich mittheilte, sollen viele ganz inhaltsleer und nur zur Täuschung aufgestellt sein.

Der 7. März war ein Sonntag, den ich zur körperlichen Ruhe und zur Belehrung des Volkes über den wahren Gott und über die Abgeschmacktheit ihres Aberglaubens bestimmte. Leider war mein Versuch auch hier ein vergeblicher, da mir auf alle meine Ermahnungen und Vorstellungen dieselben Antworten wie anderwärts wurden. Ein alter Mann sagte gradezu: „Du bist weiß, wir sind schwarz. Der Gott, der dich geschaffen hat, hat uns nicht geschaffen. Du bist ein Mbuiri (Geist) und bedarfst aller der Fetische und Götzen nicht, die uns armen Leuten jedoch unentbehrlich sind. Euch hat euer Gott mit vielen schönen Gaben gesegnet, während der unsrige uns darben läßt." So beharren diese armen Neger bei ihrer Behauptung einer Racen-Verschiedenheit und verschließen sich ei-

gensinnig der Ueberzeugung, daß wir Menschen alle Brüder sind und Ein Gott der Liebe über uns alle wacht.

Den folgenden Tag zogen wir abermals zu einer zweitägigen Jagd aus. Außer Etia und mehreren andern begleitete mich noch Gambo, der Sohn Igumba's, eines Ashira-Häuptlings und bekannten Jägers. Obgleich sein Gesicht von den Pocken sehr entstellt war, verriethen seine lebhaften Augen doch viel Muth, ein vortreffliches reines Gemüth und ein sehr gutes Herz. Quengueza verabschiedete uns, indem er seinen Leuten zurief: „Seht, wie Jäger einander lieben, weder Volk noch Nation vermögen einen Unterschied zu erzeugen, seht wie mein weißer Mann diesen schwarzen Jäger liebt."

Nachdem wir etwa drei Stunden gegangen waren, stießen wir endlich auf frische Gorillaspuren. Etia suchte sich ihnen mit Vorsicht zu nähern, während ich mit Gambo in tiefer Stille folgte. Bald erschallte ein Schuß, und als wir der Stelle zueilten, erblickten wir den alten Etia ganz gemächlich auf einem erschossenen Gorilla-Weibchen sitzen. Die Länge dieses Thieres betrug 4 Fuß 7 Zoll. Jedoch war uns diesmal das Jagdglück nicht hold und wir kehrten bald mit nur weniger Beute zurück. So kam ich grad zur rechten Zeit zurück um Zeuge zu sein, wie

ein alter Beschwörer, Namens Olanga-Condo einen Mbundu trinken sollte, worüber das ganze Dorf in Aufregung gerathen war. Der Mbundu ist ein berauschendes Gift, von dem man annimmt, daß er dem Trinker, wenn es ihn nicht tödtet, die Gabe der Weissagung verleiht. Ebenso wird es als Zaubereiprobe benutzt, indem es von dem der Zauberei Angeklagten als Gottesurtheil getrunken wird; überlebt es der Verurtheilte, so hält man ihn für unschuldig, andernfalls erleidet er die wohlverdiente Strafe für sein Vergehen und wird daher von den Negern diese Probe sehr gefürchtet; nur die Beschwörer selbst trinken ihn ohne nachtheilige Folgen, wie ich dies auch am Olanga sah. Nichts desto weniger ist es ein schnell tödtendes Gift und ich habe selbst gesehen, wie ein armer Angeklagter gleich nach dem Genuß todt nieder fiel. Doch sagte man mir, daß zuweilen, namentlich wenn der Geprüfte verhaßt ist, die Dosis im Geheimen verstärkt wird, was, wie ich glaube, auch in diesem Falle Statt gefunden hatte. Ein Gelehrter, dem ich später Blätter und Wurzel dieser Pflanze zur Untersuchung mittheilte, fand in ihr Strychnin und rechnet sie zu der Pflanzengattung, zu welcher auch die Brechnuß (nux vomica) gehört. Als Olanga ankam, leerte er den Becher in einem Zug. Nach fünf Minuten fing das Gift zu wirken an, er taumelte, seine Augen unterliefen mit Blut,

seine Glieder zitterten krampfhaft, seine Zunge stammelte, kurz er gebehrdete sich wie ein Trunkener. Alle diese Symptome wurden aber als ein sicheres Zeichen angesehen, daß er nicht sterben würde, daß aber die Sehergabe über ihn gekommen sei.

Am folgenden Tage gingen wir: Ich, Etia, Gambo und noch zehn andere bewaffnet und für mehrere Tage mit Proviant versehen, abermals zur Jagd. Die Männer waren mit Fetischen bedeckt, hatten ihr Gesicht roth bemalt und sich in die Hände geschnitten, in der Meinung, daß das Blut ihnen Jagdglück verleihe. Auch ich hatte mir Hände und Gesicht mit Oel bestrichen und mit Kohlenpulver geschwärzt, so daß ich in meinem blauen Zwillichhemde und Hosen und mit den schwarzen Schuhen nicht weißer aussah, als meine Begleiter. An meiner Seite hing der Revolver, die Pulverbüchse und die Schnapsflasche, und über die Schulter der Stutzbüchse. Als ich nun in dieser Maske fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt unter ihnen erschien, empfing mich ihr lauter Beifallsruf und Quengueza rief voll Vergnügen: „Seht diesen Ntanyani (weißen Mann)! Er kennt keine Furcht, weder Sonne noch Wasser vermögen ihn von der Jagd zurückzuhalten. Habt Acht auf meinen weißen Mann und vertheidigt ihn, wenn

es nöthig ist, mit eurem Leben," unter der Verwunderung der Menge zogen wir aus.

Wir marschirten den ganzen Tag und kamen gegen Abend an einen kleinen Fluß, an dessen Ufer wir Feuer anzündeten und unser Nachtlager bereiteten. Man kochte Pisang, röstete Fische, und für mich briet ich aus den mitgenommenen Vorräthen ein Stück Schinken. Nachdem ich noch Tabak unter meine Jagdgenossen vertheilt hatte, kam für meine Neger die glücklichste Stunde, die Zeit der Ruhe und Unterhaltung, deren Hauptthema erlebte Abendtheuer und Sagen über den Gorilla bildeten, Gesprächen, denen ich stets mit großem Interesse lauschte. „Mein Vater, erzählte der Eine, war einst einem großen Gorilla im Walde begegnet. Als dieser ihn mit dem Speer in der Hand sah, erhob er ein furchtbares Gebrüll, worauf mein Vater erschreckt den Speer wegwarf. Als nun der Gorilla meinen Vater wehrlos sah, zog er sich ohne ihm irgend ein Leides zuzufügen, in das Dickicht des Waldes zurück." Ja, riefen Alle aus, das müssen wir auch thun, wenn wir den Gorilla treffen. Werfen wir den Speer weg, so wird er besänftigt. Hierauf erzählte nun Gambo weiter: „Vor mehreren Jahren verschwand aus meinem Dorfe ein Mann. Einige Zeit nachher ging ein Ashira aus diesem Dorfe in den Wald und traf auf einen sehr großen Gorilla. Dies

war der Verschwundene, nun in einen Gorilla verwandelt. Er stürzte sich auf den armen Ashira, biß ihm ein Stück Fleisch aus dem Arm und ließ ihn dann wieder frei. Mit noch blutendem Arme kam der Mann heim und erzählte sein Abentheuer. Mögen unsere guten Götter uns schützen solchen verwandelten Gorilla zu begegnen, denn nur sie sind zu fürchten." „Mögen wir vor ihnen bewahrt bleiben," rief der Chor.

Ein Anderer sagte: „Wenn wir morgen einen Gorilla erlegen, so wünsche ich mir nichts von demselben, als einen Theil seines Gehirns zu meinem Fetisch, denn nichts kann einem Manne so großen Muth verleihen, als ein solcher," was denn von Allen, die noch wach waren, bestätigt wurde. Nach und nach aber ward die Unterhaltung immer ruhiger, bis denn Alle eingeschlummert waren.

Am nächsten Morgen schlugen wir unsern Weg nach einem Jagdgebiet ein, auf welchem die kleinen Beeren wachsen, welche eine Lieblingsspeise der Gorillas sind. Wir waren auch kaum eine Stunde gegangen, so hörte Etia das Geschrei, mit welchem ein junger Gorilla nach seiner Mutter ruft. Leise schlich er mit Gambo voraus und wir vorsichtig nach. Bald darauf hörten wir zwei Gewehre abfeuern und fanden das Gorillaweibchen erschossen, der Kleine aber war entkommen. Das Thier lag in seinem

Blute da, wir aber verbargen uns, in der Erwartung, daß das Kleine zurückkehren werde. In der That täuschten wir uns auch nicht, denn nach kurzem Warten kam es bald, sprang auf seine Mutter und versuchte an ihr zu saugen. Ich eilte mit Etia und Gambo hinzu, und versuchten das junge Thier in einem bereit gehaltenen Netze zu fangen. Obgleich es kaum zwei Jahr alt sein mochte, so leistete es uns doch großen Widerstand und biß sogar einen unserer Leute tückisch in den Arm, ehe es uns gelang seiner gänzlich Herr zu werden. Die Mutter ward nun abgehäutet, und ich behielt Haut und Scelett für mich, während die Uebrigen sich in das Fleisch theilten. Der kleine Gorilla wurde lebendig mitgenommen, doch mit großer Vorsicht behandelt, weil er nach jedem, der ihm zu nahe kam, schnappte. Er weigerte sich, jede gekochte Speise zu genießen und fraß überhaupt nichts außer Nüssen und Beeren, welche ihm meine Leute täglich herbeizuschaffen hatten. Obgleich nicht so wild, als der Gorilla, den ich früher hatte, war er doch nicht minder unzähmbar, und Niemand durfte sich ihm gefahrlos nähern. Ganz wie Joseph sah er den Bedrohten grade ins Gesicht, während er mit einem Arme oder Fuße wie ein Blitz nach dessen Körper oder Kleidung schlug. Zuweilen hatte es den Anschein, als ob er schiele. Unglücklicherweise starb der Kleine am zehn=

ten Tage seiner Gefangenschaft. Die Wilden haben den Aberglauben, daß wenn ein schwangeres Weib sich einem Gorilla nähere, selbst wenn er todt sei, das Geborne nicht ein Menschenkind, sondern ein junger Gorilla sein müßte.

Als ich diesmal von der Jagd zurückkehrte, fand ich den Quengueza in großer Aufregung; er hatte nach dem schon angeführten Erbrechte einen Theil der Verlassenschaft seines verstorbenen Bruders erhalten, darunter auch dessen Frauen. Diese beschloß er unter seine männlichen Verwandten zu vertheilen, bis auf eine, deren Reize ihn fesselten. Und grade diese hatte unglücklicherweise mit einem armen, aber durch körperliche Schönheit hervorragenden Burschen aus der Residenz ein zärtliches Verhältniß angeknüpft. Quengueza, hierüber im hohen Grad erzürnt, schwor, keine der Wittwen seines Bruders aufzunehmen, sich aber an dem Burschen zu rächen, der sich erdreiste, ihn verdrängen zu wollen. Der Zorn des Königs machte das ganze Volk bestürzt, welches in Masse herbeikam, um ihn zu bitten, wenigstens zwei von den Wittwen seines Bruders zu sich zu nehmen. Der ganze Tag verging über dieser wichtigen Verhandlung, doch gegen Abend hörte ich zu meiner Freude, daß Quengueza sich besonnen und sich den Wünschen seines Volkes gefügt habe. Der arme Junge, welcher diese Verwirrung verschuldet hatte, sandte mehrere Sclaven, sein

einziges Besitzthum, als Friedensopfer an Se. Majestät; dieser jedoch sandte sie großmüthig zurück mit dem Bemerken, daß er von einem, der ihn so tief beleidigt habe, Geschenke nicht annehmen könne.

Nach einigen Tagen der Ruhe machte ich am 22. März einen neuen Jagdversuch in das Land der Bakalai und Ashira, deren Häuptlinge mich eingeladen und mir reichliche Jagd und gastfreundliche Aufnahme zugesichert hatten. Quengueza begleitete mich in einem größeren Boote, welches mit 22 Ruderern bemannt war, während auf kleinern Kähnen die Häuptlinge der Ashira und Bakalai folgten. Die Sonne sendete ihre heißesten Strahlen senkrecht auf unsere Häupter, und obgleich ich einen dicken Strohhut trug und jede Bewegung vermied, so war ich doch öfter gezwungen meinen Kopf zu baden, um mich gegen die Gefahr des Sonnenstiches zu schützen. Auch die Neger litten viel und Jedermann bedauerte meinen kleinen Makondai, der einen Stolz darin setzte, in meiner Gesellschaft sich keiner Strapaze zu entziehen und alle Anstrengungen mit großer Ruhe ertrug.

Kurz vor Akaka kamen wir nach Evendja-Quenguai, einen von den Eingebornen für heilig gehaltenen Ort, an welchem Alle aus den Kähnen sprangen um zu tanzen. Es ist Regel, daß Jeder, der noch nicht den Fluß hinauf ge-

kommen war, hier zu Ehren der Landesgottheit einen Gesang anstimmen und einen Zweig von einem Baume abbrechen muß, welcher am Ufer in den Schlamm eingesetzt wird, um dadurch die Gottheit günstig zu stimmen. Auch der kleine Makondai mußte an diesem Gottesdienst Theil nehmen, und sogar ich wurde dazu eingeladen, sagte aber zu Quengueza, es gäbe nur einen Gott, dem wir Alle zu vertrauen hätten. „Ja," sagte Quengueza „das mag wohl gut für euch sein, aber wir armen Leute sind nicht wie ihr Weißen, wir bedürfen des Schutzes mehrerer Götter."

Nachmittags traf uns ein plötzlich sich über uns entladendes Unwetter, welches jedoch aufs Wohlthuendste die Temparatur abkühlte und die erschlaffende Natur von Neuem belebte. Dergleichen Stürme, welche in dieser Jahreszeit fast täglich eintreten, helfen die sonst, glaube ich, unerträgliche Hitze zu überstehn, denn mein Thermometer stand um Mittag im Schatten auf 39½ Gr. R.

Als wir am folgenden Tage zum Frühstück anhielten, bemerkte ich in einiger Entfernung den größten Baum, welchen ich je in Afrika sah, einen wahren König unter den Bäumen, dessen grader und majestätischer Stamm erst dann, wenn er alle umherstehenden Bäume überwachsen, gleich einem Schirmdach seine Aeste ausbreitet. Dieser Baum wird unter dem Namen Olumi von den

Eingebornen hoch verehrt, ist jedoch selbst hier, wo seine Heimath sein soll, sehr selten. Die Rinde desselben soll Heilkräfte besitzen und eine Aufkochung seines Saftes Glück im Handel verleihn, weshalb ich auch vom Stamme große Streifen abgezogen fand. Jemehr wir uns dem Ziele unserer Reise näherten, nahm die Anzahl der Bakalaidörfer zu und ich machte die erfreuliche Bemerkung, daß dieses Volk den Küstenstämmen bei weitem überlegen ist.

Endlich gelangten wir zu der Residenz Obindji's, des mit Quengueza's befreundeten Häuptlings, bei welchem wir nun für einige Zeit unser Hauptquartier aufschlagen wollten. Die Bewohner, deren wohl noch Keiner einen weißen Mann gesehen hatte, kamen deshalb zum Ufer herab, betrachteten mich mit großer Neugier und bewunderten besonders mein Kopfhaar, das den Afrikanern stets am meisten befremdet.

Unter Abfeuern von Gewehren und unter Gesängen stiegen wir ans Land, wo uns Obindji in großem Staat entgegen kam, das Haupt mit einem seidenen Hute bedeckt, in der Hand einen Kendo, gleich einem Königsscepter, schwingend. Er war über meine Ankunft sehr erfreut und die beiden Könige setzten sich auf zwei Sessel einander gegenüber, worauf Quengueza ihm von unserm ersten Zusammentreffen, zur Zeit als er an die Küste hinab kam, um mich zu sehn, und unsren spätern Wiedersehen und treuen Aus-

harren bei einander bis zur gegenwärtigen Stunde erzählte. Alles dieses ward in kurzen Absätzen sentenzmäßig gesagt, hin und wieder unterbrochen vom häufigen Beifall des zuhörenden Volkes. Hierauf erwiderte Obindji in gleicher Weise und sprach von seinen Empfindungen, als er zuerst erfuhr, daß Quengueza den weißen Mann zu ihm führen würde u. s. w. Dann drückten sie sich zum Zeichen des erneuerten Freundschaftsbundes die Hände und auch mir ward diese Ehre in etwas plumper Weise zu Theil, womit die Feierlichkeit schloß, welche über drei Viertel Stunden gewährt hatte.

Die Residenz Obindji's liegt nach meiner Schätzung etwa 28 Meilen von der Mündung des Flusses entfernt, doch in einiger Entfernung von dessen Ufer; sie ist eine neue Niederlassung von geringer Ausdehnung. Obindji hatte gewünscht sie an das Ufer des Flusses zu verlegen, mußte jedoch auf die Ausführung seines Planes verzichten, da sein Volk sich entschieden weigerte. Diese Bakalai gelten für sehr kriegerisch und werden daher von den benachbarten Stämmen gefürchtet, die sich deshalb auf das linke Ufer zurückgezogen haben. Auffallend war mir namentlich der eigenthümliche Charakter ihrer Häuser; sie sind nicht von gespaltenem Bambus, wie die am untern Rembo gebauten, sondern von vier bis bis fünf Fuß langen Streifen

aus den Rinden großer Bäume gefertigt, die mit großer Sorgfalt aneinander befestigt werden und so die Hütten dicht schließen, während Bambuswände überall offene Spalten lassen, die Regen und Wind freien Zutritt gestatten. Indeß sind die Wohnungen klein, nicht über 12 Fuß lang und 8 Fuß breit. Auch uns wurden einige aus Rinden und Blätter gebaute Häuser zur Wohnung angewiesen. Außer den bei den afrikanischen Völkerschaften üblichen Waffen, Speere, Pfeile und Keulen besaßen hier nur wenige Neger Gewehre von ziemlich veralteter Construction, die als ein besonderer Reichthum geschätzt werden; um so mehr erregten daher meine Percussionsgewehre ihre Bewunderung und vor allem mein Revolver, den anzustaunen sie nicht müde wurden.

Einige Tage nach unserer Ankunft kam ein alter Häuptling aus einer über 20 Meilen höher am Flusse gelegenen Gegend, um den Mann zu sehen, welcher Gewehre und Pulver machte. Aus Achtung vor seinem Alter machte ich nebst Quengueza ihm den ersten Besuch. Bei meinem Anblick trat er betroffen zurück und rief: „Du bist kein Mensch, sondern ein Geist."

Des Lachens konnte ich mich nicht erwehren, wenn ich bemerkte, wie sich Quengueza bemühte, allen seinen Stammgenossen die Sitten mitzutheilen, welche er von mir an-

genommen hatte. So hatte er früher gleich andern die Gewohnheit, daß, auch wenn er mit mir sprach, und er von einem Floh gepeinigt ward, er ihn geschickt fing und auf seinen Fingernägeln knackte. Mich ekelte dies so an, daß ich es mir als unschicklich verbat und ihn endlich von dieser Unsitte abbrachte. Kaum war mir dieses aber gelungen, so verbot er es auch allen seinen Unterthanen und wurde ein beredter Vertheidiger alles Anständigen. „Wie kannst du deine Flöhe vor deinem weißen Manne knacken, du schmutziger Lümmel, geh, mache meinen weißen Mann nicht krank," pflegte er dann auszurufen. Auch diesmal bei der Zusammenkunft mit dem fremden Häuptling erwies sich Quengueza nicht minder eifrig, wenn er auch eine mildere Form wählte. Der gute Alte aber erwiderte „so habe ich es zeitlebens gehalten, und nun ist es zu spät" und ganz bedächtig setzte er sein Abschlachten fort.

Ganz merkwürdig war mir der Lehnstuhl Obindji's, der aus einer Holzplatte besteht, welche schräg auf einer schiefen Unterlage ruht und vor sich ein niedrigeres Gefäß hatte. In dieser Lage findet sich ein Bakalai mit der Pfeife im Munde so behaglich, wie irgend ein Europäer auf seinem mit Stahlfedern gepolsterten Lehnstuhl, und bietet in dieser Lager den wahren Typus afrikanischer Faulheit.

Indessen kam der Sonntag heran, und ich bat Quenguesa, er möge dafür Sorge tragen, daß ich an diesem Tage ungestört bleibe, indem ich ihm die Natur unseres Sonntags zu erklären suchte. Ganz betroffen antwortete er: „Wir sind jetzt sehr beschäftigt, könnten wir den Sonntag nicht auf drei oder vier Wochen später verlegen, dann können wir so viel Sonntage feiern, als wir wollen.“ Zur großen Betrübniß meines gastfreundlichen Wirthes erkrankte ich an einem leichten Fieberanfall, den ich mir unstreitig in Folge der großen Hitze, die wir auf der Fahrt erduldet, zugezogen hatte. Auch einige meiner Gefährten litten an starken Anfällen. Ich nahm zum Chinin, dem gewöhnlichen Heilmittel, meine Zuflucht und theilte davon den Andern mit, welches uns auch bald von unsern Uebeln befreite.

Je weiter sich nun die Nachricht meiner Anwesenheit beim König Obindji im Innern des Landes verbreitete, um so mehr vergrößerte sich die Zahl der ankommenden Gäste, denn von allen Seiten strömten Häuptlinge mit ihren Weibern, Sklaven und Volk herbei, Alle begierig den Mann zu sehen, welcher Gewehre, Perlen, eiserne und kupferne Kessel u. s. w. macht, und Alle waren über mein ihnen so wunderbar erscheinendes Aussehen erstaunt. In der That scheinen sie den Contrast weit lebhafter zu fühlen

als ich selbst. Die Meisten betrachten mich als einen mächtigen Geist und preisen das Glück Quengueza's, der einen solchen Geist zum Freund habe. Mehrere dieser Häuptlinge waren schöne kräftige Gestalten, die, in ihrem Kriegerschmuck, mit Speeren und Bogen bewaffnet, einen gewissen, Achtung gebietenden Eindruck machten. Sie trugen kunstvoll verfertigte Mützen und Tücher, die, wie sie sagten, von den Ashira gewebt wurden, und wurde hierdurch mein längst gehegter Wunsch, dieselben kennen zu lernen, von Neuem in mir angeregt.

Als am 30. März der Bau des zu meinem besondern Gebrauch bestimmten Hauses vollendet war, schlug ich mein Bett und meinen übrigen Haushalt darin auf, unter denen namentlich meine amerikanische Uhr das Volk in beständige Verwunderung setzte und in ihnen eine gewisse Scheu erregte, weil sie sich überredeten, es sei diese ein mächtiger Geist, der über mich wache.

Noch immer hielt die Hitze an, und wiewohl jede Nacht ein kühlender Regen die schmachtende Natur von neuem erfrischte, so stieg das Thermometer Nachmittags im Schatten immer noch auf 30—32 Grad R.

Am 2. April hatte ich Gelegenheit Zeuge der Vollziehung eines Gottesurtheils zu sein. Ein kleiner Knabe, der Sohn desselben Aquailai, der den Zauber der Haupt-

straße Gumbi's gebannt hatte, beschuldigte einen Gumbi, einen Kahn eines Bakalai beschädigt zu haben. Der Gumbi aber läugnete und verlangte von dem Knaben die Bestätigung der Wahrheit seiner Aussage durch ein Gottesurtheil. Ueber einem Haufen Rothholz ward ein Topf mit Palmöl gesetzt und in das siedende Oel ein messingner Ring gethan. Nun ward der Knabe aufgefordert, den Ring aus dem Topf zu holen. Er zauderte, allein sein Vater trieb ihn an, und das Volk schrie laut: „laßt uns sehn, ob er lügt oder die Wahrheit spricht." Endlich streckte er die Hand in den Topf, ergriff den rothglühenden Ring, ließ ihn aber gleich wieder fallen, da er sich die Finger arg verbrannt hatte. Nun schrie Alles „er hat gelogen, er hat gelogen," und hiermit war die Unschuld des Gumbi's für erwiesen erklärt. Vergeblich suchte ich den Leuten zu beweisen, daß der Knabe sich die Finger verbrennen müsse, auch wenn er die Wahrheit gesagt habe.

Trotz aller Zerstreuung, die mir das Zusammenleben mit meinen Gastfreunden darbot, verlor ich meinen Hauptzweck der Reise, die Jagd, nicht aus dem Auge und so rüsteten wir uns am 6. April zu einer zwei- bis dreitägigen Jagd. Wir zogen zwei Meilen längs des Flußes hinauf und schlugen dann unser Lager in einem abgelegenen Bakalaidorfe auf. Gegen Abend kam Malauen, einer

unserer Jäger, der sich auf einige Stunden von uns getrennt hatte, mit der Nachricht ins Lager, er habe einen Kulu schreien hören und wüßte, wo er ihn am Morgen finden würde. Ich hatte selbst schon das Geschrei gehört, ohne jedoch zu wissen, von welchem Thiere es herrühre. Endlich frug ich, was ein Kulu sei, und erhielt statt Antwort eine umständliche Beschreibung dieses Thieres, aus welcher ich zu meiner großen Verwunderung ersah, daß es sich hier wahrscheinlich um eine ganz neue Species von Affen handle. Die Gumbi nennen dies Thier Kulu-Kamba, nach seinem Schrei Kulu und „Kamba" einem Worte der Kamma, das Stimme bedeutet. Die Bakalai nennen das Thier ganz einfach Kula. Es soll hier selten sein und es ist ein großer Zufall, wenn wir das Thier, dessen Stimme wir gehört hatten, wirklich finden sollten. Ich konnte vor Ungeduld den Morgen kaum erwarten, und bei der ersten Dämmerung weckte ich meine Leute. Da Gewehr und Waffen schon des Abends vorher in Bereitschaft gesetzt worden waren, zogen wir in zwei Partheien getheilt aus. Kaum war ich eine Stunde durch den Wald gegangen, als ich plötzlich in einen Schwarm von Bashikuay-Ameisen trat, die über diese Störung wüthend, heißhungrig mich anfielen. So schnell ich nur irgend konnte, suchte ich der großen Armee dieser Ameisen aus dem Wege

zu gehen, was jedoch ohne einige heftige Bisse dieses Thier und Menschen so gefährlichen Insektes nicht abging. Kaum war ich dieser Gefahr entronnen, so wurde mein Ohr durch das eigenthümliche Geschrei Kula-Kulu überrascht und hoch oben in den Zweigen eines Baumes erblickten wir einen großen Affen. Ich und Gamba feuerten zugleich auf ihn. Das arme Thier fiel tödlich getroffen zu Boden. Ich erkannte sogleich, daß es weder ein Nshiego mbuvé, noch ein Shimpans, noch weniger ein Gorilla war. Sogleich ward dieser Tag nach meiner Gewohnheit in meinem Kalender durch einen rothen Strich als ein glücklicher ausgezeichnet. Das Thier, ein ausgewachsenes Männchen, schien nur dem Gorilla an Kraft nachzustehen. Es ward ausgeweidet und nach dem Dorfe gebracht, wo es von Allen für einen Kulu-Kamba erklärt ward, ohne daß man einen andern Namen dafür anzugeben wußte. Deshalb war ich sicher, ein neues Thier, wenigstens eine besondere Varietät schon bekannter Gattungen vor mir zu haben.

Das unterscheidende Merkmal des Kulu-Kamba ist der ganz runde Kopf; der Backenbart faßt das gerundete Gesicht ein und verläuft sich unter dem Kinne, die Backenknochen stehen hervor und lassen die Backen eingefallen erscheinen, die Kinnbacken sind weniger vorstehend, als bei

den andern Affenarten. Das Haar ist schwarz; am Arme, der indeß zum Theil haarlos ist, lang. Auffallender Weise findet sich der Chimpans nicht in den Wäldern, in denen ich diesen Kulu-Kamba schoß. Er ist indeß von allen bisher bekannten größeren Affen derjenige, der sich im Bau des Kopfes dem Menschen am meisten nähert, indem bei ihm der Vorderkopf höher und breiter, die Augen am weitesten von einander abstehend und in Bezug auf die ganze Gehirnmasse, die vordern Lappen größer als bei irgend einen andern Affen sind, ziemlich bedeutend. Von der Lebensart dieses Thieres wußten mir die Eingebornen wenig mitzutheilen, ausgenommen, daß er im Innern noch häufiger sich finde, und daß er gleich dem Gorilla sehr scheu und ihm schwer beizukommen sei. Glücklich über die Entdeckung dieser neuen Affenart traten wir, da außerdem unsere Vorräthe zu schwinden anfingen, die Rückkehr nach unserm Dorfe an.

Die Regenzeit hatte nun ihren Höhepunkt erreicht, der Fluß war angeschwollen, das Wasser strömte gelbschlammig in gleicher Höhe mit dem Ufer, so daß mein Haus, obgleich es etwas höher angelegt war, doch nur 4 Fuß über dem Wasserspiegel stand.

Welch Unheil die Verdächtigungen der Bezauberung anrichten, davon sah ich ein neues Beispiel. Am 11. April

wurde der jüngere Bruder Obindji's angeklagt, er habe seinen ältern Bruder, den Vorgänger Obindji's bezaubert. Dieser war nun schon bereits seit einem Jahre todt, und der arme Bruder hatte schon, um sich von jedem Verdacht zu reinigen, dreimal den Mbundu trinken müssen, um seine Unschuld zu beweisen. Ebenso ging Quengueza am 12. nach Gumbi zurück, um einer neuen Probe durch Mbundutrinken beizuwohnen. Ein junges Mädchen war angeklagt, einen Burschen behext zu haben, der in Folge dieses Zaubers gestorben sein sollte, und sollte sich nun der Mbunduprobe unterziehen. Gott helfe ihr! Ich konnte nicht mehr thun, als mir von dem König versprechen zu lassen, daß sie nicht getödtet würde.

Indessen ging ich nach einer benachbarten Ortschaft, in der einer meiner schwarzen Freunde drei Elephanten getödtet hatte. Elephanten sind in dieser Gegend nicht gerade häufig, werden aber auch bei der Trägheit der Neger, die jede größere Beschwerde scheuen und lieber hungern, nicht sehr gejagt. Seitdem sie durch häufigere Berührung mit den Weißen den Gebrauch des Gewehrs haben kennen gelernt, überlassen sie die Beschwerden der Jagd lieber bestimmten Jägern, als daß sie sich den Mühen des Schlingenlegens und Tödten durch Speere unterziehen sollten. Ich kam gerade im Orte an, als der feierliche Tanz ge-

endet hatte, welcher der Vertheilung des Fleisches vorher geht. Dies ist ein Dankopfer für die beiden Geister Mondo und Alombo, welchen ein Einfluß auf die Jagd zugeschrieben wird. Ein Beschwörer der Ashira leitete die Festlichkeit ganz so wie in Gumbi ein Bakalai, und in Biagano ein Gumbi, nach der alten Regel, daß ein Prophet nirgends weniger gilt, als in seinem Vaterlande.

Den Elephanten waren drei Stück Fleisch aus den Hintertheilen geschnitten, welche in großen Töpfen kochten. Um diese herum ward getanzt, während dessen der gelehrte Ashira Lobgesänge und Bitten an die Geister absang. Ein Stück Fleisch ward abgeschnitten und in den Wald gesandt, um den Hunger dieser Gottheiten (oder wahrscheinlich ihrer Stellvertreter, der Leoparden) zu stillen, während der Rest verzehrt wurde. Hierauf ging es an die Vertheilung des ungekochten Fleisches. Alle Dorfbewohner mit ihren Freunden, die Jäger mit ihren Freunden, sowie die Freunde dieser Freunde, jeder erhielt sein Theil. Auch ich erhielt für mich 50 Pfund, und wiewohl dies Fleisch nicht wohlschmeckend und schwer zu kauen ist, wie ich aus früheren Erfahrungen wußte, so freute es mich doch, denn Fleisch war knapp und ich hatte einen wahren Jägerappetit.

In der Nähe der Stadt schoß ich einen sonderbaren Vogel Alethe castanea, eine neue Species. Die Neger

sagen, es hause ein Teufel in ihm, aber ich konnte keinen Grund zu dieser Annahme finden. Seine Lebensart zeichnet diesen Vogel aus, indem er in kleinen Schaaren emsig den Bashikuay-Ameisen bei ihren Zügen durch das Land folgt. Der Vogel frißt Insekten, doch nicht diese Ameisen, denen er als Nachzügler die aufgeschreckten Heuschrecken und Käfer wegschnappt.

Meinen alten Feinden, den Schlangen, begegnete ich leider in diesen Wäldern öfters als mir lieb war, und nicht selten sah ich eine große Anakonda von einem Baumaste auf ihre Beute lauern. Mehrere solcher Schlangenarten sind giftig, und werden daher von den nackten Negern sehr gefürchtet, obgleich sie aus ihrem Fleische sich eine köstliche Suppe zu bereiten wissen. Mir aber behagte der warme Kaffee, welchen mir mein Makondai bereitete, besser, als alle diese sonderbaren Gelüste.

Viertes Kapitel.

Giftige Fliegen. — Neue Gorillajagd. — Der Ebenholzbaum. — Ich erkranke. — Güte der Frauen gegen mich. — Ein Knabe wird wegen Zauberei ermordet. — Elfenbeinesser. — Maniok. — Ein junger Nshiego Mbuvé wird lebendig gefangen. — Dessen Zähmung und Biographie. — Eingetretener Mangel an Lebensmitteln und Rückkehr zu Obindji. — Besuch in Njali-Cudiö bei Mbanjo. — Das Njambaifest. — Ein Jäger wird von einem Gorilla getödtet. — Lästige und gefährliche Insecten. — Schlangen. — Gorillajagd. — Rückkehr nach Obindji's Residenz. — Biagano, Klima. — Das Volk der Bakalai.

Doch weder Furcht vor Schlangen noch die zur Feier meiner Anwesenheit von Obindji veranstalteten Feierlichkeiten vermochten mich von der Verfolgung des Hauptzwecks meiner Reise, der Jagd und namentlich der Jagd auf Gorilla, abzuhalten, und da ich in dieser Gegend mehrfach außer Waldbeeren auch eine weiche birnförmige Frucht, Tondo genannt, die Lieblingsfrucht der Gorilla, fand, so zog ich am 21. April in Begleitung einer Anzahl entschlossener Männer zur Gorillajagd aus. Außer von den drückenden Sonnenstrahlen, wurden wir noch von zwei sehr bösartigen Fliegen, von den Negern Boco und Nchuna

genannt, ungemein belästigt, um so mehr da wir uns in keiner Weise gegen ihren hartnäckigen Angriff zu schützen wußten. Diese griffen uns mit so furchtbarer Hartnäckigkeit an, daß wir nicht zu Frieden kamen, und zwar so unmerklich, daß man das Jucken des Stichs erst fühlte, wenn die Fliege schon entflohen war und die Haut schmerzhaft zu schwellen anfing.

Nachdem wir im Walde weiter vorgedrungen waren, fanden wir überall in der That Spuren von Gorillas, die Thiere jedoch selbst schienen uns zu fliehen. Nach zwei Stunden erblickten wir plötzlich einen ungeheuren Gorilla, der keck aus dem Walde auf uns zuschritt und ein furchtbares Wuthgeheul ausstieß, als wollte er sagen „ich bin müde mich verfolgen zu lassen und biete euch Trotz." Es war ein männlicher Gorilla, der stets dem Jäger am gefährlichsten ist; er erfüllte den Wald mit seinem Gebrüll, das dem Rollen eines fernen Donners gleicht. Als er uns zu Gesicht kam, war er etwa zwanzig Schritt entfernt und schon legte ich auf ihn an, als Malauen mir zuflüsterte „noch ist es nicht Zeit." So blieben wir mit dem Gewehr in der Hand stehen und erwarteten ruhig seine Annäherung. Der Gorilla schaute uns eine Minute lang mit seinen tückisch grauen Augen an, pochte mit seinen nervigen Armen auf die Brust und kam mit herausfor-

dernden Geheul auf uns zugeschritten. Ganz deutlich konnte ich jetzt das scheußliche Angesicht dieses wilden Ungeheuers sehn, und das Knirschen seiner großen Zähne hören; die Haut des Vorderkopfs bewegte sich rasch auf und nieder und gab seinem Gesicht ein wahrhaft teuflisches Ansehen. Mit zurückgehaltenem Athem erwarteten wir das Thier, und als es sich uns bis ungefähr acht Schritt genähert hatte, sagte Malauen „nun aufgepaßt;“ und ehe noch das Thier seinen Rachen zum Brüllen wieder öffnen konnte, stürzte es von drei Kugeln tödtlich getroffen zu Boden. „Man darf ja nicht zu früh feuern,“ belehrte mich Malauen, „denn fehlt man es, so ist man sicher verloren,“ — einen Rath, den ich nur zu bald als wahr erkennen sollte. Die Größe des erlegten Thieres betrug fünf Fuß sechs Zoll, und die ausgebreiteten Arme sieben Fuß zwei Zoll. Die Stärke seiner Muskeln macht es glaublich, daß dieses Thier im Stande ist Leoparden, Rinder oder Menschen siegreich anzugreifen; ich zweifle aber, daß er es ungereizt thut, da der Gorilla, obgleich wild und boshaft, nicht zu den fleischfressenden Thieren zählt.

Das Gesicht dieses Gorilla war dunkelschwarz, die breite Brust unbehaart und mit einer pergamentähnlichen Haut bedeckt, der Unterleib mit grauen Haaren. So groß auch der Unterschied zwischen diesem Thiere und dem Men-

schen noch ist, so kann ich mich doch des peinlichen Gefühls nicht enthalten, das mich bei dem Erlegen dieses menschenähnlichen Geschöpfes befällt, und dies war besonders heute mehr als sonst der Fall, als ich das Thier in seiner stolzen Haltung und auf den Hinterbeinen stehend so trotzig und zum Kampfe herausfordernd herannahen sah.

Einige Tage später forderte mich Quengueza, der in Begleitung von etwa zwanzig Sclaven und einigen Jägern nach einer dem Fluß aufwärts gelegenen Gegend zum Schneiden von Ebenholz auszuziehen wünschte, auf, ihn zu begleiten. Man findet dieses schätzbare Holz hier auf den Anhöhen längs des Flusses in reicher Fülle. Außer diesem bietet die Gegend großen Reichthum an Kautschuckreben und andern edlen, einer hohen Politur fähigen Holzarten, eine Ueberfülle an Naturproducten, die einstens dieser Gegend eine hohe Bedeutung verleihen wird. Da Quengueza für längere Zeit sich hier aufzuhalten beabsichtigte, so hatte er mehrere seiner Frauen mitgenommen, denen die Sorge für Beschaffung und Zubereitung der Lebensmittel oblag.

Der Ebenholzbaum wächst nicht auf niedrigem Boden, noch in der Nähe des Flusses, sondern auf den Anhöhen längs desselben. Es ist ein schöner zierlicher Baum mit langen zugespitzten Blättern von dunklem Grün, die an-

genehmen Schatten geben. Auch die dunkelgrüne Rinde ist weich. Der Stamm erhebt sich grade und glatt oft bis auf 50 bis 60 Fuß Höhe und sendet erst dann große schwere Aeste aus. Ich habe einen dieser Bäume gesehen, dessen Stamm am Boden 5 Fuß im Durchmesser hatte. Der ausgewachsene Ebenholzbaum ist stets hohl, und nicht nur der Stamm, sondern selbst sogar die Aeste. Hinter der Rinde liegt zuerst der weiche gewöhnlich drei bis vier Zoll dicke Splind, der keinen Werth hat, und dann erst folgt das Ebenholz selbst. Junge Bäume sind bis in die Mitte weiß und weich, und selbst wenn sie einen Durchmesser von nahe zwei Fuß haben, ist der schwarze Theil des Holzes noch von Weiß durchwachsen, weshalb auch Bäume unter 3 Fuß Durchmesser nicht geschlagen werden. Man findet den Ebenholzbaum stets mit andern Forsthölzern untermischt und da gewöhnlich nur drei bis vier derselben isolirt bei einander stehen, so müssen die Holzfäller beständig nach ihnen im Walde suchen.

Während nun Quengueza und seine Sclaven sich mit dem Fällen von Ebenholzbäumen beschäftigten, verkürzte ich mir die Zeit theils durch die Jagd, theils durch Abstatten von Besuchen bei benachbarten Häuptlingen, deren Ortschaften ich auf meinen täglichen Ausflügen berührte. Leider aber setzte ein heftiger Fieberanfall, von dem ich am

letzten April plötzlich ergriffen wurde, eine längere Zeit meinen Wanderungen ein Ziel. Dieser Fieberanfall war so heftig und plötzlich, wie nie zuvor, und um mir nur einige Erleichterung zu verschaffen, nahm ich binnen drei Tagen 150 Gran Chinin und zwei schwere Dosen Calomel. Als mich die Leute so hart darnieder liegen sahen, drangen sie auf das Inständigste in mich, meine Kräfte mehr zu schonen und nicht so viel und anhaltend zu jagen, indem sie sagten: „Sieh uns an, wir jagen einen Tag und ruhen dann zwei, jagen wir einmal drei Tage, so ruhen wir dann eine Woche lang; du aber ziehst jeden Tag aus!“ Ich glaube, die guten Leute haben Recht, und ich werde ihre Regel befolgen.

Stets werde ich in dankbarer Erinnerung der Liebe der Frauen, meiner Pflegerinnen am Krankenbette eingedenk bleiben, der armen Geschöpfe, welche als Sclaven von ihren Zuchtmeistern behandelt werden, alle Lasten tragen müssen und nur Schläge und erniedrigende Behandlung erfahren, und dennoch beim Anblick von fremden Leiden ein eben so aufopferungsfähiges Herz zeigen, als nur irgend ein Weib in unsern civilisirten Ländern. Kaum sahen sie mich krank, so widmeten sie mir alle ihre Sorgfalt. Sie bereiteten mir die besten Speisen, setzten sich neben mich, um mir Kühlung zuzufächeln, brachten mir Matten zum

Lager, Wasser, erfrischende Früchte aus dem Walde, und erwacht ich von einem Fiebertraum in der Nacht, so hörte ich ihre Stimmen, wie sie in der Finsterniß, um mich herum sitzend, über Mittel meiner Heilung beratheten. Ein Aniamba (Teufel), meinten sie, müsse in meinen Leib gefahren sein, und keine Belehrung vermochte sie von dem Gedanken, ich müsse behext sein, abzubringen.

Am 15. Mai war ich, Dank der liebevollen Pflege meiner Wärterinnen, so weit genesen, um mein Lager verlassen zu können und einen Ebenholzbaum zu bewundern, welcher nicht weit von unserm Lager gefällt worden war. Es war ein herrlicher Baum, über 4 Fuß im Durchmesser, und lieferte elf kostbare Bretter, jedes von 300 Pfund, welche der König, in seiner Freude mich wieder hergestellt zu sehen, mir zum Geschenk machte, die ich auch nach Ueberwindung großer Hindernisse und nach dem erst mit Hülfe einiger Bakalei ein Weg nach dem Ufer des Flusses gebahnt worden war, die Freude hatte, in wohlerhaltenem Zustande an der Küste anlangen zu sehen und so ihre Absendung nach Amerika bewerkstelligen konnte.

Am folgenden Tag war ich leider unfreiwilliger Zeuge einer jener barbarischen Scenen, welche zeigt, wie eben diese so gutherzigen Neger durch ihren Aberglauben zu den unmenschlichsten Grausamkeiten sich hinreißen lassen. Ein

kleiner Knabe von zehn Jahren war der Zauberei angeklagt worden, und hatte selbst auf Befragen eingestanden, daß er Jemand bezaubert habe. Hierüber schienen Alle wie vom Teufel besessen. Sie griffen nach Speeren und Messern und schnitten den kleinen armen Burschen buchstäblich in Stücken. Ich war grade ausgegangen und kehrte zurück, als eben die grausige Exekution vorüber war, zweifle aber, daß ich sie hätte abwenden können, auch wenn ich zugegen gewesen wäre, denn ohne Scham und Reue über ihre blutige That waren sie noch ganz rasend vor Wuth.

Mit zunehmenden Kräften begann ich auch meine Jagdwanderungen wieder, um so mehr als sich ein fühlbarer Mangel an Wild in unserm Lager bemerkbar machte und die von mir ausgesandten Jäger ohne Beute zurückkehrten, da der Gebrauch von Netzen, wie sich solcher die Bakalai und andere Stämme am Gaboon bedienen, hier unbekannt ist. Bei einem dieser Ausflüge schoß ich mehrere Vögel, darunter zwei mir noch neue, den Camaroptera caniceps und den Geosichla compsonota und ein merkwürdiges Thier aus dem Eichhorngeschlecht, welches ich den Elfenbeinesser (Sciurus eborivorus) nannte, da es nach der Versicherung der Neger Elfenbein frißt. In der That sucht es in den Wäldern die Gerippe gefallener Elephanten auf und benagt deren Elfenbein, und auf diese Weise oft

die besten Zähne zerstörend, durch welchen Umstand sich denn auch das Vorkommen dergleichen angefressener Zähne im Handel erklären läßt. In der Erzählung dieser Thatsache stimmen die Neger der verschiedensten Stämme überein, und da das Thier wirklich sehr große und scharfe, dazu taugliche Schneidezähne besitzt, so habe ich keinen Grund die Wahrheit dieser Angaben zu bezweifeln.

Die Vögel und den Elfenbeinesser behielt ich für mich, während die Uebrigen sich kümmerlich mit Maniok behelfen mußten.

Maniok ist die Hauptnahrung dieses Volkes und zwar eine sehr dürftige. Es ist eine Wurzel, die frisch aus dem Erdboden gezogen, giftig ist. Daher muß sie je nach der Jahreszeit drei bis fünf Tage lang zum Erweichen in Wasser gelegt werden, wodurch sie in eine faulende Gährung übergeht, und kann nur in diesem Zustande entweder gekocht werden, oder sie wird abgetrocknet und geräuchert, wo sie dann sechs Wochen bis drei Monate dauert. Immer aber ist es mir schwer geworden an dieser Speise Geschmack zu finden und habe ich sie nur beim Mangel jedes andern Nahrungsmittels, nur im Fall der größten Noth, genossen.

Um jedoch diesen drückenden Mangel an gesunden Nahrungsmitteln abzuhelfen, beschlossen die Männer einen ge-

meinsamen Jagdzug unter meiner Leitung und da Malauen uns eine von etwa vier Meilen entfernte Gegend als ein gutes Jagdrevier geschildert hatte, so schlugen wir nach der angedeuteten Richtung unsern Weg ein.

Die Männer hatten sich wie gewöhnlich mit Fetischen und Zaubermitteln behangen, und sich, um Glück zur Jagd zu haben, in die Hände geschnitten. Anguilai, ein benachbarter Häuptling, der an unsern Streifzug Theil nahm, erzählte mir, sein Ogana (Götze) habe ihm prophezeit, daß morgen das Herz seines Otanga (weißen Mannes) durch Jagdglück erfreut werden würde.

Mehrere Stunden lang trafen wir nichts als Spuren mehrerer wilden Thiere an, und schon dachte ich bei mir, daß Anguilai's Ogana doch wohl zu sanguinische Hoffnungen erregt habe, als wir endlich gegen zwölf Uhr beim Betreten einer Art Tafelland das Schreien eines jungen Thieres hörten, welches von Allen für das eines Nshiego-Mbuvé erkannt ward. Damit war all mein Kummer aus der Seele entflohen, und weder Krankheit noch Hunger fühlte ich mehr. So geräuschlos als nur irgend möglich krochen wir durch den Wald, und als wir endlich zu einer kleinen freien Stelle gelangten, sahen wir etwas über die Fläche in der Richtung nach unserm Versteck zu, hinlaufen. Als es näher kam, erkannten wir ei-

nen weiblichen Nshiego-Mbuvé, der mit einem Jungen an der Brust auf allen Vieren, den einen Arm um den Hals des Kleinen geschlungen, lief und ab und zu begierig Beeren pflückte. Malauen, der den günstigsten Standpunkt hatte, feuerte, und das Weibchen fiel tödlich getroffen nieder. Der Kleine wimmerte kläglich, blieb an der Mutter hängen und fuhr fort an der Brust zu saugen. Rasch eilten wir hinzu, um uns unseres Fanges zu sichern, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich das Gesicht des kleinen Nshiego ganz weiß fand, während doch das der Mutter ganz schwarz war. Dem Kleinen ward ein Tuch übergeworfen und es auf diese Weise in Sicherheit gebracht. Sogleich gab ich den Befehl, nach dem Lager zurück zu kehren, welches wir gegen Abend wieder erreichten. Während der ganzen Zeit war das Junge von der Mutter getrennt gewesen, als diese nun auf die Erde gelegt wurde, entwickelte sich abermals eine höchst rührende Scene. Sogleich sprang der Kleine zu ihr hin, berührte sie im Gesicht und Brust, und als er bemerkte, daß hier offenbar eine große Veränderung eingetreten sei, liebkoste er sie noch einige Minuten, als wolle er sie noch einmal ins Leben zurück rufen. Dann schien er alle Hoffnung zu verlieren, seine kleinen Augen wurden matt, und er brach in ein klägliches Gewimmer aus, welches mir fast das Herz brach,

und nicht nur ich, sondern alle im Lager, besonders die Weiber wurden dadurch tief gerührt. Während dessen starrte ich noch immer mit Verwunderung auf das weiße Gesicht dieses kleinen Geschöpfes. Da traten zwei meiner Jäger zu mir und lachten mich aus „sieh, Chelly," unter diesem Namen war ich bei ihnen bekannt, sagten sie, „siehe da deinen guten Freund, so oft wir einen Gorilla tödteten, sagtest du uns, siehe da deinen schwarzen Freund! jetzt sieh dir mal deinen weißen Freund an!" Darüber erhob sich ein großes Gelächter; „siehe, er hat grade Haare wie du. Sieh das weiße Gesicht deines Vetters aus dem Walde! Er ist dir ähnlicher, als uns der Gorilla." Neues Gelächter. „Der Gorilla hat nicht, wie wir, wolliges Haar, dieser Kleine aber hat schlichtes Haar wie du." — „Ja" sagte ich, „wenn er aber alt wird, so wird sein Gesicht auch schwarz, und seht ihr nicht seine flache platte Nase, ganz wie die eurige?" Darüber brach ein noch lauteres Gelächter aus.

Ich will gleich hier das Uebrige von dem kleinen Burschen hinzufügen, welcher zu dieser Verwunderung und diesen Scherzen Veranlassung gab. Er lebte fünf Monate und wurde so zahm und gelehrig wie eine Katze. Ich nannte ihn Tommy, an welchen Namen er sich auch bald gewöhnte. Schon am dritten Tage seiner Gefangen-

schaft wahr er gezähmt. Er aß Zwieback aus meiner Hand, gekochten Reis und Pisang und trank Ziegenmilch. Zwei Wochen später war er so zahm, daß ich wagen konnte, ihn frei herum laufen zu lassen. Er lief auf's Feld, und fand den Rückweg in die Lagerhütten, als wären sie seine Heimath. Zu mir faßte er große Zuneigung und folgte mir auf allen Tritten. Setzte ich mich nieder, so ruhte er nicht eher, bis er an mir heraufgeklettert und seinen Kopf an meine Brust geborgen hatte. Ueberhaupt ließ er sich gern streicheln und hätscheln und saß stundenlang ruhig, wenn ihm Jemand über den Kopf und Rücken strich.

Bald aber wurde er ein großer Dieb. Sobald einer der Leute seine Hütte verließ, so stahl er sich hinein und holte die etwa vorräthigen Pisang und Fische heraus, wobei er eine solche Schlauheit entwickelte, daß es schwer war, ihn auf frischer That zu ertappen. Einigemal peitschte ich ihn zur Strafe durch, und brachte ihn wirklich zu der Ueberzeugung, daß Stehlen unrecht sei, allein der Versuchung konnte er nie ganz widerstehn. Mich bestahl er beständig, und machte bald ausfindig, daß meine Hütte mit Pisang und andern Früchten reichlicher versehen sei, als die anderer, und daß ferner die günstigste Zeit mich zu bestehlen sei, wenn ich Morgens im Schlafe liege. Dann chlich er langsam und auf den Zehen nach meinem Bett,

sah nach meinen geschlossenen Augen, und wenn er keine Bewegung wahrnahm, so ging er mit großer Beruhigung ab, um einige Bananen zu pflücken. Rührte ich mich nur im mindesten, so war er fort wie der Blitz, kehrte aber zu einem neuen Versuch nach einiger Zeit zurück. Fand er nun, daß meine Augen offen waren, so nahm er das ehrbarste Gesicht an, kletterte zu mir hinauf und liebkoste mich; allein leicht entdeckte ich an seiner Miene seine sträf-liche Absicht.

Meine Hütte hatte keine Thür, sondern war nur mit einer Matte verhangen. Nun war es sehr possirlich, wie der kleine Tommy auf eine Ecke dieser Matte stieg, um zu sehen, ob ich wache oder schlafe. Manchmal stellte ich mich schlafend und fuhr auf ihn zu, wenn er grade im Begriff war, nach seiner Beute zu langen. Dann warf er rasch Alles weg und trat schleunigst seinen Rück-zug an.

Sehr genau kannte er die Eßzeit, und besuchte so viel Mahlzeiten, als möglich, wo er sich überall etwas zu essen ausbat. Mein Frühstück und mein Mittagsmahl versäumte er nie, durch Erfahrung belehrt, daß er da am besten führe. Weil mein Tisch für Tommy zu hoch war, um die Schüsseln zu sehen, so kroch er auf die Säule unter dem Dach, um Alles zu besichtigen, und erregte etwas

seine Begierde, so kam er herab an meine Seite. Wenn ich ihn da nicht gleich beachtete, so fing er zu heulen an, allmälig lauter und lauter, bis ich des Friedens halber seinen Wunsch erfüllte. Gab ich nicht gleich die von ihm gewünschte Lieblingsspeise, so ward er ungeduldig und stampfte wohl gar mit dem Fuße, kurz er geberdete sich wie ein verzogenes Kind. That ich ihm seinen Gefallen, so dankte er mit einer Art von Knurren, wie „Huhu.“ Am liebsten war ihm Kaffee, und wenn mein Makondai diesen brachte, so ruhte er nicht, bis ich ihm seinen Antheil davon gegeben hatte, jedoch nicht ohne Zucker, sonst trank er nicht.

Ich hatte ihm ein kleines Kissen zur Lagerstatt angefertigt, an welches er sich bald so gewöhnt hatte, daß er es nicht mehr von sich ließ und es überall mit sich herumschleppte. Hatte er es zufällig einmal verloren, so erfuhr es das ganze Lager durch sein Geheul. Mehrmals sah ich mich genöthigt, um nur dem Jammern ein Ende zu machen, Leute auszuschicken, welche das bei einer Waldexcursion verlorne Kissen wiedersuchen mußten. Nie trennte er sich von demselben, und verließ es nur, wenn ich ihm die Erlaubniß gab, mich in den Wald zu begleiten.

Je mehr er unsere Gewohnheiten annahm, desto ungeduldiger wurde er bei Widerspruch, und desto weniger

konnte er gewöhnte Liebkosungen missen. Beim Eintritt der trockenen Jahreszeit ward es kälter und Tommy sah sich bald zur Nachtzeit nach einem etwas mehr Wärme bietenden Schutz um. Die Neger duldeten ihn, da er ihnen zu ähnlich schien, nicht in ihrer Nähe, und ich gestattete ihm zu seinem großen Verdruß ebenfalls in meiner Nähe keinen Raum.

So von Allen verstoßen zu werden, machte den armen Tommy sehr unglücklich, bald jedoch fiel er darauf, zu warten, bis einer der Neger eingeschlafen war, und kroch dann neben einen seiner schwarzen Freunde, schlief dort bis zum Morgen und schlüpfte dann unentdeckt davon. Einigemal ward er hierbei ertappt und für seine Zudringlichkeit hart gestraft, jedoch schreckte ihm dies nicht ab, immer von Neuem sein Experiment zu versuchen.

Tommy war ein außerordentlicher Freund von berauschenden Getränken, und wenn je ein Neger Palmwein besaß, so hatte er auch sofort Kenntniß davon. Ebenso hatte er eine besondere Vorliebe für schottisches Oel, von welchem ich noch einige Fläschchen besaß, und beständig bettelte er um Branntwein. So war ich eines Tages ausgegangen und hatte vergessen, meinen Schrank zu verschließen. Gleich suchte der kleine Bursche hieraus Vortheil zu ziehen und stahl mir mein Fläschchen Branntwein;

da es ihm nun nicht gelingen wollte, die Flasche zu entkorken, und der Inhalt der Flasche doch für ihn zu hohen Reiz hatte um darauf zu verzichten, so hatte er ihr den Hals abgebrochen. Als ich nach einigen Stunden zurückkehrte, fand ich mein kleines Fläschchen — es war das letzte, und für den Reisenden in dieser Gegend Afrikas, so unentbehrlich als Chinin — in Scherben neben dem Meister Tommy, welcher im Zustande völliger Trunkenheit am Boden lag. Als er mich erblickte, wollte er auf mich zuspringen, allein er taumelte und fiel mehrmals nieder. Vergeblich streckte er seine Arme nach mir aus, und seine Stimme war unbehülflich, kurz in Geberden und in Allem gab er das Bild eines betrunkenen Menschen. Eine scharfe demüthigende Züchtigung brachte den kleinen Säufer wieder zu sich, aber von der Liebe zum Trunk konnte ihn keine noch so harte Strafe heilen.

Er besaß viel Verstand und hätte er länger gelebt, so glaube ich, daß es mir noch gelungen sein würde, ihn an gute Lebensart zu gewöhnen, obgleich sein Hang zum Stehlen fast unüberwindlich war. Doch gewöhnte er sich nach und nach an ein civilisirteres Leben, so daß ich große Hoffnung hegte, es würde mir gelingen, ihn lebendig nach Amerika zu bringen. Als mit zunehmender trockener Jahreszeit die Nächte immer kälter wurden, pflegte er sich gern

des Abends neben das Feuer der Neger zu setzen, in deren schwarze Gesichter, die gegen die weiße Farbe seines Gesichts um so mehr contrastirten, er rings umher mit einer Miene blickte, als wollte er sagen „ach, treibt mich nicht weg!" Sein Blick hatte etwas Kluges und Verständiges, aber seine Züge drückten, wenn er sich so selbst überlassen war, gleichsam tiefen Gram und Kummer aus. Nicht nur ich, sondern alle Eingebornen nahmen lebhaften Antheil an ihn, und er war überall als der Tommy des weißen Mannes bekannt und theilweis gern gesehen. Doch ach! eines Morgens wollte er nichts essen, schien niedergeschlagen und sehnte sich geliebkost und in den Armen gehalten zu werden. Ich suchte alle Arten von Waldbeeren für ihn, aber vergebens, er verweigerte jede Nahrung. Er schien nicht einmal sehr krank zu sein, und doch war er schon am folgenden Tage todt. Armer Tommy, ich war sehr betrübt, denn du warst ganz mein Hausgenosse geworden, und selbst die Neger, wiewohl er ihnen manchen Verdruß verursacht hatte, trauerten über seinen Tod. Tommy war mit der Zeit dunkler geworden, und als er starb eher gelb als weiß zu nennen.

Doch ich kehre nun zu unserm Lager zurück. Am nächsten Tage, den 15. Mai, zogen wir aus in der Hoffnung, wenigstens eine Gazelle zu erlegen. Es war schon spät

am Tage, als wir das erste Stück Wild sahen, einen kleinen niedlichen Affen, den die Neger Ndowa nennen. Malauen schoß ihn, und da es bereits anfing zu dunkeln, kehrten wir nach dem Lager zurück. Der erlegte Affe war ziemlich fett, und da sich nichts anders darbot meinen Hunger zu stillen, so überwand ich meinen Ekel, und genoß wenigstens eine Suppe davon, allein es kam mir sehr schwer an. Da nun fast alle Lebensmittel ausgegangen waren, so mußte ich versuchen, den nöthigsten Proviant von den benachbarten Ortschaften einzuhandeln. Am meisten erhielt man noch einige Ndicabrote, welche aus dem zerstoßenen und getrockneten Samen des wilden Mangobaums bereitet werden und nicht unangenehm schmecken. Außerdem hatte man noch ein Oel, das hellgelb und geronnen die Farbe und Festigkeit des Specks hat und Njaviöl genannt wird, und welches mit großer Mühe aus den Samenkörnern eines Baumes gewonnen wird, der häufig in dieser Gegend vorkommt, und eine Hauptzierde der Wälder ist.

Obgleich es mir eines Tages gelang, einige wilde Schweine zu erlegen, die wohl für wenige Tage unsern Bedürfnissen genügten, so zwang uns doch der bald wieder eingetretene Mangel an Lebensmitteln, unsere Rückkehr zu Obindji's Residenz zu beschleunigen, und schon am 28. Mai

verließen wir unser Lager und ruderten den Rembo wieder hinab. Unsere Kähne waren tief mit Ebenholz beladen und auf meinen Schultern saß zur großen Belustigung meiner Gefährten der kleine Tommy.

Noch muß ich hier erwähnen, daß mich meine Leute auf dem Wege den Fluß hinab auf ein Nest in einem Baume aufmerksam machten, das, wie sie sagten, einem Guaniowy gehöre, nach ihrer Beschreibung einem großen Adler, der von Affen lebt. Man zeigte mir dieses Thier auch von fern, aber er kreiste so hoch in den Lüften, daß ich ihn nicht zu erkennen vermochte. Auch habe ich diesen Vogel weder jetzt noch später gesehn.

Bei unserer Ankunft bei Obindji fand ich einen Neger aus Biagano, der für mich ein Packet mit acht Briefen und New-Yorker Zeitungen gebracht hatte. Die Missionaire am Gaboon, meine Freunde, hatten sie befördert. Ich war nun schon mehrere Monate in völliger Unkenntniß über die Vorgänge in der civilisirten Welt geblieben, und leicht kann man sich denken, mit welchem Eifer diese Briefe von meinen Freunden und aus meiner Hermath geöffnet und gelesen wurden. Da lagen vor mir die Zeitungen, wie ein großes zu lösendes Räthsel. Um mich her stand staunend die Volksmasse und betrachtete stillschweigend den, welcher jetzt in zwei Welten lebte, — mit seinem

Körper weit von aller civilisirten Welt, in der ungebildeten Residenz des armen alten Obindji, — mit dem Geiste durch die Straßen New-Yorks mit einem Freunde an der Seite gehend, der mir bei jedem Schritt die Ereignisse der letzten Monate enthüllte. Gewiß sind Zeitungen noch nie mit solcher Aufmerksamkeit durchlesen worden, und selbst die Anoncen ergötzten mich. Zum Glück war der 29. ein Sonntag, und ich konnte mich deshalb ungestört diesem in der Wildniß gewiß selten gebotenen Genuß gänzlich hingeben.

Da jedoch auch in Obindji's Residenz derselbe Mangel an Nahrungsmitteln wie in unserm Lager herrschte, der uns sogar zwang nach den Wurzeln im Walde zu greifen, so zog ich am 30. Mai mit hundert Mann nach dem Ofubu, einem kleinen Nebenflusse, welcher kurz oberhalb Obindji in den Rembo mündet. Dort residirte Mbango, ein Freund Quengueza's, der mir eine reiche Gorillajagd in Aussicht gestellt hatte. Der Ofubu war jetzt aus seinen Ufern getreten und hatte das ganze Niederungsland bis zu den Bergen überschwemmt. Auf diesem lag Njali-Eudié zwei Meilen vom Flusse. Hier nahm uns Mbango mit herzlichem Willkommen auf, und sandte mir eine Ziege und mehrere Bündel Bananen, die mir ein willkommenes Mahl lieferten. Hier war es wohl etwas besser, allein eben unsere Ankunft erzeugte auch hier Mangel. Die Hauptnahrungs-

mittel sind wie überall in diesen Gegenden Pisang und Maniok. Werden aber frische Pisang grün gepflückt, so reifen sie bald und faulen, da man sie hier weder zu trocknen noch aufzubewahren weiß. Den Maniok können sie zwar trocknen, jedoch hält er sich dann höchstens zwei Monate und bleibt immer eine dürftige Speise. Ueberdieß giebt es Zeiten im Jahre, wo diese vergänglichen Vorräthe gänzlich ausgehn und dann selbst ein vorsichtiges Volk an Nahrung Noth leidet, da außerdem die Gegend an Fischen nicht reich ist, und was Wild betrifft, so sind die Leute hier zu schlechte Jäger, als von den Erträgnissen der Jagd nur eine kurze Zeit leben zu können.

Da Mbango von unserer Ankunft benachrichtigt war, so hatte er für mich ein nettes bequemes Haus von Rinde erbaut, und mit einem festgestampften Thonboden versehen lassen. Alles reinlich und behaglich eingerichtet. Auch das Dorf selbst war eines der besten, die ich bei den Bakalais gesehen habe. Nachdem ich gegessen hatte, drang das Volk von allen Seiten herbei, um den weißen Mann zu sehen, und ihre Verwunderung über mein Aussehn und besonders über meine Haare fand kein Ende. Es hatten sich aber auch viele Fremde hier im Orte eingefunden, um das Fest Njambai's, einer ihrer Gottheiten, zu feiern, allein grade hierdurch war ein fühlbarer Mangel an Lebensmitteln ein-

getreten. Daher sah ich mich genöthigt, meinen kleinen Makondai auszusenden, mir einige Bananen einzukaufen. Da es nun die Weiber sind, welche das Land bebauen und den Ueberschuß der Erzeugnisse verkaufen, so sind, bei der Eitelkeit aller Frauen, Perlen das beste Tauschmittel, welches sie allem Andern vorziehen. Ueberhaupt sind in dieser Gegend die Frauen im Besitz so manches Vorrechtes. Allerdings liegt ihnen allein die Erhaltung der Männer ob, und Quengueza predigte seinen Weibern beständig vor, wie sie ihn nähren und für ihn sorgen müßten, da er sie gut behandle; was jedoch von Früchten erübrigt wird, ist Eigenthum der Frauen, welches sie in ihrem Nutzen verwerthen dürfen. Makondai kehrte am folgenden Tage mit 45 Gebinden Bananen und zwei Hühnern zurück, die uns sehr zu Statten kamen.

In der Nacht begann nun die Festlichkeit und raubte mir den Schlaf, da den Afrikanern kein Fest ohne Geschrei, Singen, Trommeln, Tanzen und Harfenspiel vollständig scheint. Mbango ist, wie es scheint, das Oberhaupt seines Stammes, der ein halb Dutzend Ortschaften in einem Umkreis von sechs Meilen umfaßt. Der Götze des Stammes ist dem Schutze Mbango's als Oberhaupt anvertraut, bei dem zu bestimmten Zeiten sich Alle einfinden, um den Götzen durch Gesänge zu verherrlichen. Derselbe stellt eine weibliche

Figur dar, aus Holz roh geschnitzt, fast lebensgroß und mit gespaltenen Hufen wie ein Hirsch. Die Augen sind von Kupfer; die eine Backe roth, die andere gelb bemalt; um den Hals ein Halsband von Tigerzähnen. Die Neger schreiben diesem Götzen eine besondere Gewalt zu und glauben, daß er bei gewissen Gelegenheiten mit dem Kopfe nicke. Als ich mich bei Mbango über den vielen mir den Schlaf raubenden Lärm beschwerte, befahl der gute Mann seinem Volke, das Fest in einiger Entfernung zu feiern. Am folgenden Tage indeß herrschte dafür eine tiefe Stille und große Dunkelheit, da außer meinem Lichte kein Feuer brennen durfte. Das Götzenbild stand mitten auf der Straße und um dasselbe herum das Volk. Njambai hatte sich niedergebeugt, war herumgegangeu und hatte gegen einen der Neger sein Vergnügen über zwei Gazellen ausgesprochen, welche man ihm die Nacht vorher als Opfer dargebracht hatte. Er aß — so wird mir versichert — in der That etwas davon und überließ den Rest dem Volke. Später fingen insbesondere die Weiber an, dem Njambai, der wie es scheint, bei ihnen in hoher Achtung steht, ihre Verehrung zu bezeugen. Es ist merkwürdig, daß der Gott, welchen alle Stämme der Bakalai verehren, überall gleichen Namen führt, wenn dieser auch hin und wieder anders ausgesprochen

wird wie z. B. „Njembai“ in der Küstensprache, so ist es doch offenbar derselbe.

Der Gottesdienst der Frauen hüllt sich in ein Geheimniß, keinem Mann wird der Zutritt gestattet. In einem sorgfältig verschlossenen Hause, bedeckt mit trocknen Palmen und Pisangblättern, ohne jede Thür nach der Straße, wird die Feierlichkeit begangen. Man gelangt zum Tempel erst durch zwei andere Häuser, welche dicht daneben stehn. Quengueza und Mbango warnten mich, hinzugehn. Alle Weiber hatten sich Gesicht und Körper bemalt, schlugen die Trommel, gingen durch den Ort und traten zuweilen in den Götzentempel, in dem sie die ganze Nacht tanzten und einen noch weit größeren Spektakel machten, als die Männer. Am folgenden Tage gingen fast Alle in den Wald, um den Njambai zu besingen. Da ich bemerkte, daß nur Wenige zurückblieben, so ließ ich mich von der Neugier verleiten, an den Tempel heran zu schleichen und meinen Kopf durch eine Oeffnung zwischen den die Wand bildenden Blättern hindurch zu stecken, jedoch gestattete die Finsterniß nicht irgend etwas zu erkennen. Dennoch hatte man meine' Verwegenheit bemerkt und es entstand ein fürchterliches Wuthgeheul; die Weiber riefen alle ihre Gefährtinnen aus dem nahgelegenen Busch zurück, und in wenigen Minuten stürzten sie unter Schreien und Wehkla-

gen, mit zornigen und drohenden Gebährden auf mich zu. Mit großer Mühe gelang es mir mein Haus zu erreichen und mit der Büchse in der einen Hand und dem Revolver in der andern drohte ich die erste zu erschießen, welche es wagte sich meiner Thür zu nähern. Es waren wohl über 300 wüthende Weiber, die mich mit Verwünschungen überschütteten, und nur durch den Anblick meines Revolvers im Zaum gehalten wurden. Nun versammelten sich Alle vor dem Götzentempel und schickten eine Gesandtschaft an die Männer, die mich bedeuten sollten, ich müsse für den ihnen angethanen Schimpf Strafe erlegen. Ein solches Ansinnen wies ich aber entschieden zurück, indem ich Quengueza und Mbango gegenüber behauptete, daß mir als Fremden frei stehen müsse zu thun, was mir beliebe, und daß ihre Gesetze einen Weißen, der überdieß an ihre Götzen nicht glaube, unmöglich binden könnten. In der That, hätte ich für jede solche Uebertretung Strafe zahlen müssen, so wäre es wohl mit meinem Reisen bald zu Ende gewesen, da ich ihre Gesetze aus Unkenntniß nur zu oft verletzte und mich darauf beschränken mußte, mich für unverantwortlich zu erklären.

Indessen waren die Frauen keineswegs geneigt, die ihnen widerfahrene vermeintliche Beleidigung auf sich beruhen zu lassen und drohten, nicht nur an mir, sondern an

allen Männern des Orts Rache zu nehmen. Da ich mich nun entschieden weigerte, irgend einer Strafe mich zu unterwerfen, so entschloß sich endlich zu meiner großen Verwunderung Mbango und seine männlichen Unterthanen selbst den wüthenden Weibern das Sühnopfer zu bringen, welches sie von mir verlangten. Demnach händigte Mbango den erzürnten Frauen zehn Ellen einheimisches Zeug und die von den Männern herbeigebrachten Gaben, bestehend in Schüsseln, Messern, Kannen, Perlen, Matten u. dergl. aus, indem er ihnen sagte, daß ich sein und seiner Männer Gast sei und sie von ihm nicht verlangen könnten, irgend eine Verletzung des Gastrechts zu dulden. Hiermit beruhigten sich nun die Weiber und der Frieden war wieder hergestellt. Uebrigens blieb meine Neugierde unbefriedigt, da es mir nicht gelingen wollte, irgend etwas näheres über die Geheimnisse dieses Gottesdienstes in Erfahrung zu bringen und ich habe Grund zu vermuthen, daß ihre eigenen Vorstellungen von demselben ganz unklare sind. Sie wissen nur so viel, daß der Götze die Frauen gegen Angriffe von Männern feindlicher Stämme schützt, ihnen widerfahrene Unbilden rächt und sie seiner besondern Fürsorge würdigt.

Am 6. Juni besuchte ich das etwa zwei Meilen östlich von Mbango's Residenz gelegene Dorf Igumba's, des schon erwähnten Ashira-Häuptlings. Da die Einwohner des

Dorfes ausgezogen waren um Ebenholz zu schneiden, welches man Quengueza zu bringen beabsichtigte, so folgte ich ihnen nach ihrem Lager, welches sie in einer romantisch gelegenen Waldlichtung neben einer Anhöhe, nicht weit von den Fällen, welche der dem Ofugu zuströmende Gebirgsbach Niama Bembai bildet, errichtet hatten. Da ich einen Theil der Bewohner mit der Zurüstung zu einer auf den morgenden Tag bestimmten Gorillajagd beschäftigt fand, so entschloß ich mich sofort daran Theil zu nehmen und die aufgehende Sonne fand uns am andern Morgen bereits unterwegs. Wir begaben uns nach einem finstern Thale, in welchem wir, wie mir Gambo, Igumba's Sohn, mitgetheilt hatte, unser Wild finden würden. Der Gorilla wählt sich zum Wohnsitz die dunkelsten Wälder und nur wenn er Bananen, Zuckerrohr oder Ananas aufsucht, trifft man ihn zuweilen an den Rändern der Waldlichtungen.

Unsere nicht sehr zahlreiche Gesellschaft trennte sich, wie gewöhnlich, um den Wald nach verschiedenen Richtungen zu durchstreifen. Ich blieb mit Gambo zusammen, und kaum waren wir eine Stunde gegangen, als wir zwei rasch aufeinanderfolgende Schüsse hörten. Schon gaben wir uns der Hoffnung hin einen erlegten Gorilla zu finden, als der Wald von einem furchtbaren Gebrüll widerhallte. Voll Schrecken ergriff mich Gambo beim Arm, und wir

eilten gemeinschaftlich dem Orte zu, von welchem das Gebrüll ertönte. Noch waren wir nicht weit gegangen, als wir unsere schlimmsten Befürchtungen verwirklicht sahen. Da lag der brave Bursche, der allein gegangen war, auf der Erde in einer Lache seines eigenen Bluts, so daß ich ihn anfänglich für todt hielt. Die Eingeweide hingen aus dem aufgeschlitzten Bauch und neben ihm seine Flinte mit zerbrochenem und verbogenem Lauf, an welchem man noch deutlich die Spuren der Zähne des Gorilla sehen konnte.

Wir hoben ihn auf und ich verband seine Wunden so gut es ging mit Lappen, die ich von meinen Kleidern riß. Nachdem ich ihm etwas Branntwein zu trinken gegeben hatte, kam er zu sich, und konnte, wiewohl sehr schwierig, sprechen. Er erzählte, wie der Gorilla, ein sehr großes und wildes Männchen, plötzlich im Gebüsch vor ihm gestanden habe, ohne irgend einen Versuch zur Flucht zu machen. Da der Wald sehr dicht und ziemlich finster gewesen sei, so habe er nicht gehörig zielen können, und die Kugel habe das Thier nur an der Seite leicht verwundet. Unter Trommeln auf seine Brust sei nun die Bestie in höchster Wuth auf ihn zugestürzt. Obgleich er in schleunigster Flucht die einzig mögliche Rettung gesucht habe, so sei er doch gestrauchelt und zum Fall gekommen. Rasch habe er zwar sein Gewehr wieder ge-

laden, aber eben im Begriff wieder aufzustehn, um zu feuern, hätte es ihm der Gorilla aus den Händen geschlagen, wobei der Schuß sich entzündete. Augenblicklich habe ihm unter furchtbarem Gebrüll das Thier mit seiner offenen Tatze durch einen so furchtbaren Hieb den Bauch aufgeschlitzt, daß ihm die Eingeweide blosgelegt wurden. Als er so blutend zu Boden gesunken, hätte das Ungeheuer die Flinte erfaßt, und schon habe er gemeint, es würde ihm damit den Schädel einschlagen, aber die ganze Wuth des Gorilla hätte sich jetzt auf die Flinte, die er als seinen Feind ansah, gewendet, und in dieser Wuth hätte er den Schaft und Lauf zwischen seinen kräftigen Kinnbacken zerbissen.

Als wir hinzu kamen, war der Gorilla entflohen, denn das ist ihre Gewohnheit, daß sie angegriffen ein bis zwei Hiebe versetzen, dann die Opfer ihrer Wuth auf dem Boden liegen lassen und sich in den dichten Wald zurückziehen.

Eiligst suchten wir nun unsere Gefährten auf und trugen unsern armen Burschen nach dem Lager, wo unsere Ankunft große Aufregung und Sorge hervorrief. Man bat mich, ihm Arznei zu geben; leider hatte ich mich aber für diesen Unglücksfall nicht vorgesehen. Ich sah, daß seine Tage gezählt waren, und konnte nichts thun, als ihm von

Zeit zu Zeit durch etwas Branntwein oder Wein einige Linderung zu verschaffen. Statt ihm Ruhe zu gönnen, die er so nöthig bedurfte, ward er fortwährend von seiner Umgebung veranlaßt, sein Abentheuer immer von Neuem wieder zu erzählen, und Alle waren einstimmig der Ansicht, es müsse dies kein wirklicher Gorilla, sondern ein in einen Gorilla verwandelter verruchter Mensch gewesen sein, nur ein solcher wär unverwundbar, und auch der tapferste Jäger würde Nichts gegen ihn auszurichten vermögen. Dieser Glaube an eine Seelenwanderung, auf den sie in solchem Falle jedesmal zurückkommen, ist es, wie ich glaube, vornehmlich, was auf ihre Jäger einen so entmuthigenden Einfluß ausübt. Die Jäger sind in diesen Negerdörfern die geachtetsten Personen, ein tapferer und glücklicher Jäger wird von Allen, besonders von den Frauen, geliebt und geachtet, und genießt verschiedene Vorrechte, und seine glücklichste Zeit ist, wenn es ihm gelungen, einen Elephanten oder einen Gorilla zu erlegen, und hierdurch das Dorf mit Nahrungsmitteln zu versehen.

Der arme Bursche, welchen der Gorilla verwundet hatte, starb am 9., und am 10. brachten meine Leute einen großen männlichen Gorilla, den sie geschossen, ein, wahrscheinlich denselben, welcher den Tod des armen Burschen verschuldet hatte, da männliche Gorilla nicht allzuhäufig

gefunden werden. Die Jäger brachten jedoch zu meinem großen Verdruß von ihm nur den kleinern Rest in das Lager von der Jagd zurück. Da sie oft gesehen hatten, wie ich Gorilla und andere Thiere abgehäutet hatte, meinten sie, sie könnten das statt meiner thun, und hatten aus Begier nach dem Fleische so gut als möglich die Haut abgezogen, wußten freilich nicht, welchen Werth ich auf die Knochen lege, und hatten um Zeit und Mühe zu ersparen, die Knochen des Schenkels und des Beckens zerbrochen. Auf diese Art ging mir ein schönes Exemplar verloren, oder blieb wenigstens unvollständig.

Bis zum 1. Juli durchzog ich mit meinen Leuten die ganze Gegend zwischen Mbango's Dorf und dem Rembo nach allen Richtungen. Da der Reichthum an Wild eben nicht sehr groß war, litten wir zuweilen Mangel, namentlich ich, der ich das Fleisch des Elephanten oder Krokodils nicht genießen kann, obgleich ich einmal eine ganze Woche nur davon leben mußte. Die Neger räuchern das Elephantenfleisch, wodurch es aber noch zäher wird, so daß wir es zuweilen zwei Tage lang kochen mußten, ehe es sich nur kauen ließ. Es schmeckt grob und ranzig und hat durchaus nicht den schönen Geschmack des Nilpferdfleisches. Aber Krokodilfleisch, obgleich wirklich sehr weiß und zart, kann mich nur großer Hunger zu essen zwingen, da ich meinen Abscheu

gegen dasselbe nie zu bezwingen vermochte, — jedoch Noth kennt kein Gebot.

In diesen höher gelegenen Gegenden giebt es wenig Moskitos, statt deren jedoch mehrere Arten außerordentlich lästiger Insekten. So ist der Iguguai eine kleine kaum merkliche Mücke, die am Morgen bis zehn Uhr in großer Menge erscheint, dann verschwindet, bis sie von vier Uhr an bis Sonnenuntergang ihre Arbeit wieder fortsetzt. Diese kleinen Fliegen sind wahre Blutsauger, welche langsam und unmerklich herbeifliegen und sich erst durch das schmerzhafte Jucken bemerklich machen, welches ihr Biß hinterläßt. So klein sie sind, so dringt doch ihr Stachel durch die von Arbeit und Sonnenhitze abgehärtete Haut der Neger.

Ein anderes Insekt ist der Ibolai, noch einmal so groß, als unsere gewöhnliche Hausfliege. Auch dieses Thier durchdringt mit seinem langen und starken Stachel die dickste Kleidung, welche nur irgend die Hitze eines afrikanischen Sommers gestattet. Oft sprang ich vor plötzlichem Schmerz auf, als wäre ich mit einer Nadel gestochen worden. So schmerzlich jedoch der Biß dieses Insekts ist, so währt der Schmerz doch nicht so lange, als der von einem andern derselben Größe, welches Nchuna genannt, und besonders an Flüssen vorkommt. Dieses Insekt fliegt so geräuschlos herbei, daß man es nicht bemerkt, und senkt

seinen Stachel so sanft ein, daß man voll Blut ist, ehe man nur einen Schmerz fühlt. Dann jedoch beginnt das Jucken, und währt mehrere Stunden und oft den ganzen Tag, und zwar in plötzlichen Absätzen in scharfen Stichen, gleich denen eines Scorpions.

Aber das gefährlichste von allen diesen Insekten ist der Eloway, ein Insekt, welches an den Flußufern in die vorhängenden Baumäste seine aus Thon geformten Nester, gleich den Wespen, aufhängt. Dieses Insekt ist ein wahres Ungeheuer, vor welchem die Neger wie vor keinem andern Thiere fliehen. Es ist nicht groß, einer Biene sehr ähnlich, doch der Leib im Verhältniß länger. Ihre Nester von Thon sind künstlich in mehrere besondere Zellen getheilt und so fest, daß in einiger Entfernung selbst eine Flintenkugel nicht durchzudringen vermag. Werden sie in dem Neste gestört, so kommen sie in großen Schwärmen aus ihren Zellen hervor und greifen den Störenfried mit einer fast fanatischen Wuth an. Ich war mehrmals Zeuge, wie ein Kahn, der auf dem Rembo ruderte, und zufällig an einen Baum anstieß, auf dem ein solches Nest sich befand, von ihnen überfallen wurde. Plötzlich stürzten die kleinen Wüthriche über die Ruhestörer her, denen keine andere Rettung übrig blieb, als sofort unter das Wasser zu tauchen; dennoch bemerkte ich, daß,

wenn sich einmal eines dieser kleinen Insekten auf einen Menschen gesetzt hatte, es diesem selbst unterm Wasser nicht losließ, sondern an seiner Beute fest hängen blieb. Ich selbst habe in solchen Fällen mich stets mit Decken zugedeckt und still gelegen, bis sie sich zurückzogen. Zum Glück verfolgen sie ihren Feind nicht weit, und ist er ihnen aus dem Gesicht, so kehren sie ruhig nach ihren Nestern zurück. Ihr Biß ist außerordentlich schmerzhaft und das scharfe Gift, welches sie in der Wunde zurücklassen, peinigt oft zwei bis drei Tage, ja es scheint zuweilen neue Kraft zu gewinnen. Die Eingebornen fürchten diese Eloway gar sehr und sind sie zufällig auf eines ihrer Nester gestoßen, so eilen sie, davon zu kommen. Freilich sind sie in ihrem nackten Zustande den Angriffen derselben noch mehr ausgesetzt, da wie gesagt, das rasche Untertauchen im Wasser ihnen keinen sichern Schutz gewährt.

Zu den lästigen Insekten gehören auch die mancherlei Gattungen von Ameisen, die ich in den Wäldern Afrikas getroffen habe. Von den Bashikuay habe ich schon gesprochen. Ihnen zunächst stehen die Nchellelay oder weißen Ameisen, die zwar Menschen und Thiere nicht angreifen, wohl aber Pflanzen und altes Holz, und besonders den Zeugen und dem Papier verderblich werden. Sie scheinen eine große Scheu vor dem Tageslichte zu haben und richten

ihr Unheil daher am liebsten im Finstern an, hierbei mehr durch den Geruch als das Gesicht geleitet. Bekanntlich bauen sie ihre pilzartigen Nester aus Thon, den sie mit ihrem Speichel anfeuchten und große Festigkeit zu geben wissen. Der Zerstörungswuth dieser Insekten ist schwer auszuweichen und Kleider und Bücher sind vor ihnen kaum zu schützen. Zum Glück haben sie viele Feinde, unter denen die Bashikuay ihre erbittertsten sind. Uebrigens sind diese Ameisen nicht eigentlich weiß, vielmehr strohgelb und geben, besonders zerquetscht, einen starken Geruch von sich. Außer diesen giebt es noch eine kleine Ameise, nicht minder verderblich, — eine schwarze Ameise, die in Wäldern, besonders in wurmstichigen Bäumen lebt. Sie zieht nicht in Schwärmen, sondern einzeln aus, und greift den Menschen nur an, wenn sie gestört wird. Außer diesen will ich nur noch die rothe Blattameise, die gemeine schwarze Sandameise, die nestbauende Ameise und die große rothe Ameise kurz anführen.

An Schlangen ist gleichfalls in dieser Gegend ein großer Ueberfluß. Nur wenige sind unschädlich; die größeren Gattungen greifen selbst die stärksten Thiere an und verschlingen sie; die kleinern haben dagegen Giftzähne. Merkwürdig ist, daß die Neger noch kein Gegengift für den Schlangenbiß kennen, doch ist auch im Allgemeinen die Gefahr von

einer Schlange gebissen zu werden, nicht allzugroß, da, wie ich bemerkt habe, sie Menschen so leicht nicht angreifen.

Die kleinern Schlangen nähren sich von Vögeln, Ratten und Eichhörnern, die sie, wie ich mich häufig überzeugt habe, durch ihren Blick fesseln können. Man hat dies oft bezweifelt, allein ich selbst habe gesehen, wie eine schwarze über vier Fuß lange Schlange vor einem Eichhörnchen stand, welches auf einem untern Baumaste zitternd und ängstlich schreiend saß, als wäre es an den Ast gefesselt. Anfänglich sah ich nur das geängstete Thier, bald aber auch dessen Feind, der mit seinen Augen sein Opfer anstierte. Dieses kam, statt zu entfliehen, immer näher, bis es von der Schlange erfaßt und von ihr verschlungen ward. Dergleichen Fälle habe ich noch mehrere an Vögeln und Eichhörnchen beobachtet.

So gefährlich auch die Schlangen sind, so gereichen sie doch andrerseits dem Lande zum großen Segen, denn sie vertilgen die Unzahl von Ratten und Mäusen und andern kleinen Thieren, welche den Vorräthen oft so großen Schaden zufügen. Dabei sind sie friedlicher Natur und greifen, wie gesagt, Menschen nur an, wenn sie selbst angegriffen werden.

Ich jagte einmal mit Gambo eine Woche lang nach

einem andern Gorilla, welchen die Eingebornen in einem Walde zwei Meilen nach Osten gesehen haben wollten. Endlich trafen wir die Spuren desselben und erblickten, diesen folgend, in einer finstern Waldschlucht die Thiere, ein Männchen und ein Weibchen. Das letztere stieß einen Schrei aus und entfloh rasch in den Wald. Das Männchen aber hingegen erhob sich langsam auf seinen Schenkeln und starrte uns an, indem es ein Wuthbrüllen über unser offenbar unzeitiges Eindringen ausstieß. Außer mir und Gambo war noch ein junger Ashira bei uns, welcher aber vor Schreck auf den Rücken fiel, indeß wir neben einanderstehend die Annäherung des scheußlichen Ungeheuers erwarteten. Seine Züge voll Wuth, seine tückischen grauen Augen, sein furchtbares Zucken der Gesichtsmuskeln malte mir ganz das Bild vor, unter welchem wir Christen uns den Teufel vorzustellen pflegen. Schritt für Schritt kam er uns näher unter Absätzen, in denen er mit den Fäusten auf seine große Brust schlug, was einen Ton erzeugte, wie von einer großen Baßtrommel. Hierauf stieß er ein Gebrüll aus, das im Walde gleich einem rollenden Donner widerhallte. So standen wir mindestens drei Minuten lang mit dem Gewehre in der Hand, bis uns die Bestie zu sicherm Schuß nahe genug war. Unwillkührlich mußte ich mich des Mißgeschickes meines armen Jägers vor mehreren Tagen erinnern,

und malte mir dessen Schrecken aus, wie der arme Bursche ohne Gewehr seinem erbarmungslosen Feinde gegenüber gestanden hatte, der nicht mit einem raschen Sprunge, wie ein Leopard, sondern mit einem bedächtigen Rachehieb auf ihn zu kam. Als der Gorilla noch etwa sechs Schritt von uns entfernt war und sich eben zu neuem Gebrüll und Trommeln auf die Brust anschickte, da kam ihm unsere Begrüßung mit dem Gewehr zuvor; er taumelte und stürzte todt auf sein Gesicht zu unsern Füßen.

Dies war der größte Gorilla, den sowohl ich, als Gambo, wiewohl ein erfahrener Jäger, je gesehen hatten, fünf Fuß neun Zoll hoch und mit ausgebreiteteten Armen neun Fuß messend. Die große Zehe allein hatte sechs Zoll im Umfang. Die ungeheure Ausbildung der Muskeln zeigte, welche Kraft ein Hieb mit solcher Hand, von einem solchen Arme bewegt, ausüben konnte.

Am 13. Juli reisten wir zurück nach der Residenz Obindji's. Als wir den Ofugu hinabfuhren, sahen wir kurz vor uns auf dem Flusse einen Kahn der Bakalai, aus welchem die Ruderer plötzlich heraussprangen. Sie hatten wie mir die Leute sagten, ein Elowayneſt gestört. Sogleich wurde unser Kahn eine Viertel Meile stromauf zurückgeführt und warteten wir eine Stunde, ehe es die Mannschaft wagte, an der gefürchteten Stelle vorüber zu

fahren, so groß ist die Furcht vor diesem kleinen rachsüchtigen Insekt.

Seit meiner letzten Reise war der Rembo sehr gefallen, doch blieb er zur Schiffahrt noch tief genug. Die Menge Wasservögel und Wader, welche mit der trocknen Jahreszeit ankommen, gaben dem Flusse ein sehr belebtes Ansehen. Der weiße Sand, welcher an den Ufern lagert, ist schön glänzend, und mit dem frischen Grün der schön bewaldeten Ufer bietet der Fluß dem Reisenden eine reizende Scene. Noch ist das Wasser des Stroms gelb, obgleich schon viel heller, als im vorigen Monat.

Diese Gegend Afrika's bietet dem unternehmenden Naturforscher ein reiches Feld für seine Studien, indem das Aequatorial Afrika seine ganz eigenthümliche Fauna hat. Der Löwe, welcher in Nord- und Südafrika so heimisch ist, findet sich hier eben so wenig, als das Zebra, die Giraffe, der Gnu, das Nashorn, der Strauß, eben so wenig zahmes Rindvieh, noch Pferde und Esel. Die einzigen Hausthiere sind Ziegen, Hühner und eine Schafart. Daß sich der hier heimische Büffel (Bos brachicheros) werde zähmen lassen, bezweifle ich, auch findet er sich am Rembo nicht in solchen Heerden, wie auf den Wiesen am Cap Lopez. Dafür sah ich hier mehrere Arten von Gazellen und eine zierliche, bis jetzt unbekannte Antilopenart,

vielleicht das schönste Thier Afrika's. Die Bongo-Antilope (Trogelaphus albo virgatus) ist von orangengelber Farbe mit weißen Strichen über den Leib, hierin dem Zebra ähnlich. Sie ist etwas schwerer gebaut, als die übrigen Antilopen, doch in ihren Bewegungen sehr schnell und zierlich.

Unter den hier heimischen Raubthieren nimmt der Leopard die hervorragendste Stelle ein, ein großes majestätisch gebautes Thier, von dem ich mehrere über fünf Fuß lang erlegt habe. Außerdem ist die Hyäne den Ziegenheerden oft sehr gefährlich, so wie mehrere Arten von Tigerkatzen, unter denen die Genetta Aubryana und Fieldiana die schönsten der bis jetzt bekannten sind. Das Krokodil findet sich in den Sümpfen und Lagunen an den Ufern des Rembo, und der Iguana in den Wäldern, während in diesen ein Dutzend neuer Arten von Affen, sowie mehrere Ratten, die größte 15 Zoll lang, leben. Die meisten dieser Thiere sind dieser Gegend eigenthümlich, und in Norden und Süden unbekannt.

Unter den Vögeln ist mir der Nchalitoguay, wie ihn die Neger nennen, der merkwürdigste gewesen. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem asiatischen Paradiesvogel (Muscipeta paradisi). Sein Rücken und Schwanz sind milchweiß, sein gehaubter Kopf und Brust schwarzgrünlich und

der Unterleib aschgrau. Die weißen Federn auf dem Rücken scheinen gleichsam einen Mantel über ihn zu bilden. Der kleine Vogel ist nach mir Muscipeta du Chaillu genannt worden.

Jedoch war es hohe Zeit mich zur Rückkehr nach Biagano zu rüsten, da ich häufiger als sonst von Fieberanfällen heimgesucht wurde, die mir den Mangel an Chinin, das einzige wirksame Heilmittel, welches mir aber leider durch allzuhäufigen Gebrauch ausgegangen war, um so fühlbarer machten. Dabei war ich arm und abgerissen und sah in der That kaum besser und civilisirter aus, als meine schwarzen Freunde. An Nahrung war Mangel, und obgleich meine Freunde und Mitjäger Querlauen, Obindji und die Uebrigen mit mir theilten, was sie irgend zu erlegen vermochten, so fühlte ich doch, daß ich sie dadurch selbst beraubte und waren auch die gebotenen Speisen nicht der Art, wie sie mir zusagten. Meine reichen Vorräthe an Handelsgütern waren sämmtlich ausgetheilt, so daß ich jeden Gedanken an eine weitere Reise ins Innere wohl unterdrücken mußte, da außerdem ich sehr wohl fühlte, wie sehr mein Körper nach Ertragung so vieler Strapatzen, Märschen und Entbehrungen einer langen und gänzlichen Erholung und Stärkung bedurfte. Daher eröffnete ich Quengueza, die Nothwendigkeit unserer

beschleunigten Rückkehr. Obindji war sehr betrübt, ja ich glaube, daß er, so wie viele der übrigen, besonders Querlauen und seine Jagdgenossen eine warme Zuneigung zu mir gefaßt hatten. Ihren ärmlichen Vorrath theilten sie mit mir ohne nur an eine Erwiderung zu erinnern, und waren stets bemüht mir den Aufenthalt unter ihnen so angenehm und bequem als möglich zu machen, gerade jetzt, wo sie sahen, daß meine Güter geschwunden waren. Auch ich muß gestehn, daß ich ein Land lieb gewonnen hatte, welches mir durch Entdeckung so manches neuen und fremden Thieres so theuer geworden war. Sah ich auf meine kostbaren Sammlungen, so war alles Bittre des Lebens vergessen, und schon der Gedanke an den Gorilla ließ mich gleichsam das Fieber abschütteln. Ich brauche nicht zu sagen, daß die treue Ergebenheit dieser armen Leute mich tief rührte. Sie hatten mich wie ihren Bruder aufgenommen, und ich hätte ein Thor sein müssen, wenn ich ihre Liebe nicht herzlich erwidert hätte.

Mein kleiner Makondai, welcher sich die ganze Zeit hindurch so brav aufgeführt hatte, war hoch erfreut, als er meine Zurüstung zur Rückkehr nach der Seeküste sah, und auch Quengueza war des Buschlebens, wie er es nannte, müde. Er war Willens, mich nach Biagano zu begleiten, wo ich hoffte Gelegenheit zu finden ihm alle seine Liebe

und Treue, die er mir bewiesen, wiedervergelten zu können. Er hatte sich in jeder Hinsicht Königlich gegen mich bewiesen. Jedes Huhn, jede Ziege, die er zum Geschenk erhielt, gab er mir, wogegen ich für ihn jagte. Wir aßen jetzt zusammen an einem Tische, den ich zugerichtet hatte, und den ich wo möglich mit einem weißen Tuche überdeckte, da es mir daran lag, diesem Volke den Unterschied zwischen dem civilisirten und wilden Leben zu zeigen, wozu die täglichen Vorkommnisse die schicklichste Veranlassung boten, indem diese rohen Völker gleich kleinen Kindern auf solche Kleinigkeiten am meisten achten.

Ich hatte in diesen Tagen noch ein Beispiel von dem sonderbaren Aberglauben dieses Volkes. Einer der Jäger hatte einen wilden Stier geschossen, und der gute Bursche sandte mir einen reichlichen Antheil von der Mahlzeit zu. Das Fleisch ist zwar zähe doch war mir es zur Abwechslung sehr willkommen. Ein großes Stück war zum Mittagsmahl zugerichtet, und ich hoffte, daß grade Quengueza recht reichlich zulangen würde. Wie groß war daher mein Erstaunen, als er zur Tafel kommend, beim Anblick desselben sich weigerte es nur anzurühren.

Warum? frug ich.

Das ist für mich Rundah, antwortete er, und dann erklärte er mir, daß das Fleisch des wilden Büffels in seiner

Familie verpönt (Rundah) und ein Gegenstand des Abscheus sei, weil vor vielen Jahren eines ihrer Weiber statt eines Kindes ein Kalb geboren habe.

Ich lachte darüber, aber der König antwortete ganz ernsthaft, er könne mir noch eine Familie bezeichnen, in welcher das Krokodil Rundah sei, da eine Eltermutter derselben einst ein Krokodil geboren habe.

Nicht einmal von dem Pökelfleisch noch dem Schweinefleisch wollte Quengueza etwas berühren aus Furcht, es könnte mit dem Büffelfleisch in Berührung gekommen sein. In solchen Stücken sind sie wirklich Alle sehr gewissenhaft, und ich fand bei spätern Nachfragen, daß kaum eine Person unter ihnen sich fand, für den nicht irgend eine Speise Rundah sei, ja, sogar eher ertragen sie zu Gunsten dieses Vorurtheils den größten Hunger, in der festen Ueberzeugung, daß wenn einer aus der Familie eine so verpönte Speise berühre, die Weiber derselben Fehlgeburten von der Gestalt des Thieres, welches Rundah sei, gebären, oder an einer schrecklichen Krankheit sterben würden.

Nach einer kurzen Fahrt zogen wir triumphirend in Gumbi ein, wo ich mich noch zwei Tage aufhielt, um mich für die Weiterreise zu rüsten und von meinen dortigen schwarzen Freunden Abschied zu nehmen.

Die Reise von Gumbi nach Biagano glich einem

Triumphzug. Quengueza begleitete mich, um dem König Ranpano zu zeigen, daß er mich glücklich zurück bringe, und wer nur in Gumbi ein Boot besaß, folgte uns unter dem lauten Schall von Tamtams und dem Abfeuern von Gewehren der Zurückbleibenden.

Endlich am 15. August langten wir in Biagano an. Die ganze Bevölkerung kam uns in feierlichem Zug entgegen, an ihrer Spitze Ranpano und der alte Rinkimongami, den ich mit der Verwaltung meines Hauses betraut hatte. Ich fand Alles im besten Zustande, wie ich es verlassen, und drückte dem alten Manne meine Zufriedenheit aus. Mit Stolz sagte er: „Nun zeige mir einmal, was wir dir gestohlen haben," und Ranpano setzte hinzu, „ach, wie könnten wir unsern weißen Mann bestehlen!"

Nun aber kam die Zeit, in der ich für mein langes Herumschweifen büßen sollte. Es ist schon bei den Eingebornen des Binnenlandes eine gewöhnliche Erscheinung, daß sie, an der Küste angekommen, in Folge der veränderten Temperatur der Luft, vom Fieber gepackt werden, und umsomehr hatte ich als Fremdling zu gleichen Befürchtungen Grund, die leider sich nur zu bald bewahrheiteten. Von Tag zu Tag wurden die Fieberanfälle heftiger und bei dem Mangel jeglicher Arznei und der für einen solchen Kranken nöthigen Bequemlichkeit, ward ich endlich gänzlich

auf's Krankenlager geworfen. Zum Glück erschien eines Tages ein Schiff auf der See; einige meiner Leute schifften nach demselben mit einem Briefe von mir an den Capitain, der auf dem Wege nach dem Gaboon war. Er war erbötig, mich aufzunehmen, und ich ward auf das Schiff gebracht, um auf demselben nach Baraka, an der Mündung des Gaboon, zu gehn. Daselbst erholte ich mich unter der freundlichen liebevollen Fürsorge der Missionaire so schnell, daß sich bald wieder meine Gedanken mit Reiseplänen trugen, deren Ziel das tiefere Innere des Landes und dessen Erforschung war.

Der verderbliche Einfluß, welchen das Seeklima dieses äquatorialen Afrika's auf mich wie auf Andere äußerte, veranlaßt mich zu einigen Worten über dasselbe.

Die Westküste Afrika's hat zwei Jahreszeiten, eine Regenzeit und eine trockne. Zeit und Dauer beider sind von dem Gange der Sonne abhängig. Sobald diese ihre Mittagshöhe im Zenith erreicht, so tritt die Regenzeit ein. Wenn daher die Regenzeit am Senegal in ihrer Höhe ist, so ist unter dem Aequator trockne Zeit. Doch ist die Beschaffenheit der Gegend in gewisser Hinsicht von ziemlich großen Einfluß auf die Dauer der Regenzeit, denn in einer weiten offenen Gegend oder in einer sandigen Wüste wird es weniger und minder anhaltend regnen, als in

einem bewaldeten Landstriche oder Gebirge, in denen der Niederfall am bedeutendsten ist; ebenso regnet es im Innern des Landes reichlicher und beträchtlich länger, als unter derselben Breite an der Seeküste. Der tropische Regen beginnt im Binnenlande auf den Bergen und rückt allmälig der Küste näher, während andererseits die trockne Jahreszeit den umgekehrten Verlauf nimmt, zuerst an der Küste erscheint, nach dem Innern fortschreitend, so daß unter derselben Breite und in einer Entfernung von kaum 30 Meilen der Eintritt der Jahreszeiten um etwa einen Monat differirt.

In der Nähe und zu beiden Seiten des Aequators währt die Regenzeit am längsten, und je mehr man sich den Wendekreisen nähert, desto mehr verkürzt sie sich und desto länger ist die trockne Jahreszeit. Am Aequator beginnt die Regenzeit um die Mitte oder gegen Ende des September, und währt bisweilen bis zum Schluß des Mai, doch leidet sie auf sechs Wochen vom Ende des Decembers bis Anfang Februar eine kleine Unterbrechung, welche man „die kleine trockne Jahreszeit“ nennt, in welcher nämlich die Sonne dem südlichen Wendekreis am nächsten kommt.

In der Regenzeit, welche der kleinen trocknen Jahreszeit vorhergeht, fällt der Regen minder stark, als in der nachfolgenden, und in den Monaten Februar, März und

April treten häufig Tornado's ein, welche mit außerordentlicher Kraft wüthen. Die Ströme schwellen an, treten aus ihren Ufern und überströmen das flache Land. Die Gräser, Pflanzen und Wälder schießen üppig hervor, und wenn sich das Wasser zurückzieht, so hinterläßt es einen Niederschlag von fruchtbarem Schlamm, welcher zwar das Land bereichert, aber Fieber und andere Krankheiten in seinem Gefolge hat.

Während dieser Zeit ist an der Küste der Südwestwind der vorherrschende, und das Thermometer erreicht den höchsten Stand, so daß die größte Hitze in die Monate December bis Mitte April fällt, doch übersteigt an der Küste das Thermometer selten 26 Gr. Gegen den Schluß der Regenzeit wird es allmälig kühler und der Wind wendet sich nach und nach von Südwest nach Süd.

Die trockne Jahreszeit ist die kühlste in diesem Theile Afrika's und sinkt das Thermometer zuweilen bis 10 Gr., besonders am Morgen, wo dann die Neger von der Kälte oft viel zu leiden haben. Statt der Land- und Seewinde, welche sonst an der Küste wechseln, bleibt der Nordwind der beständige, welcher besonders am Nachmittag und Abend heftig weht. Dies ist in Afrika auch für die Neger die ungesunde Zeit, in welcher sie viel von Fiebern heimgesucht werden, selbst für den Weißen ist die Regenzeit die gesün-

dere. Die trocknete Jahreszeit ist für den Neger, was für uns der Sommer ist, in ihr unternehmen sie ihre Reisen und ihre Handelszüge nach dem Innern des Landes. Dann stehen ihre Dörfer verlassen, jeder geht aus nach seinen Pflanzungen; das trockene Gebüsch wird abgebrannt, Bäume werden gefällt und der Boden für den Ackerbau zugerichtet. Dann auch gehen sie aus, das Elfenbein zu suchen, welches sie nicht selten auf den trockenen Bodenstrecken finden, die noch vor Kurzem von den Lagunen bedeckt waren.

Ich hatte nun mehrere Monate unter den Bakalai, dem weitverbreitesten und für die einstige Kultur Afrika's wohl wichtigstem Stamme zugebracht, und Ansiedlungen derselben zerstreut gefunden vom Muni im Norden bis zum Fernand-Vaz im Süden, und von der Seeküste bis zu den Wohnungen der Apingi im Osten, die jedoch noch auf östlicher gelegene Wohnsitze der Bakalai hindeuteten.

Am Rembo bewohnen sie auch das Innenland und ist ihnen die Schifffahrt gänzlich fremd, während sie nördlicher um den Gaboon vorzügliche Seefahrer sind; überall aber sind sie große Jäger und Handelsleute und verrätherische Krieger. Ein eigenthümlicher Zug dieses Volkes ist ihre Neigung zu Wanderungen. Nie bleiben sie lange an einer Stelle; kaum ist ein Dorf erbaut und noch haben

die Pflanzungen oft nicht die erste Ernte geliefert, so finden sie sich schon zum Weiterziehen veranlaßt. Dann lassen sie Alles im Stich, packen ihren geringen Hausrath zusammen und wandern oft in große Fernen, um mühsam eine neue Niederlassung anzulegen, die sie zuweilen nach einigen Monaten schon wieder verlassen. Nur am Gaboon und dessen Nebenflüssen, die sie als schlaue Handelsleute gänzlich ihrer Gewalt unterworfen haben, sind sie durch die für den Handel so günstige Lage gezwungen, in dessen Nähe zu bleiben, obgleich sie auch dort von einer Stelle zur andern ziehen, sei es auch nur um Viertel Meilen entfernt.

Zu diesem Wanderleben führt sie zuerst wohl ihre große Furcht vor dem Tode. Schon der Anblick eines todten Menschen erweckt ihre Furcht; selbst ein Kranker wird sogar, wenn ihm seine Freunde nicht schützen, aus dem Dorfe getrieben, um einsam im Walde zu sterben. Zu öftern Malen bin ich alten so vertriebenen Männern begegnet, und vergeblich war mein Bemühen Jemanden zu überreden, diesen Elenden ohne Freunde Schutz oder Pflege angedeihen zu lassen. Einst begegnete ich einem solchen alten Manne, arm und nackend, elend wie der Tod selbst, nach dem Dorfe schwankend. Als er mich sah, bat er mich um etwas Tabak als seinen ersehnsten Trost. „Wo gehst du hin?“ fragte ich ihn, „ich weiß es nicht.“ „Wo kommst

du her?" Er zeigte auf ein nahes Dorf. „Hast du dort keine Freunde?" „Niemand." „Bist du krank?" „Deswegen hat man mich fortgetrieben." „Was wirst du nun thun?" „Sterben" war seine wehmüthige Antwort.

Einige Frauen kamen herbei, um dem Unglücklichen Wasser und etwas Speise zu reichen, als sie jedoch in seinen Augen den Tod lasen, trieben sie ihn hartherzig fort. Betrübt zog er, in sein Schicksal ergeben, weiter. Einige Tage später ward sein Körper im Walde gefunden, wo der Tod sein Leiden geendet hatte.

Stirbt ein Mensch in einem Bakalaidorf, so erleidet die Beständigkeit dieser Kolonie einen heftigen Stoß, und folgt diesem in Kürze noch ein zweiter, so ist kein Haltens mehr, denn sie sind der festen Ueberzeugung, daß der Ort bezaubert sei. Ein Beschwörer wird herbei gerufen und mancher Arme, Elende wird verurtheilt, den Mbundu zu trinken. Wer irgend freundlos dasteht, wird angeklagt, unverzüglich verurtheilt und mit kaltem Blute hingemordet. Dann wird das Dorf abgebrochen und an einem entfernten Orte neue Anpflanzungen angelegt und eine neue Heimath gegründet.

Ein weiterer Grund ihrer unaufhörlichen Sorge und Befürchtung ist ihr gegenseitiges Mißtrauen und große Streitlust, die öfter zum Ausbruch eines Krieges zwischen

den einzelnen Stämmen führt und ist dann Keiner seines Lebens mehr sicher. Weder Männer noch Frauen dürfen es wagen, allein auszugehen, denn überall müssen sie ihren im Verborgenen lauernden Feind fürchten, der sogar bei Nacht bis ins Innere ihrer Dörfer dringt, und durch die Lücken der Rinde, mit der die Wände ihrer Häuser bekleidet ist, die darin Schlafenden erschießt, und je unedler der Angriff und je tückischer die Verrätherei ist, desto höher steigt sein Ruhm. Die Jäger fürchten sich zu jagen, die Weiber und Sklaven zu pflanzen, und die nothwendige Folge hiervon ist Hungersnoth und Elend, so daß oft ganze Bezirke durch den Bruderkampf entvölkert worden sind, und Alles vielleicht nur, weil ein Einzelner aus einem Dorfe in einem andern gestohlen und die Entschädigung verweigert hat.

Nur an den Ufern des Rembo haben unter ihnen die Kriege aufgehört, seit Quengueza, der der Herr der ganzen Gegend ist, bestimmt hatte, entstehende Streitigkeiten durch Schiedsgerichte zu schlichten, da seine Einsicht ihm wohl lehrte, wie verderblich solche Zerwürfnisse dem an und für sich so unbedeutenden, für ihn so wichtigen Handel sind.

Weiber und Sklaven sind das einzige Besitzthum des Bakalai, und seinen Wohlstand schätzt man nach der Anzahl seiner Weiber. Kaum hat er für sein Elfenbein oder

Ebenholz einige europäische Waaren erhandelt, so zieht er gleich aus, um eine Frau zu kaufen. Am liebsten heirathen sie ganz junge Mädchen, und sind diese noch Kinder, so bleiben sie bis zu ihrer Reife bei den Eltern.

Hat der Mann seine Wahl auf ein Mädchen gelenkt, so ruft er deren Eltern herbei, erklärt ihnen seine Wünsche und zahlt ihnen den geforderten Kaufpreis, nach dessen Erlegung ihm das arme Geschöpf überliefert wird. Je mehr diese nun Kinder gebärt, desto höher steigt die Liebe ihres Mannes und ihr Ansehn im Orte. Da die Bevölkerung fast überall eine sehr geringe ist, so wird jeder Neugeborne mit Freuden begrüßt, und da Mädchen so viel als Geld sind, so werden sie eben so geschätzt, wie Knaben, welche Jäger und Krieger liefern. Im Ganzen haben die Weiber der Bakalai nur wenig Kinder, und derjenigen, welche mit mehreren gesegnet ist, wird so manches Vorrecht eingeräumt, so daß diese denn oft wohl gar ihren ganzen Hausstand, besonders die Nebenfrauen tyrannisirt.

Die Pflichten des Weibes sind, für ihren Ehemann zu arbeiten, überhaupt ist sie sein Lastthier und seine erste Sklavin. Stirbt der Ehemann, so werden die Sklaven und Weiber unter seine nächsten Verwandten vertheilt, wobei die Brüder den Vorzug genießen, doch zuweilen selbst die Söhne die Erbschaft antreten. Sonderbar hierbei ist,

daß, wiewohl sie die Weiber ihrer Brüder und Väter zur Ehe nehmen, sie doch nicht leicht eine Frau aus demselben Stamme wählen.

Die Kleidung der Bakalai zeichnet sich wie die aller Neger durch große Einfachheit aus; können sie amerikanische oder europäische Zeuge erlangen, so ziehen sie dieselben allen andern vor, selbst wenn es auch nur noch schmutzige Lappen sind, so werden sie nicht mal gewaschen und sind für sie ein größerer Schmuck, als ein aus einheimischen Flachs gefertigter Mantel. Die Weiber sind ebenso eitel und putzsüchtig, wie alle andern Frauen; als Schmuck ziehen sie europäische Glasperlen allen andern Zierrathen von Kupfer oder Eisen vor, die sie um Knöchel- und Handgelenk tragen. Die rohe Matte, welche sie um die Mitte des Leibes legen, ist bei den Meisten nur von Gras geflochten, aber das schöne Zeug, welches man zuweilen von den Reichern des Stammes tragen sieht, wird nicht von ihnen, sondern, wie schon erwähnt, von den Ashira's gefertigt.

Außer der Jagd und dem Fischfange ist der Handel einer ihrer Hauptbeschäftigungen, den sie mit großen Erfolg betreiben, und werden einstens erst die Flüsse den Weißen geöffnet, so wird dieser Handelstrieb thätig dazu mitwirken, die reichen Hülfsquellen dieses Landes aufzuschließen. Ehe ich den Rembo hinauf fuhr, war das

Flußgebiet unter mehrere kleinere Häuptlinge vertheilt, welche ihr Handelsmonopol aufrecht erhielten, und die Küstenbewohner vom direkten Verkehr mit dem Oberlande ausschlossen. Nach manchen Mühen gelang es mir indeß, Quengueza zur Aufhebung dieses Monopols zu bewegen, indem ich ihm bewies, daß er der alleinige Herr des Handels sein würde, wenn die Küstenbewohner bis zu ihm ins Innere des Landes gelangen könnten, und so umgekehrt die Bewohner des Oberlandes nicht mehr, um Waaren einzuhandeln, nach der Küste zu reisen gezwungen wären, sonden ebenfalls zu ihm kommen würden.

Die Bakalai sind in der Regel die schlausten Kenner der menschlichen Natur, die ich angetroffen habe. Die Fähigkeit zu lügen gilt bei allen Stämmen als ein beneidenswerther Vorzug, und frechere Lügner, als diese Neger, kann man nirgends finden. Daher schenkt auch keiner den Worten des andern Glauben, sondern achtet nur auf dessen Miene, und in dieser Art von Beurtheilung des Mienenspiels zeichnen sich die Bakalai vor allen ihren Brüderstämmen aus. Ich war selbst dabei, wie Leute zu Obindji kamen und ihm lange Geschichten über irgend einen wichtigen Gegenstand erzählten. Der alte Häuptling hörte sie ernsthaft an, ohne ein Wort darauf zu erwidern, aber zu

mir kam er und sagte: „der Mann lügt.“ Ich selbst hatte die Erzählung des Mannes für völlig wahr und keineswegs für unwahrscheinlich gehalten, und frug ihn daher, woher er dies wisse. „Ich achtete auf seine Miene,“ war die Antwort. „Auf die Miene achten wir Bakalai, Worte sind für uns nichts, nur das Gesicht spricht.“

Unter den Krankheiten derselben ist nächst den Fiebern, von denen sie zu gewissen Jahreszeiten befallen werden, die hauptsächlichste eine Art von Aussatz, giftigen Geschwüren, welche an Armen und Schenkeln ausbrechen, und wenn sie die Knochen erreicht haben, den Tod herbeiführen. Die angegriffenen Theile des Patienten werden allmälig weiß, die Haut vertrocknet und bricht, die kranken Theile gerathen in Eiterung und die Extremitäten der Hände und Füße faulen, und fallen endlich ab, so daß der Körper oft schon todt und verwest erscheint, ehe noch der Geist entflohen ist. Die Aussätzigen, welche in manchen Gegenden häufiger vorkommen, werden in besonderen Häusern aufgenommen, doch scheint sich das Volk nicht sehr vor ihnen zu scheuen. Von einer Cur wissen die Neger nichts, wie denn überhaupt ihnen Gegenmittel für Krankheiten ganz unbekannt sind. Sie überlassen den Menschen seiner Natur. Stirbt er, so war er behext, und man hat nichts weiter zu thun, als den Beschwörer herbeizurufen, um den Zauber zu entdecken, den

Doktor nach dem Tode. Außer dieser sind sie noch mancher andern Krankheit, wie der sogenannten Elephantiasis oder dem arabischen Aussatz, Scrofeln u. s. w. unterworfen. Die meisten dieser Krankheiten sind jedoch nur Folgen unzureichender Nahrung und der Unreinlichkeit, in der sie leben.

Die Bakalai sind auch große Freunde von Musik. Das Tamtam ist das Haupt-Lärm-Instrument, das bei keinem Tanze und bei keiner Festlichkeit fehlen darf. Außerdem haben sie noch zwei Saiteninstrumente (Ombis), das eine einer Zither ähnlich mit vier Saiten, und ein anderes der Harfe ähnliches mit acht Saiten. Auf dem letzteren begleiten manche mit vieler Fertigkeit ihre Gesänge, die jedoch alle traurigen und eintönigen Charakters sind. Nicht selten hörte ich die Ombi in der Nacht spielen, während die Menge umher um das Feuer sitzend den besänftigenden Tönen derselben lauschte; das Tamtam dagegen regt ihre Gefühle auf und versetzt sie wahrhaft in Raserei. Beide Arten der Ombi sind aus dünnen Blättern einer resonirenden Holzart gefertigt, die zuweilen mit Schlangen-, Gazellen- oder Ziegenhaut überzogen ist, und die Saiten bestehen aus den langen, feinen Wurzelfasern eines Baumes, die zu diesem Zweck wohl geeignet sind.

Viertes Buch.

Reise nach dem Lande der Aſhira.



Erstes Kapitel.

Abermalige Reise nach Biagano und Gumbi. — Tod des Mpome. — Ein Trauerspiel. — Abreise von Gumbi. — Jagd auf Manga. — Ankunft bei Obindji. — Weiterreise.

Die Hoffnung, meine Gesundheit unter der Pflege der Missionaire wieder hergestellt zu sehen, ging in Erfüllung; damit erwachte jedoch von neuem in mir die Sehnsucht unbekannte Gegenden kennen zu lernen. Vor meiner Seele schwebte das ferne Land der Aſhira, von denen ich schon mannigfache Nachrichten gesammelt hatte. Daher fuhr ich mit der ersten sich darbietenden Gelegenheit nach der Mündung des Fernand Vaz zurück, an der ich noch meine Besitzung unter dem Schutze meines alten treuen Freundes Ranpano besaß. Dieser nahm mich mit derselben Liebe auf, hoffte aber, daß es ihm gelingen würde mich zu einem längern Aufenthalt bei ihm zu bewegen, und war daher sehr betrübt, als ich ihm meinen Entschluß, einen neuen Ausflug in's Innere

zu unternehmen, mittheilte. In Uebereinstimmung mit seinem Volke drang er in mich, nicht weiter zu gehen, und wandte alles Mögliche an, um mich von diesem Entschlusse abzubringen.

Es war in der That nur das Gefühl der Freundschaft, das ihn hierzu bewog. Er habe gehört, sagte er mir feierlich, die Völker des Innern beabsichtigten mich in ihre Gewalt zu bekommen und mich zu tödten, um aus meinem Haar einen Fetisch zu machen.

Ich erwiderte, daß ich davor keine Furcht hätte und Willens wäre, dem Gott, welcher mich schon einmal unversehrt zu ihm zurück geführt hätte, auch ferner zu vertrauen. Hierauf sagte er: „Wir lieben dich, du bist unser weißer Mann, der erste, welcher sich unter uns angesiedelt hat. Was du sagst, das thun wir, und was du schlecht und unrecht findst, thun wir nicht. Für dein Haus, deine Ziegen, Hühner, Papageien, Affen werden wir sorgen.“ Hierauf fiel das ganze Volk ein: „Ja wir lieben ihn, er ist unser weißer Mann!“

Der König aber sprach: „Ich weiß, daß die Schrift reden kann. Schreibe mir daher einen Brief, um, wenn du nicht zurückkommst, deinen Freunden beweisen zu können, daß wir es nicht waren, durch die du zu Schaden gekommen bist.“

Als ich aber trotz aller vielfachen Einwürfe gegen mein Vorhaben bei meinem Willen beharrte, gab mir Ranpano sechzehn Männer nach Gumbi mit, von wo dann Quengueza's Leute mich weiter führen würden. Der kleine Makondai, welcher schon auf der ersten Reise mein treuer Gefährte gewesen war, bat mich auch diesmal um die gleiche Erlaubniß, die ich ihm auch gern wieder gewährte, da er ein braver verständiger Bursche ist, der durch seine Dienstleistungen viel zu meiner Bequemlichkeit beitrug.

Leider konnte mich Quengueza, den ich bei Ranpano noch antraf, diesmal nicht begleiten, da er sich in Folge der Anstrengungen der frühern Reise noch zu schwach fühlte, aber er schickte seinen Bruder, welcher an seiner Stelle in Gumbi regierte, den Befehl, mir so viel Leute, als ich nöthig haben würde, mitzugeben und mir jeden möglichen Schutz zu gewähren; insbesondere machte er ihn auf den Aduma aufmerksam, als denjenigen Häuptling des Stammes, der am befähigsten sei, mich nach dem Lande der Ashira zu führen.

Nachdem dies geschehen, erfolgte nach afrikanischer Sitte die ceremoniöse Abschiedsscene. Quengueza's, Ranpano's und meine Leute traten zusammen vor dem alten König, der uns feierlich gut Heil wünschte, meine beiden Hände erfaßte und mit den Worten: „Reise glücklich, und kehr' gesund zurück," von mir schied.

Es ist jetzt October, die vollständige Regenzeit, und zum Reisen nicht grade die angenehmste, jedoch die gesündeste und übrigens blieb uns auch keine Wahl. Außer Lebensmitteln nahm ich noch etwas Wein und Branntwein mit für die nassen Nächte, und eine tüchtige Quantität Chinin, ohne welches man in Westafrika nie reisen sollte. Ich kenne wohl das Vorurtheil, welches man gegen dies Mittel hegt, allein ich habe binnen der letzten vier Jahre vierzehn Unzen zu mir genommen, ohne einen merklichen Nachtheil, wohl aber stets Heilung von dem Fieber zu erfahren.

Am 13. October kamen wir in Gumbi an, nachdem wir unterwegs zwei heftige Stürme mit Regen überstanden hatten. Das Volk frug nach seinem Könige, der sie gesund verlassen hatte und von ihm jetzt vergeblich erwartet wurde. Man bat mich, meinen guten alten Freund Mpomo zu besuchen, der jetzt krank darnieder lag. Man hatte die ganze Nacht vorher um sein Krankenlager herum getrommelt, um den Teufel auszutreiben. Ich aber sah bald, daß dem armen Burschen weder Arznei noch Trommeln helfen würde, denn der Tod blickte schon aus seinen Augen und ich sah ein, daß er kaum die nächste Nacht erleben würde. Noch streckte er nach mir seine Hand zum Willkommen aus und sprach mit schwacher Stimme „Chaillu, rette mich, sonst muß ich sterben." Hunderte des Volks

standen umher, und die Meisten derselben vergossen Thränen über den erbarmungswerthen Zustand ihres Freundes.

Ich sagte ihm, ich hätte nicht die Macht, ihn zu retten, sein Leben so wie mein Leben ständen in Gottes Hand und diesem müßten wir Leib und Seele anempfehlen. Doch Alle ringsum waren der Ueberzeugung, daß ich, wenn ich nur wollte, ihn curiren könne. Sie folgten mir in mein Haus und baten mich um Arznei, bis ich endlich, um nicht herzlos zu erscheinen, ihn ein stärkendes Mittel zusandte, um ihn wenigstens die letzten Stunden zu erleichtern. Dies war nöthig, weil ihre Unwissenheit sie sehr mißtrauisch macht.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, hörte ich das traurige Jammern über den heimgegangenen armen Mpomo mit den stets wiederholten Klagen „Alles ist hin, keine Hoffnung mehr, wir liebten ihn, wir werden ihn nie wiedersehen u. s. f."

Kaum war der Verstorbene jedoch beerdigt, so begannen schon die Nachforschungen, wer wohl den armen Burschen bezaubert haben möge, denn daß ein junger Mann, vor wenigen Wochen noch frisch und gesund, aus natürlichen Ursachen sterben könne, daß schien ihnen nicht möglich. Ein berühmter Beschwörer wurde herbeigerufen, und als endlich am dritten Morgen die Aufregung

des Volkes am höchsten gestiegen, als Alt und Jung, Männer und Frauen ganz unsinnig von dem Verlangen nach Rache an dem Zauberer waren, da ließ der Beschwörer mitten im Dorfe Alle um sich herum treten und begann seine Beschwörung, durch welche die Namen der Zauberer enthüllt werden sollten. Jeder war bewaffnet, einige mit Lanzen, andere mit Schwertern, andere mit Aexten und auf Allen Gesichtern malte sich der Rachedurst. Vergeblich erhob ich meine Stimme dagegen, ich konnte kein Gehör finden, und als ich endlich sah, daß nichts half, so drohte ich ihnen, ich würde es dem Quengueza anzeigen, wenn sie in seiner Abwesenheit irgend Jemanden mordeten. Doch ach! sie hatten mich überlistet. Schon an dem Tage, wo Mpomo starb, hatten sie bei Quengueza heimlich angefragt, ob sie die Bezauberer tödten dürften. Der arme Mann, selbst krank und stets in Furcht vor Bezauberung und fern von meinem Rath, sandte sogleich den Befehl zurück, Alle ohne Erbarmen zu tödten. Daher lachten sie mir jetzt bei meinen Drohungen ins Gesicht.

Auf einen Wink des Beschwörers herrschte für wenige Minuten tiefe Stille in der leidenschaftlich aufgeregten Menge, so daß die laute barsche Stimme des Beschwörers weit hin gehört werden konnte: „Es ist ein sehr schwarzes Weib,

welches in einem Hause — er beschrieb es nach seiner Lage vollständig genau — lebt; diese hat den Mpomo behext."

Kaum hatte er dies ausgesprochen, so stürzte die Menge gleich wüthenden wilden Thieren brüllend und schreiend nach dem bezeichneten Orte. Dort erfaßten sie ein armes Mädchen, Namens Okandaga, die Schwester meines guten Freundes und des mir von Quengueza bestimmten Führers Oduma. Indem sie ihre Waffen über ihren Kopf schwangen, schleppten sie die Arme nach dem Fluß hin, wo sie indessen mit Stricken gebunden ward. Als die arme Okandaga in die Hände ihrer Mörder fiel, erblickte sie mich, obgleich ich mich vor ihrem Anblick verborgen zu haben glaubte. Ich wandte mein Gesicht weg und bat sie, mich nicht anzusehen; da ich ihr nicht Hülfe bringen konnte, allein ich hörte sie doch noch schreien: „Ach Chaillu, Chaillu, laß mich nicht sterben!"

Voll innern Seelenschmerzes und tief gebeugten Gemüths flüchtete ich mich in einem Versteck hinter einem Baume, wo ich — ich muß es gestehn — bittere Thränen über meine gänzliche Machtlosigkeit vergoß.

Eine abermalige Stille fiel auf die Volksmenge, und nochmals erschallte die rauhe Stimme des teuflischen Beschwörers, gleich dem heisern Gekrächs eines Tod prophezeihenden

Rabens: „Es ist ein altes Weib in einem Hause" — er beschreibt es — „auch sie hat den Mpomo behext."

Sogleich stürzte die Menge fort, und brachte jetzt ein zweites Opfer des Aberglaubens, eine Verwandte des Königs Quengueza, eine edelherzige fast majestätische Frau angeschleppt. Als Alle mit flammenden Augen und Todesdrohungen um sie standen, erhob sie sich stolz vom Boden, schaute ihnen unerschrocken ins Gesicht und sprach mit aufgehobener Hand: „Ich will den Mbundu trinken; doch wehe meinen Anklägern, wenn ich nicht sterbe!"

Nun ward auch sie nach dem Flusse geführt, ohne jedoch gebunden zu werden. Allem diesen unterwarf sie sich ohne Thränen und ohne um Erbarmen zu flehen.

Zum dritten Mal fiel eine tödtliche Stille über das ganze Dorf, und abermals erscholl des Beschwörers Stimme: „Es ist eine Frau mit sechs Kindern, welche auf einer Pflanzung gegen Sonnenaufgang lebt. Auch sie bezauberte den Mpomo."

Abermals ein wüthendes Geschrei, und in wenigen Minuten schleppte man eine von Quengueza's Sklavin, eine gute und sehr achtungswerthe Frau, die ich gleichfalls kannte, nach dem Flusse. Dahin ging nun auch der Beschwörer mit der übrigen Menge. Mit lauter Stimme führte er die Verbrechen auf, deren diese Weiber angeklagt

wurden. Die zuerst Ergriffene, Okandaga hatte — sagte er, vor mehreren Wochen den Mpomo um etwas Salz gebeten, dieser aber hatte es, weil es damals knapp war, ihr abgeschlagen. Deshalb stieß sie böse Worte gegen ihn aus und war durch Bezauberung an seinem Tode schuld.

Die Verwandte Quengueza's wurde beschuldigt, sie habe den Mpomo, der Kinder hatte, während sie unfruchtbar war, beneidet und deshalb behext.

Bei jeder neuen Anklage brach das Volk in Verwünschungen aus, ja jeder suchte seinen Nachbar noch zu überbieten. Selbst die Verwandten der armen Schlachtopfer mußten nothgedrungen mit einstimmen, denn die geringste Lauigkeit würde sie demselben Schicksal ausgesetzt haben.

Hierauf wurden die Schlachtopfer auf einen großen Kahn gebracht, auf welchen auch der Beschwörer mit den Nachrichtern und mehreren andern bewaffneten Männern Platz nahmen, während noch drei andere Kähne mit Bewaffneten, ersteren umgaben. Unter dem Schall der Tamtams wurde nun der Mbundu zubereitet. Guabi, Mpomo's ältester Bruder hielt die vergiftete Schaale, bei deren Anblick die arme Okandaga laut aufschrie, und selbst die Verwandte des Quengueza erblaßte, — denn selbst das Gesicht eines Negers nimmt in solchen Fällen eine ganz merkliche Bläße an.

Nun wurde der Becher mit Mbundu der alten Sklavin, sodann der Prinzessin und endlich der Okandaga gereicht. Während sie tranken, schrie das Volk: „sind sie Hexen, so möge der Mbundu sie tödten, sind sie unschuldig, so möge der Mbundu von ihnen gehen!"

Es war die schrecklichste Scene, die ich je erlebt. Obgleich mir das Blut in den Adern starrte, so waren doch meine Augen auf das Schauspiel gerichtet. Eine Todesstille trat ein. Plötzlich sank die Sclavin nieder, doch ehe sie noch den Boden des Kahns berührte, war ihr Kopf durch ein Dutzend roher Schwerter vom Körper getrennt.

Sodann kam die Verwandte Quengueza's an die Reihe. Als sie sank, fiel ihr Kopf im selben Augenblicke, und ihr Blut färbte das Wasser des Flusses.

Indessen taumelte die arme Okandaga, als versuchte sie vergeblich der Wirkung des Giftes in ihrem Körper zu widerstehen. Als endlich auch sie fiel, war ihr Kopf in einem Augenblick abgetrennt.

Große Verwirrung schien jetzt zu herrschen, und ein allgemeines Loshacken begann; in unglaublich kurzer Zeit waren die Körper der Gemordeten in kleine Stücken zerhackt, die in den Fluß geworfen wurden.

Nach dieser traurigen Scene zerstreute sich das Volk

und jeder ging nach seiner Wohnung zurück; gegen Abend kam der arme Aduma heimlich zu mir, um sein betrübtes Herz gegen mich auszuschütten. Auch er hatte an der schauerlichen Scene Antheil nehmen müssen, es jedoch nicht über sich gewinnen können, in die gegen seine unglückliche Schwester ausgestoßenen Verwünschungen mit einzustimmen. Ich suchte ihn so viel als möglich zu trösten und sprach mit ihm von dem wahren Gott und von der Sündhaftigkeit des Verfahrens, von welchem ich heute Zeuge gewesen war. Endlich rief er aus: „Ach Chaillu, wenn du in deine ferne Heimath zurückkehrst, sorge doch dafür, daß Männer zu uns gesandt werden, welche unser armes Volk über das belehren, was du Gottes Wort nennst.“ Ich versprach es ihm und habe mein Wort gehalten.

Am 21. sandte ich meine Leute, die ich von Biagano mitgenommen, zurück, und machte mich am folgenden Tage in Begleitung von 35 Gumbi's und unter Führung Aduma's nach der Residenz Obindji's und nach dem fernen Innern auf. Es freute mich, den armen Aduma auf diese Weise für einige Zeit den Augen seiner Stammesgenossen entziehen zu können, theils um ihn zu trösten, theils um ihn vor dem Schicksale seiner Schwester zu schützen, denn diese Stämme haben den Glauben, daß die Kraft der Bezaube-

rung in gewissen Familien erblich sei, und schon hatten mehrere von Aduma's Voreltern den Tod erleiden müssen.

Als wir nun endlich am 22. October eine Strecke von Gumbi den Fluß aufwärts gesegelt waren, gerieth die Mannschaft meiner zwei Boote, von denen eins zum Transport meines ziemlich umfangreichen und schweren Gepäcks, bestehend aus einer großen Menge Perlen, Tabak, Kattun ꝛc. verwendet worden war, mit einem ihnen begegnenden Boote aus einer andern Gegend in Streit, aus dem sich eine tüchtige Schlägerei entspann.

Der Lärm war betäubend, und die von beiden Seiten ertheilten Hiebe waren furchtbar und bezeugten, welche Vorzüge der Schädel des Afrikaners durch seine größere Dicke hat. Ihre Waffen hierbei bestanden in einer Art Keule, aus einem harten und schweren Holze gefertigt, Tongo genannt, die sieben Fuß lang war und etwa einen Zoll im Durchmesser hatte. Da die Angreifenden den Kürzern gezogen hatten, entfernten sie sich eiligst, verfolgt durch die Schimpfreden der Unsrigen, welche sich ihres Sieges rühmten. Schimpfen ist des Negers starke Seite und seine Wonne, und meine Burschen sprudelten von den lächerlichsten Vorwürfen über, zu denen sie schon eine Art Melodie bereit hielten.

„Euer Anführer hat Elephantenbeine!"
sang einer, und ein anderer:
„Ja, sein ältester Bruder hat den Hals eines wilden Stiers!"
„Eure Weiber sind häßlich und garstig!"
„Ihr armen Jungens, ihr habt in eurem Dorfe nichts zu essen. Ha! ha!"

Und so fuhren sie fort ihren Feind möglichst lächerlich zu machen, denn nichts verletzt den Neger so sehr, als sich verspottet zu sehen, und ihre Reden wurden tiefer empfunden, als ihre Schläge.

Obgleich der Tag sehr heiß war, wurden wir gegen Abend von einem heftigen Sturm mit Regen überrascht, so daß ich glücklich war, als wir endlich das Dorf Acaca erreichten, wo ich von meinem Freund Akundi mit großer Sehnsucht erwartet wurde und dessen Fürsorge ich eine bequeme und trockene Hütte mit reinlichem Lager dankte. Seiner Ueberredung gelang es, mich zu veranlassen, hier zu verweilen, um auf Manga's zu jagen, eine Art von Manatie oder Seekuh, deren Fleisch von dem Volke sehr geliebt wird.

In dieser Absicht fuhren wir am folgenden Morgen auf einem kleinen sehr flachen Kahn dem Niambai entlang, in dessen schilfreichen Fluthen die Manga hausen sollen, und

legten unsere Kähne zwischen dem hohen Schilfe an, welches die Ufer umsäumt. Ein Mangajäger streute ein Pulver aus einem Beutel in das Wasser und kehrte dann nach dem Schilfe zurück. Während wir nun die größte Ruhe beobachteten, kam ein großes Thier auf die Oberfläche des Wassers und fing an das Pulver gierig zu verschlingen. Sogleich schlichen wir mit dem Kahne heran, und als wir dem Thiere nahe genug waren, hefteten wir eine Harpune mit einem langen Seile in dessen Rücken. Rasch fuhr das Thier auf den Boden, kam jedoch in wenigen Minuten wieder herauf und verendete nach einigen Zuckungen. Die todte Masse wurde nun in einen leeren Kahn gepackt, worauf wir nach dem Dorfe zurückkehrten.

Das Manga ist eine Robbenart, sein Leib dunkel bleifarben, die sehr dicke Haut weich und überall mit borstigen, ein halben bis einen Zoll langen Haaren bedeckt. Die Augen sind sehr klein und die Schwimmfüße ohne Nägel. Das Exemplar, welches wir tödteten, hatte eine Länge von zehn Fuß und einen beträchtlichen Umfang. Das Thier lebt von Blättern und Gras, die an den Flußufern wachsen. Es wog wohl 1500 Pfund, denn es waren achtzehn Mann nöthig, um es fortzuziehen. Das Fleisch dieses Thieres ist sehr wohlschmeckend, ähnlich dem Schweinefleisch, doch noch zarter. Große Freude bereitete unsere

Jagdbeute dem Volke und alle Hände waren mit Räuchern derselben beschäftigt.

Als wir uns auf der Weiterreise der Residenz Obindji's näherten, kamen wir an dem Ort vorüber, wo die Pflanzung meines alten Freundes Querlauen lag. Ich sprang ans Land, um den guten Alten mit seiner Frau und Kindern zu begrüßen, und hatte auch die von ihnen gewünschten Geschenke nicht vergessen. Doch ach! ich konnte weder Haus noch Pflanzung wiederfinden, und dickes Gesträuch bedeckte die Stelle, wo seine kleine Besitzung gelegen hatte. Mißgestimmt und mit trüben Ahnungen ging ich zurück. Am Flußufer traf ich einen Dakalai an, welcher mir die Geschichte des armen Querlauen erzählte. Vor einigen Monaten war der alte Jäger nach einem Elephanten ausgegangen. Der ihn begleitende Sklave hörte noch den Knall seines Gewehrs, da aber sein Herr nicht zurückkam, machte er sich auf, ihn zu suchen. Er fand ihn im Walde todt und zu einer formlosen Masse zertrampelt. Der Leichnam ward nach Hause gebracht und beerdigt. Die Familie hätte nun unter dem Schutz von Querlauen's Bruder friedlich und in Eintracht leben können, hätte sich nicht der teuflische Aberglauben dieser Afrikaner störend eingemengt. Da mußte der Bruder ihn bezaubert und seinen Tod verursacht haben. Er wurde durch das Mbundugericht getödtet. Die Weiber

und Kinder gingen an diejenigen über, welchen sie nach den Gesetzen des Erbrechts zugehörten, und wurden auf diese Art in mehrere Ortschaften vertheilt, und ich war folglich verhindert, der guten Familie meine Erkenntlichkeit zu beweisen.

Am 26. erreichten wir die Residenz Obindji's. Des alten Mannes Freude, mich sobald wiederzusehen, war groß; zufälliger Weise fand ich hier einige Ashira's anwesend, die wie noch zwei Bakalai's sich mir zur Weiterreise anschlossen, wodurch meine Gesellschaft auf vierzig Personen anwuchs. Der eine der Ashira's, Okendjo, welcher schon seit vorigem Frühjahr hier anwesend war, hatte Obindji einen Sklaven zum Kauf überbracht, und wartete seitdem auf dessen Entscheidung, die sich vielleicht noch für ein oder zwei Jahre verzögert haben würde, wenn ich nicht gekommen wäre. Der Gläubiger lebt in solchen Fällen mit dem Schuldner zusammen. Okendjo wurde von Obindji's Frauen beköstigt, und um ihn über den Verzug zu trösten, gab ihm Obindji sogar eine seiner eigenen Frauen — eine gastliche Sitte in diesem Theile Afrika's, welche ein Mann stets gegen seine Gäste beobachtet. So oft ich ein fremdes Dorf betrat, beeilte sich stets der Häuptling, mir einige seiner Frauen, oft wohl seinen ganzen Harem zu meinem Dienst zu stellen. Auf die Zeit kam es dem Okendjo buchstäblich

nicht an, und in Obindji's Residenz behagte es ihm so wohl, wie nur irgend in einem Dorfe seiner Heimath.

Sobald er aber meine Absicht erfuhr, erfaßte er auf einmal die köstliche Idee, der Ehre theilhaftig zu werden, den ersten weißen Mann seinem Könige zuzuführen, und sich auf diese Art einen unvergänglichen Namen zu machen.

Den folgenden Morgen ward ich früh durch Obindji's Stimme geweckt, welcher dem Okendjo anempfahl, für seinen weißen Mann Sorge zu tragen und dafür zu haften, daß ihm kein Schaden widerführe. Bald waren wir unter Segel. Der Weg führte uns etwa eine Meile den Ofubu hinauf, und dann wandten wir uns nach Osten, worauf wir nach einem halbstündigen Marsch durch das Sumpfland, welches den Fluß einfaßt, am Fuße einer Gebirgskette anlangten, über welche die Straße nach dem Ashiraland führt, und schlugen wir nun mit großen Hoffnungen den Weg in diese terra incognita ein. Als wir uns Abends lagerten, waren wir etwa vier Meilen in grader Linie vom Ofugu entfernt. Die Gegend war gebirgig, sehr wild und dicht mit großen Bäumen bewachsen, der Boden an manchen Stellen mit ungeheuren Felsblöcken übersäet, wie einst auf meinem Wege zu den Fans, nur waren es hier mehr Quarzfelsen. Zahlreiche Bäche vom reinsten Krystallwasser flossen in allen Richtungen in schäu-

menden Kaskaden über die Felsen stürzend oder in einem Bett von weißen Kieseln dahin rieselnd, die in mir köstliche Erinnerungen an die Bergströme und Forellenbäche der Heimath erweckten.

Unser Lager war diesen Abend voll Leben. Die Männer freuten sich im Voraus auf die Vortheile, die ihnen der Handel mit Sklaven und Elfenbein gewähren würde, und ließen ihrer Einbildungskraft vollen Flug. Ist der Handel erschöpft, träumten sie, so sind es die Frauen, von denen wir als Fremde mit offenen Armen aufgenommen werden und schließlich eröffnete Okendjo auch die frohe Aussicht auf große Feste, deren Mittelpunkt Ziegenbraten und Bananen bilden würden, da die Gumbi und Bakalai ohnehin das Ashiraland als das gebenedeite Land der Ziegen und Bananen betrachten.

Die Gegend, die wir dem folgenden Tag durchschritten, glich der von gestern, überall wuchs Ebenholz in großer Fülle. Je ärmer der Boden ist, desto schlanker und zahlreicher sind diese Bäume. An manchen Stellen hatte der Regen das Erdreich von den ungeheuern und sich weit ausbreitenden Wurzeln abgespült, die nun wie große Schlangen sich über den Boden fortzogen. Das erste Mal sah ich hier einen für mich neuen Baum, welchen meine Leute den Indunu nannten. Er ist von bedeutendem Um-

fang, noch höher und schöner als der Baobab oder Affenbrotbaum, welcher sich in diesem Theile Afrika's nicht findet. Ich maß einen von mittlerer Größe einige Fuß über der Erde, und schätzte den Durchmesser desselben auf acht Fuß. Dieser Baum ist am Rembo unbekannt und war auch für meine Bakalai neu, obgleich die Ashiraburschen ihn sehr wohl kannten.

Endlich gegen Abend änderte sich der Charakter der Landschaft. Von Zeit zu Zeit führte uns der Weg an wohl gepflegten Pflanzungen vorüber, der Boden ward immer mehr thoniger und endlich traten wir aus dem Walde heraus. Vor meinen Blicken lag das große Wiesenland der Ashira mit seinen zahlreichen Dörfern, welche in der Entfernung Ameisenhaufen glichen. Voll Verwunderung stand ich lange Zeit an einem Baum gelehnt mit dem Blick auf eine der schönsten Landschaften, die ich je in meinem Leben sah. So weit das Auge nur reichen konnte, erstreckte sich ein welliges Wiesenland, etwa eilf Meilen lang und zwei breit, wie ich später fand. Ueber diese weite Fläche waren Gruppen kleiner Ashirahütten zerstreut, und zwischen ihnen schlängelte sich ein Netz von Fußpfaden gleich Bändern, und hin und wieder erblickte das Auge den Silberschein eines Bachs, welcher sich durch das wellige Land hindurch schlängelte. In weiter Ferne

zeigten sich Berge, höher als ich sie bis jetzt gesehen, mit Gipfeln, die bis in die Wolken reichten. Kurz, es war ein großartiger Anblick.

Zweites Kapitel.

Eintritt in das Land der Ashira. — Botschaft und Geschenk von Olenda, dem König der Ashira. — Der Wasserfall des Rembo Nguyai. — Die Dörfer der Ashira. — Gestalt und Kleidung der Ashira. — Gorillageschichten. — Besteigung des Andelegebirges. — Verunglückter Versuch den Ntumu-Nabuali zu besteigen. — Streit um meine Haare.

Um mit möglichsten Anstand in das Land der Ashira einzutreten, sandte Okendjo zwei Männer voraus, um anzumelden, daß „der Geist" zu ihnen kommen würde, und daß er, nämlich Okendjo, zu dessen Führer auserwählt sei. Schon im nächsten Dorfe sahen wir, wie das Volk eiligst herbei strömte, und in einer halben Stunde wußte die ganze Ebene, daß etwas Außerordentliches sich ereigne. Indessen schritten wir immer weiter und Alle, die mich sahen, stutzten, doch die Meisten kehrten sich rasch und mit Angst

und Schrecken in ihren Gesichtern von uns ab. Langsam setzten wir den Weg fort und schon war es fast finster, als wir in ein Dorf traten. Sehr wenige Bewohner wagten sich in meine Nähe, und auch diese ergriffen die Flucht, sobald ich meine Augen auf sie heftete, offenbar in der Furcht, sich hierdurch Unheil zuzuziehen.

Okendjo schritt vor mir her und rühmte auf eine großsprecherische Weise die Güte und Weisheit des weißen Mannes oder Geistes, welchen er seinen Landsleuten zugeführt habe, worauf die Volksmenge das Geschrei anstimmte: „der Tangani ist gekommen! der Geist ist gekommen, unser Land zu sehen, das er vorher noch nie gesehen!“

Zufällig war der Häuptling des ersten Dorfes, ein Bruder Okendjo's, Namens Akonga. Dieser empfing uns am Eingange des Dorfs und sagte zu seinem Bruder: ist's wahr, Okendjo, was ich höre, daß du uns diesen Mann zuführst? Wär's keine Täuschung, kein Rausch von Palmwein? Ist dies der Geist, der Gewehre, Kleider, Perlen, messingne Stangen und kupferne Ringe macht?“

Okendjo antwortete: „ja, dies ist der Mann, derselbe, von welchem ihr so viel gehört habt, er kommt aus einem fernen Lande, um uns zu sehen.“

Hierauf brach das Volk in Ausrufe der Verwunderung aus. Man gab mir ein Haus, und nachdem ich von dem-

selben Besitz genommen hatte, kam der Häuptling mit einem Gefolge von zehn seiner Frauen zu mir, deren jede zwei Bündel Bananen trug, die sie unter Furcht und Zittern zu meinen Füßen niederlegten. Sodann brachte man mir noch vier Ziegen, zwanzig Hühner, mehrere Körbe mit Erdnüssen und einige Bündel Zuckerrohr.

Als dies übergeben war, sagte Akonga zu seinem Bruder: „Sage dem Geist, wie sehr ich ihm Dank wisse, daß er diese Nacht bei mir verweilt. Sage ihm, daß er mit Allen, die in seinem Gefolge sind, mir willkommen ist, und daß er hier durchaus Herr sei. Die Speisen sind für ihn selbst, was seine Leute betrifft, so werden meine Frauen für sie kochen."

Ich äußerte ihm hierüber meinen Dank.

Nunmehr zeigte er auf das Haus mit den Worten: „dieses Haus ist dein; meine Weiber sind dein; meine Sklaven sind dein; mein ganzes Volk ist dein."

Endlich hatte ich das Glück, mich durch ein Abendbrot erquicken zu können, nach welchem ich mich sehr ermüdet niederlegte; noch war ich nicht eingeschlafen, als ich hörte, wie Akunga zu seinem Volke redete: „Seid ganz still, stört den Geist nicht, sprecht nicht, damit er nicht aufwache. Weder eure Voreltern, noch wir selbst haben je ein solches Wunder gesehen."

Die Folge dieser humanen und sehr ungewöhnlichen Vorsicht war, daß ich einer guten Nachtruhe genoß, hier in einem Dorfe, welches nach meiner Rechnung 45 Meilen vom Cap Lopez entfernt liegt.

Am folgenden Morgen drängte sich von allen Seiten das Volk herbei. Minder scheu, als am vorigen Abend schaarte es sich in solchen Massen um mich, daß ich fast erdrückt wurde. Wie gewöhnlich war mein Haar das, was sie am meisten in Verwunderung setzte. Da mir jedoch nach und nach ihr Andrängen lästig wurde, zog ich mich zurück; um jedoch ihre Neugier zu befriedigen, that ich ihnen den Gefallen, alle Stunden einmal durch die Straßen zu wandeln, damit Alle Gelegenheit hatten, mich zu sehen, welche kleine Gefälligkeit sehr hoch aufgenommen ward.

Tags darauf schickte Olenda, der König oder das Oberhaupt der Aſhira, zwei Boten an mich mit einem Geschenk von Ziegen und Bananen und der Bitte, nach seiner Residenz zu kommen, welches ich auch für übermorgen versprach.

Demzufolge wurde ich am 2. November schon früh am Morgen von den Leuten, welche mir König Olenda zur Escorte entgegengeschickt hatte, unter Singen und Tanzen geweckt. Ich nahm von Akonga Abschied, indem ich ihm noch mit hundert Ellen Zeug, einigen Perlen und

einem alten Hemde beschenkte, worüber er sich ungemein freute.

Meine Leute hatten es jetzt bequem, denn mein Gepäck trugen nun die Ashira, welche voraus marschirten, während sie meine Ankunft bei ihnen mit wilden Gesängen feierten. Nach einer Reise von zwei Meilen über die grasreiche Wiese gelangten wir zur Residenz Olenda's, welche man als die Hauptstadt des Ashiralandes ansehen kann. Ich ward in das beste Haus des Dorfes geführt, und nach Verlauf einer halben Stunde verkündete mir der Klang des Kendo die Annäherung des Königs.

Das Kendo ist gleichsam der königliche Scepter bei mehreren Volksstämmen in diesem Theile Mittelafrika's. Es besteht aus einer rohen eisernen Glocke mit einem gleichfalls eisernen Stiel, und hat einen Klang ähnlich unsern Kuhglocken. In Afrika verkündet dieser Schall die Ankunft des Herrschers, jedoch nur bei Staatsvisiten oder sehr wichtigen Angelegenheiten.

Endlich stand der König Olenda vor mir — eine merkwürdige Figur, bei deren Anblick ich mich nicht minder wundern wußte, als er bei dem meinigen. Er war ein sehr alter Mann mit wolligem Haar, weiß wie Schnee, das Gesicht voll Runzeln, der Körper hager und vom Alter gebeugt. Zum Ueberfluß hatte er sein schon an sich

häßliches Gesicht auf der einen Seite mit rothen Strichen, auf der andern mit weißen übermalt. Nachdem wir uns etwa fünf Minuten einander angesehen hatten, hielt er an mich eine förmliche Anrede in der Ashirasprache, welche mir Okendjo übersetzte. Er sagte nämlich: „Ich habe keine Gedärme; ich bin wie der Fluß Ovenga; ich kann nicht entzweigeschnitten werden; aber ich bin auch wieder wie die Flüsse Niambai und Ovenga, welche zusammenfließen. Auf diese Art ist mein Körper vereint und kann nicht getheilt werden."

Dieses Kauderwelsch, welches möglicherweise vor Zeiten irgend einen geheimnißvollen Sinn haben mochte, war, wie ich später erfuhr, der regelmäßige und unabänderliche Gruß, welchen die Könige der Ashira, Olenda's Vorgänger, seit Menschengedenken gebrauchen. Jeder Häuptling und jede Person von Wichtigkeit hat ihre besondere Grußformel, welche sie Kombo nennen.

Hierauf fuhr er fort: „Du Geist, bist hier zu dem Olenda gekommen, deine Füße haben dich dahin getragen, wo noch kein Dir ähnliches Wesen hingedrungen ist, sei willkommen."

Jetzt brachte der älteste Sohn des Königs, gleichfalls ein sehr alter Neger, mit schneeweißem Haar, zwei Sklaven herbei, welche mir der König nebst drei Ziegen, zwanzig

Bündeln Bananen, zwanzig Hühnern, fünf Körben voll Erdnüssen und einigen Bündeln Zuckerrohr in aller Förmlichkeit schenkte. „Dieses“, sagte er, „sei dir zum Gruß, was du sonst noch bedarfst, sage mir es. Ich bin dieses Landes König. Was du nur irgend wünschest, darfst du mir nur wissen lassen.

Ich antwortete, Sklaven bedürfe ich nicht, wenn aber einer von seinen Leuten an der Küste wäre, so würde es mich freuen, ihm die Kenntnisse der Weißen mittheilen zu können, damit sie dieselben ihrem Volke lehren könnten.

Nun kamen noch die übrigen Kinder des alten Mannes herbei, sämmtlich hoch bejahrt, mit Runzeln und weißen Haaren. Sie stellten sich vor mich und betrachteten mich mit Verwunderung und Ehrfurcht, während die Tausende, welche sich aus allen Dörfern der Ebene versammelt hatten, mich stillschweigend bewunderten, und ihr Erstaunen nur flüsternd äußerten.

Endlich wandte sich der alte König an sein Volk und sagte: „Ich habe in meinem Leben mancherlei gesehen und viel Wunderbares erlebt; nun aber bin ich bereit zu sterben, denn ich habe den Geist gesehen, von dem wir Alles empfangen. Stets werden unsere Nachkommen sagen, daß es zur Zeit Olenda's war, wo der erste Geist unter uns

auftrat und wohnte. Nehmt auch ihn gut auf, er will euch ja nur Gutes thun."

Die Ashiraebene, welche ich in dieser Woche durchforscht hatte, ist die schönste und liebigste Gegend, die ich in Afrika sah. Der Boden ist leichter Mittelboden, von kleinen Bächen überrieselt, und rings um das Wiesenland erheben sich nach allen Richtungen Anhöhen, welche der Landschaft einen reizenden Wechsel verleihen. Die höchsten unter diesen sind der prächtige Pik von Nkumunabuali in Norden, der Adele und Ofubu in Süden, der Ococu in Osten, alle mit dichten Wald bedeckt. Diese Berge, welche von jedem Punkte aus einen feierlichen, majestätischen Anblick gewähren, umgrenzen das große Wiesenland gleich Wällen, welche Menschen nicht zu durchdringen vermögen.

Die Neger erzählten mir viel von einem Wasserfall, dessen Rauschen die ganze umliegende Gegend erfüllt und der durch die hoch aufsteigenden Wasserdämpfe weit hin gesehen wird; ein Strom, der Rembo-Nguyai genannt, fließt durch eine Bergspalte, und stürzt endlich über eine steile Felsenwand in die Ebene hinab, indem er seinen Lauf am Fuße des Gebirges weiter fortsetzt. Diesen großen Wasserfall, Samba-Nagoshi genannt, hoffte ich später zu besuchen, doch wird der Leser sehen, warum ich auf dieses Schauspiel verzichten mußte. Ich schiffte zwar auf

dem Rembo=Nguyai, sah auch den aufsteigenden Dampf des Falles, horchte auf dessen Tosen, durfte es aber auf meinem leichten Kahn nicht wagen, mich dem stürmischen Wasser zu sehr zu nähern, während eine Annäherung zu Lande für meine Zeit, meine Kräfte und meine beschränkten Hülfsmittel für zu schwierig gefunden ward. Die Neger dieser Gegend erzählen viele wunderbare Sagen über diesen Fall und haben den Glauben, es hause jenseits der Berge ein großer Geist, welcher diese Wassermasse herabsendet.

Die Dörfer liegen in dieser Ebene so unregelmäßig zerstreut, daß sie sich nicht genau zählen lassen; es sind ihrer zwischen 150 und 200, doch die nettesten, welche ich in Afrika gesehen habe. Jedes Dorf besteht gewöhnlich aus einer langen Straße, zu deren beiden Seiten die aus Baumrinde erbauten kleinen aber reinlichen Häuser liegen. Auch die Straßen, selbst die nächste Umgebung der Häuser, werden sehr sauber gehalten und bestärken den Eindruck gewisser Wohlhabenheit. Rings um die Dörfer stehen tausende von Pisangbäumen, und regelmäßige Fußsteige verbinden sie mit einander. Hinter jedem Dorfe, besonders in der Nähe der Waldgrenzen sind große Anpflanzungen, die mit vielen Fleiß gepflegt, Tabak, Bananen, Yams und Zuckerrohr in großer Menge erzeugen, und die Gegend zu einem Lande des Ueberflusses machen, in welcher Nie=

mand zu darben braucht. Hin und wieder sieht man auch Gebüsche von wilden Baumwollenstauden, jedoch nicht grade häufig.

Auch das Volk ist das schönste, welches ich in Afrika gesehen habe, offenbar ein von der übrigen Bevölkerung getrennter Stamm. Die Bakalai und die andern Stämme umher sind viel hellfarbiger, die Ashira aber durchaus kohlschwarz. Die Weiber insbesondere zeigen schöne Formen, und obgleich vollständige Negerinnen, zeigen doch mehrere der jungen Weiber eine Anmuth in ihrer Haltung und einen gewissen Anstand des Betragens, den man so selten in Afrika findet.

Die Kleidung der Männer besteht in einem wallenden Kleide, Ndengui genannt, das aus einer Art Flachs gewebt, und in manchen Fällen recht schön und ziemlich glatt ist. Der Webestuhl hat einen künstlichen Bau und hängt zwischen zwei Bäumen oder vor dem Hause. Das Verfahren hierbei ist dem ähnlich, mit welchem die Seeleute ihre Schiffsmatten anfertigen. Die Fäden werden geschickt aus Palmblättern bereitet. Die Männer, deren Gliederbau weniger schön als der der Frauen ist, obgleich auch sie die andern Stämme umher übertreffen, tragen auf dem Kopfe Mützen, welche recht zierlich aus Gespinnst gestrickt sind, ähnlich den Häkelarbeiten, welche unsere Damen zum

Vergnügen anfertigen. An den Schultern hängt ihnen ein Sack, ähnlich unsern Jagdtaschen mit vielen Schnüren verziert. Diese ersetzen ihnen die Stelle unserer Taschen. Männer wie Weiber sind große Freunde von kupfernen Zierrathen, wie Armbändern, Knöchelringen u. s. f.

Das von ihnen gewebte Zeug behält seine natürliche Lederfarbe, oder es wird auf sinnreiche Art schwarz gefärbt. Hierzu bedienen sie sich kleiner Beeren, welche reichlich auf einem schönen Strauche wachsen. Das Zeug wird zuerst mit Thon ganz über und über berieben, worauf man es vierundzwanzig Stunden lang in fließendes Wasser eintaucht, und dann mit Wasser und mit den Beeren, der Rinde und einigen Blättern dieses Strauches in einen Kessel bringt, in welchem das Ganze drei bis vier Stunden lang gekocht wird. Beim Herausnehmen hat das Zeug eine schwärzliche oder braune Farbe, welche erst durch mehrmalige Wiederholung dieses Processes die erforderliche Schwärze annimmt.

Ganz merkwürdig und eigenthümlich ist der Kopfputz der Ashiradamen. Er erscheint von Weitem gesehen wie ein französischer Dreimaster, allein die Auswüchse nach vorn und hinten bestehen aus den Haaren selbst, welche über Palmblätter gleich den Toupé's unserer Damen geflochten sind. Messingne Haarnadeln, durch das Haar gesteckt dürfen

so wenig bei der Toilette einer Dame fehlen als große messingne Ohrringe. Der Leib wird dann mit der Farbe des Rothholzes bestrichen und mit den kupfernen Halsbändern sehen sie aus, als sollten sie sogleich auf den Sklavenmarkt gebracht werden. Männer wie Weiber feilen die Zähne in der Mitte ab, und gelegentlich sah ich einen alten Mann, dessen Zähne spitz zugefeilt waren, wie ich dies schon bei den Fans gefunden hatte, welche sich dadurch ein eigenthümliches Ansehen von Wildheit geben.

Obgleich ich schon mehrere Tage bei Olenda anwesend war, bemerkte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung, außer den früher erwähnten zwei, durchaus keine Sklaven, und schon gab ich mich dem schönen Glauben hin, daß die Sklaverei hier unbekannt sei. Bald aber erfuhr ich, daß die armen Sklaven, als sie von meiner Ankunft hörten, von einem panischen Schrecken ergriffen worden waren, indem sie glaubten, ich sei nur gekommen, um sie nach der Küste zu führen, wo sie gemästet und dann nach dem Lande der Weißen, um verspeist zu werden, gebracht werden sollten, ja, daß ich wohl gar selbst einige zu speisen gesonnen sei, weil sie bekanntlich sich einen andern Gebrauch der Weißen nicht denken können. Demzufolge hatten sie sich auf die Pflanzungen zurückgezogen und sich versteckt,

und ließen sich durch keine Versicherungen noch Bitten bewegen, hervorzukommen.

Der Landbau ist ebenfalls hier wie bei den übrigen Stämmen der alleinigen Pflege der Frauen anvertraut, und mit welchen Fleiß sie die ihnen auferlegte Pflicht erfüllen, beweist schon der Wohlstand des Volkes. Auch erfreuen sich Alle einer blühenden Gesundheit, da sie sich erst im Alter der Reife verheirathen, welches wohl auch der Grund ihrer größeren Schönheit und ihrer geistigen Ueberlegenheit sein mag, wie dies schon ihre Zeugfabriken und ihre ansässige und mäßige Lebensweise bekundet. Dennoch herrscht die Polygamie vor, und von der Keuschheit dieser Weiber läßt sich nicht viel Rühmliches erzählen.

Am 10. November rüstete ich mich, um die Gebirge von Ofugu, Orere und Andele (2—3000 Fuß über der Wiesenebene) im Süden des Landes zu besuchen. Ich überließ mein ganzes Gepäck dem Schutze des Königs Olenda und nahm nur wenige Geschenke für die Häuptlinge des Gebirges mit, die mich eingeladen hatten. Olenda gab mir einen seiner Söhne zum Führer, und schärfte allen seinen Leuten ein, für „den Geist“ große Sorge zu tragen. Nach einer halben Meile erreichten wir den Fuß des Berges Nchondo, welcher sich mitten aus der Wiesenebene erhebt. Dieser Berg ist für die Ashira ein Ge-

genstand der Verehrung, da sie glauben, daß von ihnen die Ziegen kommen; wahrscheinlich mögen vor Zeiten in den Schluchten dieses Berges sich wilde Ziegen versteckt gehalten haben, welche später hervorkommend zu diesem Aberglauben Veranlassung gaben. Nachdem wir einige Stunden an den Abhängen dieser Hügel fortgezogen waren, langten wir an dem Fuße des von Wolken umhüllten Gebirges Andele an. Hier lag das Dorf Muendi, dessen Häuptling Mandji mir mit großem Gefolge entgegen kam, während das Volk sang: „es ist gut, daß der weiße Mann auch uns besucht."

Nun brachten sie mir wie gewöhnlich Speisen zum Geschenk, und schienen sich höchlichst über meine Hände, Haare u. s. f. zu wundern.

Ueberall fand ich die Dörfer auffallend sauber, die Häuser zwar klein, jedoch reinlich, die Straßen sorgfältig gesäubert, nirgends Unkraut noch Unrath. In dem einen Dorfe, in dem ich ausruhte, sah ich einen armen wahnsinnigen Burschen, welcher die Straße entlang sprang und sang. Seine possirlichen Sprünge und das Mitleiden, welches das Volk ihm selbst bewies, bewogen mich, ihm einen alten zerrissenen Rock zu schenken, den ich bei mir hatte. Das machte ihn so vergnügt, daß er seine Sprünge und Gesänge verdoppelte, um mir dadurch seinen Dank

auszudrücken; ja sogar folgte er mir mehrere Tage. Gewöhnlich werden in diesem Theile Afrika's Blödsinnige oder Verrückte nicht gern gesehen, und sucht man sich ihrer zu entledigen, indem man sie als Sklaven an einen andern Stamm verkauft, aber solche unschädliche, zugleich lustige, wie dieser, werden mit Güte behandelt, und, wie es mir scheint, mit einer gewissen abergläubischen Ehrfurcht angesehen. Ich bin auf allen meinen Reisen nur drei Wahnsinnigen begegnet, dafür aber vielen halbthierischen Idioten. Ich will hier gleich zufügen, daß Fälle von Taubheit sehr selten sind, und erinnere ich mich nur eines Einzigen, der sehr alt war. Bei den Bakalai kannte ich einen Stummen und in einem andern Stamme zwei Bucklige, welche, wie häufig, ganz verschlagene Burschen waren. Eines Falles von Blindheit kann ich mich auf allen meinen Reisen, selbst bei alten Personen nicht erinnern.

Eine Pflanze fand ich in diesen Bergdörfern, welche Liamba genannt, und die sehr sorgfältig angebaut wird. Die Blätter dieser Pflanze werden in Thonpfeifen geraucht, und haben eine narkotische und aufheiternde Kraft. Einige solcher Blätter brachte ich nach meiner Heimath mit, und fand, daß es nichts anders ist, als die allbekannte Cannabis Indica oder der indische Hanf, aus welchem der weit berühmte Stoff Hadschisch bereitet wird.

Doch nur wenige Tage währte mein Aufenthalt im Gebirge, da ich bereits am 12. November nach der Ebene zurückkehrte, um an einem Jagdausflug Theil zu nehmen. Eine Anzahl von Ashira, mit Fetischen bedeckt und wie gebräuchlich, mit aufgeschlitzten Händen, um sich des Jagdglücks zu versichern, begleitete mich voll frohen Muthes, da ein Fetisch ihnen große Beute prophezeiet hatte. Als wir uns Abends in unsern von Blättern gebildeten Hütten ruhig lagerten, kürzte eine lebhafte Unterhaltung der Männer uns die Zeit bis zum Schlafengehen, deren Thema natürlich der Gorilla war.

Einer erzählte, ein Gorilla ging einst in den Wald und traf plötzlich auf einen großen Leopard. Beide stutzten, aber der hungrige Leopard schickte sich zum Sprunge an, indeß der Gorilla ein gräßliches Gebrüll ertönen ließ. Unerschreckt hierdurch warf sich der Leopard auf ihn, wurde aber noch in der Luft von dem Gorilla gepackt, der seinen Feind beim Schwanze faßte, ihn mehrmals um seinen Kopf schwang, bis der Schwanz abriß und das Thier entfliehen konnte, seinen Pinsel in den Händen des Gorilla zurücklassend! Der Leopard rannte zu seinen Gefährten und erzählte ihnen sein Mißgeschick. Alle Leoparden, die in den Wald zusammen kamen, heulten über diesen ihrem Bruder zugefügten Schimpf, gelobten Rache und zogeu

aus, den Gorilla aufzufinden. Sie hatten auch nicht lange gesucht, so trafen sie ihn. Als der Gorilla sie kommen sah, brach er einen Baum nieder, den er als Keule rings um seinen Kopf schwang und dadurch die Menge der Leoparden von sich abhielt. Endlich jedoch ermattete er, und die Leoparden stürzten gemeinschaftlich über ihn her und machten ihn bald nieder.

Eine andere Geschichte von einem Gorilla und einem Elephanten ward förmlich dramatisch belebt. Ein Gorilla, welcher mit seinem Weibe und seinen Jungen in den Wald ging, begegnete plötzlich einem ungeheuren Elephanten, welcher zu ihm sagte: „laß mich vorbei, Gorilla, denn diese Wälder gehören mir."

„Oho!" sagte der Gorilla, „wie kannst du sagen, daß diese Wälder dir gehören? bin ich nicht hier der Herr, nicht der Mann der Wälder, kann ich nicht herumstreifen, wo mir es beliebt?" Hiermit befahl er seiner Frau mit dem Kleinen bei Seite zu gehen, riß einen großen Baum aus, schwang ihn gleich einer Keule und erschlug damit den Elephanten. Der Körper desselben ward einige Tage darauf von einem Manne gefunden, und neben demselben noch die Keule des Gorilla liegend. Diese Geschichte versicherte mir der Erzähler, ist Thatsache, und ich — wagte nicht an der Wahrheit derselben zu zweifeln.

Am nächsten Morgen gelang es mir einen wilden Eber und mehrere Schweine zu erlegen. Die hier heimische Art des wilden Schweins ist eine neue Species, welche ich Potamochoerus albifrons genannt habe, ein sehr merkwürdiges Thier von bedeutender Größe, mit ganz weißer Stirn und Gesicht, welches auf jeder Seite, in der Mitte zwischen der Nase und den Augen zwei warzige Auswüchse hat, die nebst den langen Ohren, welche in einem Haarbüschel enden, dem Thiere ein außerordentlich wildes Ansehen geben. Die Farbe des übrigen Körpers ist weißröthlich.

Mein nächster Ausflug galt der Ersteigung des Andelegebirges. Wir brauchten hierzu zwei Tage, eine mühevolle Arbeit und — ohne Lohn, denn als wir endlich den Gipfel erreichten, fanden wir uns in Wolken und Nebel gehüllt, und die Wälder raubten uns ohnedies jede Fernsicht.

Noch unglücklicher endete mein Versuch den Gipfel des Nkumu Nabuali zu besteigen, eines 12,000 Fuß hohen, acht Meilen nördlich am linken Ufer des Rembo Nguyai gelegenen Berges. Nur mit großer Mühe und theilweis durch Bestechung gelang es mir eine Anzahl freier Männer für mein kühnes Unternehmen zu gewinnen und sie zu bewegen, mich durch die undurchdringlichen Wälder, welche

den Berg von der Wiesengegend trennen, zu führen, und mich bei der Besteigung zu unterstützen.

Am 21. November machten wir uns, mit Mundvorrath für mehrere Tage und mit Decken, um mich gegen Nachtkälte zu schützen, versehen auf den Weg. Zum Unglück war der Theil des Waldes, den wir durchschreiten mußten, ein niedriges und theilweis mit dichtem Dorngesträuch bewachsenes Sumpfland, an deren Stacheln ich fast den größten Theil meiner Kleider zurücklassen mußte, und die meine Hand mit unzählichen Schrammen bedeckten. Unter unsäglichen, die Kraft eines Menschen fast übersteigenden Beschwerden, zu denen sich jetzt auch noch fast gänzlicher Mangel an Lebensmitteln gesellte, war der Abend des 24. November herangekommen und noch waren wir von unserm Ziele weit entfernt, der Wald war noch dicht, und jeder Tritt bot große Schwierigkeiten. Ich mußte mich also entschließen umzukehren, um dem gewissen Hungertode zu entgehen. Noch sandte ich einige Männer aus, um auf den höchsten Bäumen zu erforschen, in welcher Gegend wir uns befänden, allein sie konnten nichts als einen Forst ohne Grenzen sehen, noch weniger ob wir nahe oder fern der Ebene, wie hoch oder tief wir uns befänden.

So schlugen wir den Rückweg ein, nur von dem Wun-

sche beseelt, nicht auf demselben noch verhungern zu müssen. Zum Glück entdeckte einer der Leute in einem Baum ein Bienennest, dessen Wachs und Honig wir mit dem größten Appetit verzehrten, und am Nachmittag schossen wir noch einen Leoparden, dessen Fleisch uns ein köstliches Mahl lieferte und unsern peinigenden Hunger, wenigstens für einige Stunden stillte. Fast bis zum Tod ermüdet legten wir uns des Abends nieder und ich bedurfte meiner ganzen moralischen Kraft um nur meine Leute des andern Morgens zum Weitergehen zu bewegen; einige Beeren, die wir im Walde fanden, und ein letzter Schluck Branntwein, war unser Frühstück. Doch auch dieser Tag verging, ohne daß wir unserm Ziel scheinbar näher gekommen waren, und schon verzweifelte ich an unserer Rettung, als endlich am dritten Tage, Nachmittags um drei Uhr ein plötzlich durch den finstern Wald durchschimmerndes Licht unsere Hoffnung neu belebte, und nach einer Stunde ängstlicher Erwartung lag die Ebene vor uns. Kraft und Hoffnung lebte in uns Allen wieder auf, und gönnten wir uns nicht eher Ruhe, bis wir das nächste Dorf am Rande des Waldes erreicht hatten, dessen Bewohner jedoch bei unserm Anblick, gleich wie vor bösen Geistern flohen, so sehr hatte uns der Hunger und die ausgestandenen Strapatzen entstellt! Als sie jedoch sahen, daß wir nur nach Essen verlangten, kamen

sie näher und beeilten sich, uns mit allem Nothdürftigen, was in ihrem Besitz war, zu versorgen. Yams, Bananen, kleine Körbe mit Kassava wurden herbeigebracht, und Alle drückten nur ihren Kummer aus, daß sie uns nicht Besseres anbieten könnten.

Am folgenden Tage trafen wir in der Residenz Olenda's wieder ein, und wurden mit großer Freude empfangen.

Das Wetter war in der letzten Zeit sehr heiß gewesen, und da mir mein langes Haar etwas unbequem wurde, so trug ich eines Tages Makondai auf, es mir abzuschneiden, wozu ich ihm eine Scheere aus meinem Koffer gab. Das that er nun freilich nicht sehr kunstgerecht, denn im Binnenlande von Afrika giebt es keine Friseure. Als der Bursche sein Geschäft verrichtet hatte, sammelte er die abgeschnittenen Haare zusammen und warf sie auf die Straße. Was jetzt vorging, konnte ich nicht ahnen. Plötzlich überraschte mich ein Geräusch wie von Balgen und lauten Streiten vor meinem Hause. Ich sah hinaus und ward so Zeuge einer der herrlichsten Scenen, die ich je gesehen habe. Fast die ganze Einwohnerschaft des Orts hatte sich vor meinem Hause versammelt und war emsig beschäftigt, die auf den Boden zerstreuten Haare aufzulesen und wer keins erreichen konnte, fing mit seinem glücklicheren Nachbar Streit an. Selbst der alte König Olenda befand sich

mitten darunter in eifriger Jagd. Sobald er seinen Theil hatte, verbarg er ihn sorgfältig und ging dann ganz zufrieden fort. Ich rief Olenda zu mir zurück und frug ihn, was er denn mit diesen Haaren anfangen wolle. Er erwiderte: „o Geist! diese Haare sind sehr kostbar; aus ihnen fertigen wir uns Monda's (Fetische); diese bringen uns weiße Männer, Glück und Reichthum zu. Von dem ersten Moment an, wo du zu uns kamst, o Geist! wünschten wir etwas von deinem Haar zu besitzen, wagten aber nicht dich darum zu bitten, weil wir nicht wußten, daß sie sich abschneiden ließen." Gott sei Dank, daß sie nicht auf den Einfall gekommen waren, sich mit Gewalt meinen ganzen Kopf mit Haaren und allem was daran ist, anzueignen, und überließ ich daher gern den alten König seine kostbare Locke von den Haaren eines weißen Mannes.

Als ich eines Tages in das Haus eines Ashira-Häuptlings trat, sah ich daselbst einen Ogana (Götzenbild), den er mir auf dringende Bitten und für gute Bezahlung verkaufte. Es ist die ungeschickte rohe Figur eines kleinen Mannes. Die Bestimmung dieses Bildes ist, das Eigenthum seines Besitzers zu bewachen und Diebe vom Hause abzuhalten; in der That wagte auch Keiner aus einem solchen Hause zu stehlen, so lange ein solcher „Haushalter" in demselben aufgestellt war.

Drittes Kapitel.

Aufbruch nach dem Lande der Apingi. — Uebergang über den Ovigui. — Wir begegnen Remandji, den Häuptling der Apingi. -- Der Rempo Apingi. — Aufnahme bei den Apingi. — Ein Sklave wird mir zum Abendessen dargeboten. — Die Sapadi, eine fabelhafte Menschenrace. — Meine Spieluhr. — Ich werde gebeten einen Berg von Perlen zu machen. — Meine Wahl zum König. — Staatsverhältnisse und Regierung im Innern Afrika's. — Reichthum des Landes. — Kleidung der Frauen. — Meine neuen Verwandten. — Industrie. — Zustände der Sklaven.

Mein Vorhaben in das Innere des Landes weiter einzudringen, stieß jedoch bei meinen Wirthen auf großen Widerstand, der durch die Mißbilligung meines Unternehmens Seitens der zu Olenda berufenen Häuptlinge gemehrt wurde, da sie ihre Handelsinteressen durch das Eindringen eines Weißen nach den fernen Osten gefährdet wähnten. Mit großer Ueberredungskunst suchte ich ihnen daher meine Absichten auseinander zu setzen, daß mich nicht der Handel,

sondern nur meine Lust an Reisen hergeführt habe. Nach langer Debatte erklärte endlich Olenda kurz „dieser weiße Mann muß ganz nach seinen Wünschen handeln können. Er ist mir von meinem Freunde Quengueza zugesandt, und muß gehen können, wohin es ihm beliebt."

Nachdem ich Sorge für Beschaffung der nöthigsten Lebensmittel getragen hatte, brach ich in Begleitung eines größern Gefolges, unter dem sich die drei Söhne Olenda's Minsho, Iguy und Aiaguy befanden, auf.

Es war am Morgen des 6. December als uns der alte Olenda alle nochmals zu sich rief, um seinen Söhnen wiederholendlich die größte Achtsamkeit auf mich einzuschärfen. Der ehrwürdige Alte segnete uns förmlich. Zum Schluß nahm er ein Zuckerrohr, biß ein Stück Mark ab, und spie jedem von der Gesellschaft etwas von dem Saft in die Hand, zugleich auf dieselbe blasend mit den feierlichen Worten „mögt ihr Alle vom Glück begünstigt sein und möge es euch wohl werden, wie der Athem, den ich auf eure Hand blies!" Minsho erhielt nun hierauf das Zuckerrohr, welches er wieder zurückbringen sollte. Gegen Mittag erreichten wir nach einem ermüdenden Marsch durch eine sumpfige Gegend am Fuße der östlichen Anhöhen den reißenden Bergstrom Ovigui, der nur vermittelst einer rohen und sehr gebrechlichen Brücke zu passiren war. Die Strömung

des aus seinen Ufern getretenen und etwa 30 Schritt breiten Flusses war so stark, daß selbst ein guter Schwimmer nicht gegen sie hätte anzukämpfen vermocht, geschweige ich, der nur sehr wenig schwimmen kann. Die sogenannte Brücke bestand aus nichts weiter, als aus einem langen geflochtenen Strick, der um die im Strome stehenden Baumstämme, die gleichsam die Brückenpfeiler bildeten, geschlungen war. Als ich die Brücke sah, sank mir fast der Muth, und war es für mich ein schlechter Trost als mir Minsho erzählte, sie sei noch viel besser, als manche andere, und daß des Jahres hindurch hier manch Dutzend Menschen im Wasser verunglückten. Mit großer Theilnahme und Spannung beobachtete ich nun das Ueberschreiten meiner Gesellschaft, bis denn endlich auch ich folgte, hinter mir Minsho, wahrscheinlich in der Absicht, mich zu erfassen, wenn ich ausgleiten sollte. Ich nahm mich zusammen, so gut ich konnte, um nur ruhig zu erscheinen, denn meine Neger durften nicht ahnen, daß ich vor irgend etwas zurückschrecke.

Nach diesem gefährlichen Uebergange tauchten wir uns wieder in die Urwälder von Ebenholz, Rothholz, Kautschuckreben, und anderer fremden Hölzer. Einige Meilen weiter führte uns der Weg über einen sonderbaren steilen Berg, Ocucu genannt, den wir so wie noch zwei andere mühsam übersteigen mußten, daher wir an diesem Tage

nur 4 Meilen in östlicher Richtung zurücklegten. Allmählich nahm das Land immer mehr den Charakter eines Gebirges an; von allen Seiten stürzten Bergströme herab, die meisten nach dem Rembo Apingi fließend, den oberen Lauf desjenigen Stromes, welcher später unter den Namen N'Guyai, Ogobai und N'Pulunay unweit der Küste bei Biagano sich mit dem Fernand Vaz vereinigt. Die dichten finstern Wälder dieser Gegend sind die Heimath der Gorilla, deren auch einer von mir erlegt ward.

Bei einem Wege über eine Wiese traf ich plötzlich auf eine Echidna nasicornis, eine der giftigsten und nebst der Naja von den Negern am meisten gefürchteten Schlangen. Da ich sie zum Glück sah, als sie noch einige Fuß von mir entfernt war, so gelang es mir sie zu tödten. Diese Schlange ist für unvorsichtige Reisende deshalb so gefährlich, da sie nicht, gleich den meisten andern Schlangen Afrika's, auf die Bäume klimmt, sondern in einem Zustande der Erstarrung im Grase oder in offenen Waldplätzen liegt. Erregt, springt sie rasch auf und läßt sich nicht leicht abschrecken. Gewöhnlich hat sie nur eine Länge von etwa 4 Fuß, ist jedoch verhältnißmäßig sehr dick. Sie ist herrlich gezeichnet und hat an jeder Seite ihres breiten Maules drei hörnerne Auswüchse, von denen der größte

über dem Nasenloche sitzt. Die Neger sagen, daß ihr Biß rasch und unter Schmerzen tödtet.

Als wir am Nachmittage des 10. December einen dichten Wald passirten, drangen plötzlich menschliche Laute an unser Ohr; einen feindlichen Ueberfall fürchtend, griffen wir nach unsern Waffen, bereit unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Doch unsere Furcht erwies sich diesmal für gänzlich grundlos, die Stimmen näherten sich uns und plötzlich stand Remandji, der König der Apingi, mit seinem Gefolge vor uns. Doch noch mehr wie wir, schien er durch unsern Anblick überrascht, sein Erstaunen, mich zu sehen, raubte ihn für einige Momente die Kraft der Bewegung und blieb er wie sein Gefolge fast wie erstarrt stehen, dann aber begann er plötzlich auf eine keineswegs königliche Art zu tanzen, indem er wiederholt ausrief, „der Geist kommt, mich zu besuchen, er kommt, mein Land zu sehen!“ Nachdem seine Aufregung sich etwas gelegt hatte, erzählte er, er sei ausgegangen, um zu fischen, und müsse jetzt seinen vorausgegangenen Frauen folgen, welche die Speisen mit sich führten. Uns wies er an, nach der nahgelegenen Olako (Sommerresidenz) zu gehen, nach welcher auch er für die Nacht zurück zu kommen versprach, da seine Residenz zu weit entfernt sei.

So schritten wir voraus in der Hoffnung, unser Ziel

bald zu erreichen, indessen brach die Nacht herein und es ward immer dunkler, ohne daß wir unsern Stelldichein sichtlich näher gekommen waren; da mich großer Hunger peinigte, so schritt ich meinen Gefährten voraus, in der Absicht, vielleicht eine verirrte Gazelle zum Abendmahl aufzutreiben. Ein Geräusch in der Dunkelheit verleitete mich, unvorsichtig vorzuschreiten, und plötzlich fiel ich in eine 10 Fuß tiefe Grube, wie sie für Elephanten gegraben wird. Hier lag ich hülflos, jeden Augenblick fürchtend von irgend einer großen Schlange überfallen zu werden. Ich schrie, was ich konnte, zum Glück hörten mich meine Leute und zogen mich mittelst eines rasch zugeschnittenen Hakens aus meinem abscheulichen Gefängniß heraus. Solche künstlich mit Laub und Aesten überdeckte Gruben, in denen die Apingi ihre Elephanten fangen, sah ich später noch mehrere.

Endlich erreichten wir den Olako (die Sommerresidenz), und als später Remandji nun auch ankam, hofften wir unsern Hunger stillen zu können; leider wurden unsere Erwartungen getäuscht, indem er nur wenige Fische mitbrachte und mußten wir halb verhungerten Burschen deshalb ohne Abendmahlzeit schlafen gehen; doch suchten wir vergeblich die unsern Körpern so nöthige Ruhe, zahllose Schwärme von Moskitos, deren Stich dem einer Biene glich, verscheuchten den Schlaf von unsern Augen. Rauch und

Feuer blieben gegen sie wirkungslos. Nie habe ich in meinem Leben solche Qualen erduldet, und am Morgen waren unsere Körper mit Geschwüren bedeckt.

Als wir am nächsten Morgen uns wieder aufmachten, und drei Stunden lang durch einen Wald gegangen waren, genossen wir nach plötzlicher Lichtung desselben den prächtigen Anblick des Rembo Apingi. Er war breiter, als ich ihn mir vorgestellt hatte, indem seine Breite mindestens 350 Fuß betrug. Während ich so in Staunen und Wonne versunken dastand und den herrlichen Strom betrachtete, versammelte sich auf dem gegenüberliegenden Ufer die ganze Bevölkerung der dort liegenden Dörfer, deren Geschrei mich aus meinen Betrachtungen weckte. Einige zerbrechliche Kähne und mehrere Flöße wurden herbeigebracht, um uns überzusetzen, und von den Schiffern der Apingi mit vieler Geschicklichkeit hinüber gesteuert.

Das Geschrei dauerte fort, bis ich glücklich in dem größten Hause der Residenz, einer Hütte, in der ich mich jedoch kaum herumzudrehen vermochte, untergebracht war. Nun kam Remandji zu mir, gefolgt von allen alten Männern des Orts und den Häuptlingen der benachbarten Dörfer. Er brachte mir zwei Dutzend Hühner, einige Bündel Bananen und mehrere Körbe mit Kassava, welche zu meinen Füßen niedergelegt wurden, während er zu mir

sagte, „mir ist widerfahren, was weder ich noch einer meiner Vorfahren je sah, sei willkommen, o weißer Mann! o Geist!“ und zu Minsho gewandt „ich danke deinem Vater, daß er mir diesen Geist zugesandt hat, denn kein größer Glück konnte uns widerfahren.“

Nach dieser Anrede wurde mir zu meinem Erstaunen ein an Händen und Füßen gefesselter Sklave überliefert, und Remandji übergab ihn mir mit den Worten „du kannst ihn dir zum Abendbrot schlachten, er ist zart und fett, und du wirst hungrig sein.“ Ich brauchte Zeit, mich von dem Schreck zu erholen, vor Abscheu spie ich aus und ließ den König durch Minsho berichten, daß ich Alle, welche Menschenfleisch genössen, verabscheute, und daß weder ich noch meine Landsleute diesem Laster ergeben wären.

Hierauf erwiderte Remandji „wir haben stets gehört, daß ihr Weißen Menschen eßt. Wozu kauft ihr denn unsere Leute? Warum kommt ihr von uns gänzlich unbekannten Gegenden weit her, um unsere Männer, Weiber und Kinder fortzuschleppen? Geschieht es nicht, um sie in eurem fernen Lande zu mästen und zu verzehren? In dieser Meinung und um dein Herz zu erfreuen, schenkte ich dir den Sklaven.“

Ich hatte große Mühe ihn von seinem Irrthum zu überzeugen, unaufhörlich wandte er ein „nun wenn ihr sie nicht eßt, wozu braucht ihr sie denn?“ Die Erklärung

unserer ländlichen Arbeiten blieb für ihn ein Geheimniß, das er nicht zu ergründen vermochte.

Wie überall, so war auch hier meine äußere Erscheinung ein Gegenstand der Bewunderung, mein schlichtes Haar, meine weiße, jedoch von der Sonne ziemlich gebräunte Haut und meine Kleidung, und endlich drangen sie in mich mit der Bitte, meine Fußbekleidung auszuziehen, um zu sehen, ob ich Zehen hätte, wie sie. Ueberrascht frug ich sie, ob sie daran zweifelten, und erfuhr, daß sie geglaubt hätten, ich gleiche hierin einem Volke, Sapadi genannt, das weit im Innern lebe, und gleich dem Rothwild gespaltene Hufe habe. Schon hatte ich von diesem Mährchen an mehreren andern Orten gehört, am Cap Lopez, wie bei den Camma, den Ashira und jetzt den Apingi, und überall hatte man sich desselben Namens Sapadi bedient. Ich suchte hierüber das Nähere zu erfahren und Remandji ließ gleich einen seiner Sklaven und einen Mann aus dem Shimba-Stamm herbeirufen, welche beide mit der größten Zuversicht behaupteten, Sapadi's gesehen zu haben, es sei eine schwarze Völkerschaft, welche ihnen sonst in allen Stücken gleiche, nur gespaltene Hufe habe, gleich dem Rothwild.

Ich frug „warum fangt ihr nie dergleichen Leute und sendet sie als Sklaven nach der Küste?" „Sie wohnen," war die Antwort, „so weit von uns, daß wir sie nicht er-

reichen können. Nichts konnte sie in ihrem Glauben erschüttern.

Ich zog meine Spieldose auf und setzte sie auf offener Straße auf einen Stuhl mitten unter die Menschenmasse, welche sich versammelt hatte, um den Geist zu sehen. Von den schönen süßen Tönen waren sie äußerst entzückt und voll Verwunderung. Als ich mich nun gar von dem Instrumente entfernte und die Dose allein spielen ließ, da schauten sie abwechselnd nach mir und nach der Dose, und riefen endlich aus „oho! darin steckt der Teufel!" Meine Uhr, welche in dem Vorzimmer die ganze stille Nacht hindurch ihr Tiktak ertönen ließ, war ein Gegenstand ihrer steten Verehrung und wohl sagten sie: „Hört, der Geist wacht über ihn, der jeden tödten würde, der ihn oder sein Eigenthum antasten wollte.

Als sie mich nun gar schreiben sahen, riefen sie aus, ich sei im Begriff Zeug zu machen und mit dem Muster beschäftigt.

Eines Tages trat eine Versammlung von etwa dreißig Apingi-Häuptlingen zusammen, und kamen nach einiger Berathschlagung mit Remandji an der Spitze, zu mir, folgende Worte an mich richtend: „Geist, du bist unser König. Du bist in unser Land gekommen, um uns Gutes zu thun. Du kannst Alles thun." Nun baten sie mich,

ich möchte ihnen einen Haufen Perlen machen, so hoch als den höchsten Baum im Dorfe, damit ihre Weiber und Kinder nur hinzugehen brauchten, um sich zu nehmen, so viel als sie wünschten, desgleichen Zeug, kupferne Kessel, Stangen, Gewehre und Pulver, Alles in Fülle. Das ganze Volk rings umher, der Zahl nach mehrere tausende, stimmte einstimmig bei durch den Ausruf „Yo! Yo!“ Ich sah nun wohl, daß sie diese Bitte in dem größten Vertrauen aussprachen, und ohne daran zu zweifeln, daß es mir ein leichtes sei, ihre Wünsche zu erfüllen. Sie glaubten in Wahrheit, ich mache bei Nacht alle die schönen Dinge, welche ich ihnen Tag für Tag zur Belohnung für ihre Dienste gab, und konnte sie nicht davon überzeugen, daß ich nicht die Macht habe, dieselben durch den bloßen Willen zu erschaffen. Das war nun freilich eine sehr bittre Täuschung für die vielen Gäste, die sich von fern her gesammelt hatten, um Zeuge des erwarteten Wunders zu sein. Wie waren die armen Heiden überrascht, als ich sie so enttäuschte, und nun verdrüßlich von dannen zogen, in der Meinung, ich schlüge ihnen nur eine Gefälligkeit ab.

Der Zusammenfluß von Völkern aus der ganzen Umgegend verschaffte mir die Gelegenheit, sie näher kennen zu lernen, ohne selbst erst zu ihnen zu gehen. Die Frauen schienen mir sich eines reichern Kindersegens zu erfreuen

als die anderen afrikanischen Stämme, da fast jede Frau drei bis vier Kinder hatte. Aber sie sind außerordentlich häßlich, im Vergleich mit den Männern klein und über den ganzen Leib tätowirt, was in ihren Augen als eine besondere Schönheit gilt. Männer und Weiber feilen ihre Zähne ab, was ihnen ein wildes Ansehen giebt. Ihre Hautfarbe ist mehr gelblich schwarz, wie ich überhaupt auf dem ganzen Continent, von den Gegenden der Sahara, bis zu den Apingi bemerkt habe, daß die Bewohner der Berggegenden im Innern hellfarbiger sind, als das Volk an der Küste und in den Ebenen.

Am 18. December wurde ich von Remandji selbst und unter den Beifallsrufen einer ungeheuern Menschenmasse förmlich mit dem Kendo, dem Symbol der Herrscherwürde, bekleidet, wodurch ich gleiche Macht mit dem Könige selbst erhielt, der zu mir sagte „du bist der Geist, den wir noch nie vorher gesehen haben. Wir sind nur ein armes Volk, im Vergleich zu dir. Du bist einer von denen, von welchen wir oft gehört haben, der aus fernem Lande kommt, und den wir nie gehofft hatten zu sehen. Du bist unser König und Herrscher; bleibe stets bei uns. Wir lieben dich, und wollen thun, was du wünschest.“ Hierauf wurde nun unter lautem Jubel Palmwein herbeigebracht und nach der gesetzlichen Art einer Krönung fand nun eine allgemeines

Volksfest statt. Von diesem Tage an kann ich mich also Du Chaillu den Ersten, König von Apingi nennen, und darf mich rühmen, daß wenige Herrscher ihren Scepter mit so allgemeiner Zustimmung ihrer Unterthanen ergriffen haben, als ich. Der Kendo war ein Kunstwerk der Shimba, eines Volkes im fernen Osten, das hier überall für die größten Künstler in Eisen gehalten wird, und mit seinen Eisenwaaren alle Nachbarn versorgt.

Es sei mir hier erlaubt, einiges über die Regierung und Staatsverfassungen im Aequatorialen Afrika zusammen zu fassen. So weit ich auch unter diesen Stämmen kam, so fand ich nur eine Staatsform, welche man die patriarchalische nennen kann, indem jeder Stamm in zahlreiche Geschlechter (Clans) sich theilt, die wiederum in zahllosen kleinen Dörfern zerstreut leben, jedes mit ihren unabhängigen Häuptlingen. Die Würde eines Häuptlings ist bis zu einem gewissen Grade erblich, indem das Recht der Nachfolge dem Bruder des regierenden Königs oder Häuptlings zufällt. Indessen hat das Volk und besonders die Aeltesten des Dorfs das Recht des Veto, und können bei hinreichendem Grunde dem angestammten Erben von der Nachfolge ausschließen und sie auf einen übertragen, den sie für würdiger halten. Der Häuptling ist dann gewöhnlich ein alter Mann, der schon vor seiner Erwählung großen Einfluß genoß.

Der Handel mit den Weißen ist, außer in der Nähe des Gaboon, von geringer Bedeutung. Landeigenthum giebt es so wenig wie Viehzucht, daher besteht der Reichthum, welcher einem Manne Wichtigkeit verleiht, in seinen Sklaven und Frauen, und je mehr er Weiber und also auch Schwäger und Schwiegerväter besitzt, desto größer ist seine Macht. Obgleich die Natur des Landes und der gänzliche Mangel an Nationalgeist solche Raubzüge, wie sie in Dahomey und andern Staaten vorkommen, in diesen ausgedehnten Gegenden unmöglich machen, sind dennoch Leben und Eigenthum keinesweges gesichert. Der Afrikaner ist neidisch, und betrachtet den Wohlstand seines Nachbars mit scheelen Augen, so daß ein Mann, der an Sklaven und Weibern reich ist, in beständiger Lebensgefahr schwebt, namentlich hat er seine Verwandten, die nach der reichen Erbschaft lüstern sind, zu fürchten. Es bedarf dann oft nur den Verdacht der Zauberei gegen ihn zu erregen, Zeugen finden sich leicht, und sein Geschick ist entschieden; bei einem andern Stamme Zuflucht suchend, bleibt er zeitlebens ein Verbannter. Bietet er aber auch der Anklage die Stirn, so muß er wenigstens dem Mbundu sich unterziehen, und wofern er nicht sehr feste, einflußreiche und treue Freunde hat — etwas hier sehr Seltenes — so ist er dennoch verloren.

Was andern Besitz betrifft, wie z. B. Elfenbein oder

Handelsgüter, so werden sie sorgfältig verborgen gehalten, nur der Eigenthümer selbst, seine Hauptfrau und wenige zuverlässige Freunde kennen deren Vorhandensein.

Die Dörfer sind hier nirgends sehr volkreich. Wenige haben über tausend Einwohner, viele nur ein paar hundert und die meisten kaum hundert, weshalb große Unternehmungen auf Raub oder Mord nicht gut möglich sind, ganz abgesehen von der Beschaffenheit des Landes, das meistens ein undurchdringlicher Wald ist, und des gänzlichen Mangels an Lastthieren.

Dennoch sind Kriege häufig, ja in manchen Gegenden fortwährend. Veranlassungen dazu geben bald Unredlichkeit im Handel, Liebeshändel mit fremden Weibern, Verlangen nach Sklaven, sei es zum Hausgebrauch oder zum auswärtigen Handel, Beschuldigungen wegen Zauberei, oft auch nur Eifersucht auf das größere Glück des Andern.

Sowohl im Kriege wie auf der Jagd zeigen sie wenig Muth, Kühnheit schätzen sie gering, Schlauheit und Verrätherei aber bewundern sie; mit den Weibern und Kindern des Feindes haben sie kein Erbarmen, und sind grausam gegen jeden, der in ihre Gewalt fällt.

Das Land, dessen König ich nun war, hat einen besondern Reichthum an derjenigen Palmenart, welche das Oel liefert. Leicht ließen sich tausende von Tonnen Oel

gewinnen und nach der Küste flößen, wäre nur erst der Handel dahin eröffnet. Sie selbst gewinnen aus den Nüssen dieser Palmen nur sehr wenig Oel und bedienen sich desselben nur, um sich den Kopf und den Körper einzureiben. Desto mehr lieben sie den Palmwein; doch fällen sie, um den Saft zu gewinnen, den Baum nicht, wie manche andere Stämme, sondern zapfen ihn nur an.

Die Frauen haben eine eigenthümliche Art sich mit Linien zu tätowiren. Ein breiter Streifen wird von dem Hintertheil des Halses über die Schultern bis zwischen die Brüste in einem scharfen Winkel gezogen. Andere Streifen gehen in Curven über den Rücken und von der Brust hinab nach dem Unterleib. Je mehr solcher Figuren, desto größer die Schönheit. Ihre ganze Kleidung besteht aus nur zwei kleinen aus Apingi-Stoff gefertigten Tüchern, und gehen sie daher fast nackend, während ihre Männer oft völlig bekleidet sind. Dies hat sie jeden Restes von Schamhaftigkeit beraubt, der sich sonst bei den andern Stämmen noch vorfindet, wiewohl man sie nicht unzüchtig nennen kann. Remandji's Hauptfrau oder Königin, ein ziemlich nettes junges Weibchen, kam eines Tages mit ihrem Eheherrn, um mich zu besuchen. Ich schenkte ihr ein Stück schönes baumwollenes Zeug, welches ihr so viel Freude bereitete, daß sie zu meiner großen Ueberraschung sogleich anfing sich zu ent-

kleiden, um mein Geschenk anzulegen. Als sie sich jedoch auf diese Art in den Zustand der Natur versetzt hatte, zog manches andere von meinen Gütern ihre Aufmerksamkeit auf sich, und sie fing mit der größten Unbefangenheit an zu schwatzen und sich lange Zeit umzusehen, ehe sie nur daran dachte, das vernachlässigte Kleidungsstück anzulegen, was sie denn mit der größten Muße und ohne jeden Zeichens einer Verlegenheit that.

Ein kleines Abentheuer hatte ich mit einer andern Frau. Mit der bei den afrikanischen Königen üblichen Freigebigkeit hatte mir auch Remandji gleich bei meiner Ankunft bedeutet, ich möchte eine von seinen Frauen, oder welche andere vor meinen Augen Gnade fände, ganz als die meinige betrachten. Als ich ihm nun bemerklich machte, daß man in meiner Heimath nicht so aus dem Stegreif heirathe, so war ihm das ganz unverständlich. Da nun doch die Frauen hier die Wirthschaft führten, so sah ich mich genöthigt, auch eine als Haushälterin, Köchin und Dienstmagd anzustellen, und wählte dazu eine der ältesten und häßlichsten aus. Das ging auch zwei bis drei Tage zur beiderseitigen Zufriedenheit bis jedoch eines Morgens eine Gesandtschaft von Männern und Frauen bei mir eintrat, welche mich mit großer Freude als ihren Vetter begrüßten, und mir für die ihnen angethane Ehre dankten,

daß ich ihre Verwandten zum Weibe genommen habe und baten mich nun ernstlich um Geschenke.

Ich gestehe, da riß mir die Geduld. Ich nahm einen Stock und trieb meine neuen Vettern und Muhmen aus dem Dorfe, indem ich ihnen noch meine verleumderische Haushälterin aufpackte, und alle Schimpfreden der Apingi auf sie häufte, die ich nur irgend wußte. Als ich mein Abentheuer Remandji erzählte, lachte er und sagte „da siehst du — warum hast du meinen Rath nicht befolgt?"

Die Apingi sind für Afrikaner ein sehr betriebsames Volk; sie sind die Verfertiger des Zeuges, welches in ganz West-Afrika so sehr gesucht ist. Hierzu bedienen sie sich des Faserstoffes der Blätter eines Palmbaumes, der mir noch nicht bekannt war. Dieses Zeug heißt, wenn in Tuchform, Mbongo, und gelangt von einem Stamme zum andern, selbst bis an die Küste. Man erzählte mir, daß diese Palme eingeht, wenn sie einmal Saamen erzeugt hat. Obgleich sie wild gefunden wird, so pflanzt man sie doch rings um alle Häuser und in ihr besteht der Hauptreichthum der Apingi. Dieser Anfang einer Bodenbenutzung war mir in Afrika etwas Ueberraschendes und ein endgültiges Zeugniß, wie sehr die Apingi allen übrigen Negerstämmen, auf die ich traf, selbst den Bakalai und Shekiani weit in Gesittung überlegen sind

und denen nur Hausvieh und Heerden mangeln, um ein glückliches Volk zu werden. Während in allen übrigen Stämmen eine Stadt nur ein zeitweiser Ruheplatz ist, der bei dem ersten eintretenden Todesfall aufgegeben und nicht wieder aufgebaut wird, so bleibt ein Apingi-Dorf wenigstens für lange Zeit an derselben Stelle. Der Leser kann sich daher denken, mit welcher Freude ich ein so ansäßiges Volk begrüßte, welches Privateigenthum in Bäumen anerkennt und schätzt, und sich mit Anfertigungen von Zeugen beschäftigt. Eben so merkwürdig, als die Anfertigung der Zeuge selbst, ist ihre Art, wie sie mit Nadel und Zwirn fast so eine feine Nath wie unsere Schneider nähen.

Die Sklaverei in diesen Gegenden hat im Grunde mit dem auswärtigen Sklavenhandel nichts zu schaffen. Es hat hier Sklaven gegeben lange bevor ein Depot an der Küste errichtet ward. Hier ist sie durch eigene Gesetze geregelt; so fand ich in allen Stämmen zwei Arten von Sklaven. Die bevorzugtere Klasse sind die Haussklaven, welche nicht außerhalb des Stammes verkauft werden dürfen, schon eine gewisse Art von Freiheit genießen und sogar eine Stimme und Einfluß in ihrem Dorfe haben. Sie werden von ihren Herren geschützt, haben oft ein eigenes Besitzthum und nur die Pflicht für den Unterhalt ihrer Herren

entweder durch die Jagd oder durch Beihülfe im Feldbau zu sorgen.

Selten sind die Herren hart und streng gegen ihre Sklaven, meistens schon aus Furcht, der Sklave könne sie aus Rache bezaubern. Dennoch hat der Sklave stets eine geringere Stellung als der Freie; der Herr kann ihn, wenn er will, tödten, ohne daß Jemand das Recht hätte, dagegen Einspruch zu thun, da Sitte und Landesgebrauch ihn in diesem Vorrechte schützen. Manche Sklaven genießen das Vertrauen ihrer Herren in einem so hohen Grade, daß sie mit den kostbarsten Gütern betraut zu weiten Handelsreisen ausgesandt werden, welche Aufträge sie gewöhnlich mit großer Gewissenhaftigkeit ausführen.

Die Negerstämme, welche mit der Küste in Verbindung stehen, und für ihre Sklaven einen Markt finden, bedienen sich auch derselben, um durch sie fremde Sklaven aus dem Innenlande aufzukaufen und herbei schleppen zu lassen. Dies ist jedoch eine ganz verschiedene Art von Sklaverei, und ein Haussklave hat in den meisten Fällen nicht zu befürchten, nach der Küste verkauft zu werden, so lange er nur keines Verbrechens beschuldigt wird. Der Sklavenmarkt erhält jetzt seine Zufuhr fast ganz aus dem Innern und namentlich sind in der letztern Zeit viele Sklaven von dem wilden Volke der Fans nach der Küste ge-

schleppt worden, ebenso von den Ashira und Apingi, sowie von den zahlreichen unter diesen lebenden Stämmen, welche den Weißen bis dahin gänzlich unbekannt waren. Gleich einem Elfenbeinzahn oder einem Stück Ebenholz werden sie von einem Stamme zu dem andern bis zum Cap Lopez verhandelt.

Man kann sich wohl denken, daß die starke Nachfrage dazu führt, die Beschuldigungen von Zauberei und andern Verbrechen zu vervielfältigen, für welche Sklaverei die Strafe ist. Dadurch wird leider dieser Aberglaube begünstigt, doch muß man andererseits nicht vergessen, daß weil jetzt ein Mensch zu hohen Werth hat, um ihn zu tödten, er eher verkauft wird, wenn aber diese auswärtige Nachfrage nicht wäre, so würden alle diejenigen, welche der Zauberei beschuldigt werden, ohne Erbarmen umgebracht.

Man frage nur die Leute in einem Stamme, und man wird euch sagen, daß sie nie ihre eigenen Leute verkaufen, sondern daß sie Alle Freie sind. Dennoch wird der aufmerksame Beobachter finden, daß Schuldner oft verkauft werden, noch häufiger Zauberer, Ehebrecher, Betrüger, stets aber, wie gesagt, werden sie nur an den benachbarten Stamm, niemals an den eigenen verkauft. Wo Stämme dem Aussterben entgegengehen, werden die als Sclaven ge-

bornen Kinder von ihrem Herrn nicht verkauft, sondern bilden eine eigene Art von Bevölkerung.

Wie tief das Sklavensystem in das ganze Leben der Negerstämme eingewurzelt ist, beweist wohl am schlagendsten der Umstand, daß von der Küste bis zu dem fernsten Innern, wohin ich dringen konnte, die Handelseinheit der Werth eines Sklaven ist. Wie wir Amerikaner von einem Dollar, die Engländer von einem Pfund Sterling, so reden die Afrikaner von einem Sklaven. Wird ein Mann bestraft, oder kauft er sich ein Weib, so geschieht es um so und so viel Sklaven. Hat er vielleicht keine Sklaven, so zahlt er so viel an Elfenbein, Ebenholz, Rothholz oder andern Handelsgütern, als der Werth dieser Sklaven an dem Orte betragen würde. Hierbei darf man nicht vergessen, daß der Werth eines Sklaven, je weiter nach dem Innern, desto geringer ist, z. B. bei den Apingi nur etwa ein Siebentel von dem Werthe eines Sklaven am Cap Lopez.

Eine größere Entwickelung eines regelmäßigen Handels würde für diese Völker eine große Wohlthat sein. Manche Handelsartikel, wie Gewehre, Pulver, Tabak, Messing und Eisen in verschiedenen Formen u. s. w. sind für die Negerstämme, welche im Handelsbereich der Weißen wohnen, zum Bedürfniß geworden, weil sie aber in hinreichender Menge

kaum zu erlangen sind, so stehen sie folglich in sehr hohem Preise. Dieser hohe Preis ist aber jetzt für die Gier des Afrikaners eine gefährliche Versuchung. Da er über Leben und Tod seiner Kinder Gewalt hat, so steht er oft gar nicht an, sie zu verkaufen, wenn ihm eines dieser Bedürfnisse ausgegangen ist. Er findet z. B., daß eines seiner Kinder nicht wohl gebildet ist, nicht Verstand genug hat, oder fürchtet, es wolle den Vater bezaubern, dann wird mit den Verwandten der Mutter ein Familienrath gepflogen, ein Antheil an dem Kaufertrage wird ihnen zugesagt — denn auch sie haben Rechte an dem Kinde — und ist die Zustimmung erreicht, so wird das arme Kind verkauft.

Nähme nun ein gesetzmäßiger Handel zu, so würden solche Versuchungen wegfallen. Zu gleicher Zeit würde nach meiner Ueberzeugung die Einführung der Landwirthschaft, die Anpflanzung von Baumwolle und Zucker zur Ausfuhr dazu dienen, die Fesseln des Sklaven eben so sehr aufzuschließen, als dessen Werth für den Herrn zu erhöhn. Für jetzt trägt der Sklave nur zu dem Wohlstande und Ansehn seines Herrn bei, dann aber würde er auch im Interesse desselben wirksam sein. Man zeige nur dem Neger, welchen Vortheil er von dessen Arbeit haben könne und er wird auch dessen Leben und Besitz höher schätzen.

Viertes Kapitel.

Fahrt auf dem Rembo Apingi. — Religiöse Vorstellungen der Neger. — Kendo-Eichhorn. — Ein unfreiwilliges Bad. — Ein faulender Leichnam im Dorfe. — Mangel an Salz. — Die Samba-Nagoshi-Fälle. — Aufbruch nach dem östlichen Gebirgszuge. — Uebler Empfang bei den Isogo. — Hunger zwingt uns zur Umkehr. — Heimweh. — Abschied von Remandji. — Rückkehr nach der Küste. — Schluß.

Ich hatte mir nun vorgenommen, den Fluß Rembo Apingi weiter hinauf zu beschiffen, und es ward zu diesem Zwecke eine kleine Flotte von Kähnen herbeigeschafft, von denen ich mit Remandji und einem Ruderer den größten bestieg, während die übrigen Kähne uns folgten.

Unter den Gesängen der Ruderer und während ich mich auf dem Boden des Kahnes sehr unbehaglich befand, fuhren wir langsam den Fluß hinauf, an mehreren Apingi-Dörfern vorbei. Diese sind jedoch nicht so niedlich, als die Dörfer der Ashira; während in den letztern jedes Haus seine Veranda, in welcher gekocht wird, hat, dient in dem Hause eines Apingi dasselbe Gemach zum Kochen, Schlafen

und Aufbewahren. Sonst sind die Häuser der Apingi gleich denen der Ashira von Rinden gebaut, und das Dach mit großen Blättern überdeckt.

Nach kurzer Fahrt landeten wir an dem Dorfe Agobi's, eines Häuptlings, den ich schon früher gesehen hatte. Er schenkte mir einige Hühner, bedauerte aber, daß ihm die Leoparden alle seine Ziegen aufgefressen hätten. Hier sah ich den größten Aschango-Baum, der mir je vorgekommen ist; er hing voll Früchte, die größer als Oliven, ganz fleischig und wenn sie reif sind, von dunkelrother Farbe sind. „Diesen Baum und viele andere", sagte mir Agobi, „hat schon mein Großvater gebaut", ein Beweis, wie sehr Eigenthum hier geachtet wird. Die Frucht dieses Baumes wird gekocht und hat dann eine angenehme Säure, welche in diesem Klima eben so wohlschmeckend als gesund ist.

Den Aberglauben und seinen traurigen Folgen ist dieses Volk in nicht geringerem Grade unterworfen, als die Stämme in der Nähe der Küste, auch sie sind der Meinung, der Tod sei die Wirkung von Zauberei; wenn auch bei ihnen nicht, wie bei den Camma, Shekiani's, Bakalai's und andern Stämmen jeder einzelne Todesfall die Veranlassung zur Aufgabe ihres Wohnsitzes wird. Unter den Küstenstämmen genießen die Apingi als Beschwörer einen großen

Ruf und ihr Land ist das Land Aniemba's, die Schule der Geisterbanner. In Folge dessen stehen auch die Fetische der Apingi bei den Küstennegern in hohem Werthe, besonders diejenigen, welche die Unfruchtbarkeit der Frauen beseitigen, weshalb mir auch eine große Zahl kinderloser Väter in Biagano ausdrücklich aufgetragen hatten, ihnen einige Monda's der Apingi mitzubringen, allein, ganz abgesehen, daß mir der Preis derselben zu hoch war, konnte ich mich auch nicht dazu entschließen, ihren unsinnigen Aberglauben auf solche Art noch weiteren Vorschub zu leisten.

Fetischismus ist der Name, mit welchem die Europäer die Religion der Eingebornen West- und Süd-Afrika's bezeichnen. Dieses Wort stammt aus der Sprache der Neger, in der „Feitico" etwas Magisches, Zauberhaftes bedeutet. Ein Wort, welches unserm Ausdrucke „Religion" entspräche, haben diese Völker nicht und bedürfen desselben auch nicht, da ihnen der Begriff eines Glaubenssystems mangelt. Unter Fetischismus verstehen sie die Verehrung von Götzenbildern, lebendiger und lebloser Gegenstände, z. B. Schlangen, Vögel, Bergspitzen, Federn, Zähnen u. s. f.; so wie den Glauben an die Existenz guter und böser Geister, an die Kraft von Zaubermitteln, Monda genannt, und an die Bedeutung der Träume.

Ihre religiösen Vorstellungen sind höchst unbestimmt und dunkel, und kaum wird man zwei Personen finden, deren Ansichten über irgend einen Gegenstand, über welchen der Reisende Auskunft sucht, übereinstimmten. Nach den sorgfältigsten und umfassendsten Forschungen würde es mir doch nicht möglich sein, eine Reihe von Sätzen aufzustellen, aus dem sich irgend ein Glaubenssystem bilden ließ.

Das Einzige, worüber ich eine bestimmte Ueberzeugung gefaßt habe, ist, daß diese Völker, wiewohl sie Opfer auf den Gräbern ihrer Freunde bringen, zuweilen sogar das Blut von Sklaven auf dem Grabe eines Häuptlings oder Familienvaters vergießen, obgleich sie sich vor den Geistern der kürzlich Verstorbenen fürchten, auch fest an Bezauberung glauben, doch in den äußersten Materialismus versunken sind und nicht nur keine bestimmten Vorstellungen von einem Zustande der Seele nach dem Tode haben, sondern nicht einmal an deren Existenz für einige Zeit, nachdem sie den Körper verlassen hat, glauben.

Sie fürchten die Geister der jüngst Verstorbenen und legen Geräthe, Kleider und Speisen auf ihren Gräbern nieder. Sie glauben, daß die Geister der Männer und Frauen, welche zu Ehren des Verstorbenen auf dessen Grabe erschlagen worden sind, sich mit dem Geiste dieses letztern verbinden. So lange die Trauerzeit währt, wird

das Andenken des Verstorbenen bewahrt und sein Geist gefürchtet, aber mit der ermattenden Erinnerung hört der Neger auf, an die fernere Existenz zu glauben.

Man frage einen Neger, wo der Geist seines Großvaters oder Urgroßvaters sei, den er nie kannte, und er wird zuversichtlich antworten: „es ist zu Ende, ausgegangen, er ist fortgegangen", er ist nicht mehr, weiß auch nicht, wohin er gegangen ist.

„Glaubst du", frug ich mehrmals, „daß ein Gott ist?"

„Ja."

„Denkst du, daß du Gott nach dem Tode sehen wirst?"

„Nein."

„Nach dem Tode ist Alles aus", ist die gewöhnliche Redensart.

Der gänzliche Mangel an einem systematischen Glauben kommt auf die seltsamste Weise zur Erscheinung. So erzählte mir ein Neger, daß die Seele eines Mannes, den er gekannt habe, in die Wälder gezogen sei, und jetzt einen gewissen Vogel bewohne, welcher deshalb geheiligt sei. Fragte ich ihn nun, ob er an eine Seelenwanderung glaube, so sagte er zuversichtlich „Nein". Er glaubte also nur in diesem besonderen Falle und aus irgend einem besonderen Grunde, z. B. „der Oganga oder Beschwörer hat so aus-

gesagt". Nur in einem Punkte des Glaubens, des Glaubens an die Existenz und Macht zweier großer Geister, deren einer Abambu oder Ocucu, der andere Mbuiri heißt, fand ich bei allen Stämmen, die ich besuchte, eine gewisse Uebereinstimmung. Wenn auch die Namen bei den einzelnen Stämmen verschiedene sind, so ist ihr Glaube im Ganzen überall derselbe. Beide scheinen als böse Geister gefürchtet zu werden, die jedoch zuweilen auch Gutes thun. Sie werden nicht durch Götzenbilder dargestellt, aber Häuser werden für sie erbaut, in denen sie, von ihren Wanderungen ermüdet, ausruhen, und in denen ihnen Nahrung vorgesetzt wird. Von dem einen glaubt man gewöhnlich, daß er weniger Böses thue, als der andere, weshalb er bisweilen im Vergleich zum andern ein guter Geist genannt wird.

Der Name Aniambie soll, sagt man, Gott bedeuten, allein von einem höchsten und allmächtigen Geiste, der Alles erschaffen hat und erhält, haben diese Neger keinen Begriff. Das oft erwähnte Wort Aniemba, welches damit zusammenhängt, bedeutet „von einem Zauber besessen".

Der vornehmste Götze eines Stammes wird in einem eigends dazu bestimmten Hause aufbewahrt, nach welchem dessen Verehrer wallfahren, bevor sie auf die Jagd oder zu andern wichtigen Unternehmungen ausziehen. Dort opfern sie dem Götzen Speisen und flehen ihn unter Tanz und

Gesang um seinen Schutz an. Dergleichen Götzenbilder werden von einer Generation der andern überliefert und in hoher Achtung gehalten. Außerdem besitzt noch jede einzelne Familie ihre Hausgötzen, die jedoch ein geringeres Ansehn genießen.

Alle ihre Götzenbilder haben ein abschreckendes Aeußere und man glaubt, daß sie sprechen, herumgehen, essen und trinken, kurz sich ganz wie alle Menschen geberden. Merkwürdig ist, daß sie keine Priester haben, denn ihr Oganga oder der sogenannte Doktor, ist ihr Weiser und Arzt, der die bösen Geister bannt und ihren Zaubermitteln die Kraft ertheilt; mit den Götzen selbst und dessen Cultus aber hat er nichts zu schaffen.

Den Götzen zunächst kommen die Monda oder Zaubermittel, denen die Neger ihr unbedingtes Vertrauen schenken. Nicht leicht findet man einen Neger ohne ein oder mehrere solcher Monda's, die an ihrem Halse oder Leibe hängen, und aus Häuten seltener Thiere, den Krallen der Vögel, Zähnen von Krokodilen und Leoparden, getrocknetem Fleisch oder Gehirn von Thieren, Federn seltener Vögel, Asche gewisser Holzarten, Haut und Knochen von Schlangen u. dergl. mehr gefertigt sind. Für die Oganga's oder Doktoren ist die Zubereitung dieser Monda's die Quelle beträchtlicher Einnahmen, und sie selbst scheinen zu ihnen

das größte Vertrauen zu hegen. Jeder Monda hat seine besondere Kraft; der eine schützt vor Krankheit, ein anderer verleiht dem Jäger oder Krieger Muth, ein dritter dem Liebhaber Erfolg &c. Trügt einmal der Monda, so wird das Vertrauen zu ihm dadurch nicht geschwächt, denn man nimmt an, daß irgend ein mächtiger und boshafter Zauberer einen noch kräftigeren Gegenzauber ausgeübt habe, welchen man zum Opfer gefallen sei.

Nach dieser allgemeinen Abschweifung kehre ich zu meinem Aufenthalte bei den Apingi zurück. Ich schoß daselbst ein merkwürdiges kleines Thier, das von den Apingi's Kendo genannt wird und welches eine kleine Species des Eichhorn ist und ich daher Sciurus minutus nannte. Dieses niedliche zierliche Thier springt wie seine größern Brüder von Ast zu Ast, sitzt, wenn es seinen Fraß verzehrt, auf den Hinterfüßen, den Schwanz über den Rücken gelegt, gleich unsern heimischen Eichhörnchen. Als mein Führer sah, wie in Folge meines Schusses das kleine Ding auf den Boden stürzte, war sein Erstaunen grenzenlos, und die Neger erzählten mir nach der Heimkehr, es sei dies für sie das erste bekannte Beispiel von der Tödtung eines Kendo. Es sei dies nur durch Beihülfe eines sehr mächtigen Monda's möglich gewesen und ich möchte ihnen doch auch solche Monda's anfertigen.

Den 20. und 21. December setzten wir unsere Fahrt aufwärts des Stromes fort und gelangten nach einer herrlichen Gebirgsgegend voll erhabener Majestät. Keine Flußschnellen hinderten unsern Lauf, es war die Regenzeit, und die Natur wurde durch den Gesang zahlloser Vögel und durch das Summen der Insekten belebt. Die Ufer umher prangten im frischesten Grün, tausende von Blüthen wiegten sich auf ihren zarten Stengeln und erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen, überall Schaffen und Leben, wohin man blickte, ich träumte mich zurück nach meiner Heimath, nach Amerika.

Gegen Abend ereignete sich, was ich, so oft ich unser Boot betrachtete und dessen Zerbrechlichkeit wahrnahm, längst schon befürchtet hatte. Ein Kahn, der uns entgegen kam, wurde vom Strom ergriffen und stieß, ehe wir ihm ausweichen konnten, auf den unsern. In einem Moment waren beide Kähne umgestürzt. Die Neger schwammen ruhig und unbekümmert nach dem Ufer, und ich Armer wagte in meiner Ungeschicklichkeit nicht, mich dem Strome anzuvertrauen, sondern hielt mich, so gut es ging, an dem Kahne fest. Zum Glück waren wir nicht weit von dem Ufer und Remandji nebst meinem Ruderer zogen das Boot so nahe heran, daß ich Fuß fassen und hinaus waten konnte. Trotzdem konnte ich mich des Lachens über das alte Weib, deren

Kahn den Unfall veranlaßt hatte, nicht enthalten. Sie schwamm gleich einem Matrosen im Strome, beständig schreiend „wo ist mein Bündel Bananen? schafft mir meine Bananen!“ und konnte sich über den Verlust derselben gar nicht beruhigen. Alle Apingi schwimmen wie die Fische, und mögen wohl bei ihren kleinen Kähnen, die den Muschelschaalen gleichen, oft genug Gelegenheit dazu haben.

Naß, wie ich war, mit meinem kleinen Kasten mit Kleidern, marschirten wir nach einem dem Ufer zunächst gelegenen Dorfe, allein beim Eintritt in dasselbe kam uns ein so scheußlicher und ekelhafter Geruch entgegen wie von Speiseresten im letzten Stadium der Fäulniß, und schien das ganze Dorf von diesem Geruch erfüllt zu sein. Auf meine Frage erfuhr ich, es rühre dies von dem verfaulten Leichnam eines Mannes her, der schon vor sieben Tagen gestorben sei und es herrsche hier die Sitte, den Leichnam so lange in dem Sterbehause liegen zu lassen, als es irgend geht.

Ich erklärte natürlich sofort hier nicht aushalten zu können, wenn der Leichnam nicht sogleich begraben würde. Man führte mich demnach an das Ende des Dorfes vor dem Winde, wo die Luft von dem faulenden Geruch weniger angesteckt war. Nun denke man sich aber mein Erstaunen und gleichzeitige Wuth, als gerade jetzt ein

Mann erschien, welcher auf seinen Schultern den fast nackten und verwesenden Körper trug. Es sah ganz so aus, als wollten sie meines Vorurtheils auch noch spotten. Dem war nun nicht so, sondern es war dies das Leichenbegängniß; ohne Sarg trägt der nächste männliche Anverwandte den Leichnam auf seinen Schultern bis auf eine kleine Entfernung von dem Dorfe, und sonst folgt Niemand dem Verstorbenen zu seinem Ruheplatze. Da ist kein Todtenacker, kein Grab, sondern nur einige Elfenbeinzähne, einige Armbänder oder andere Zierrathen des Verstorbenen werden neben dessen Leichnam niedergelegt.

Während meines Aufenthaltes in diesem Dorfe gebar eine Frau Zwillinge, von denen jedoch das eine sogleich getödtet ward, da die Neger den Glauben haben, wenn man beide leben ließe, müsse die Mutter sterben. In Obindji's Residenz sah ich einst zwei siebenjährige Knaben, die dem traurigen Geschick entgangen, und deren Mutter doch noch am Leben war; allein diese ward auch von dem übrigen Volke als ein Wunder angestaunt und gepriesen.

Bei der weiten Entfernung dieser Gegend von der Küste ist Salz ein Luxusartikel, sehr knapp und steht daher auch in so hohem Werthe, daß 10 Pfund Salz gleich einem Sklavenknaben geschätzt wird. Ich zweifle nicht, daß dieser Mangel an Salz der Grund ihrer epidemischen

Hautkrankheiten und Geschwüre ist, wiewohl diese bei den Apingi nicht so häufig vorkommen, als bei den Bakalai.

Da ich nun meines Kahnes beraubt war, so war ich zur Aufgabe meiner weiteren Reise den Fluß hinauf, wie ich sie beabsichtigt hatte, gezwungen. Soweit ich den Rembo Apingi beobachtet habe, fließt derselbe fast ganz nach Süden und mag bei ziemlicher Tiefe eine Breite von 3—400 Schritt haben. So kehrten wir denn am 24. Dezember, gerade am Weihnachtsheiligabend nach Remandji's Residenz zurück, und nachdem ich mir am folgenden Tage den größten und stärksten Kahn, der überhaupt dort zu finden war, verschafft hatte, machte ich mich auf, den Fluß hinab zu schiffen, um eine Ansicht des größten Wunders dieser Gegend, der Samba-Nagoshi-Fälle, von denen ich schon so viel gehört hatte, zu gewinnen. Ein Dutzend Kähne mit Negern begleiteten mich. Mit reißender Schnelle fuhren wir an den Dörfern der Kamba, Avica, Ojunga und Njavi vorüber. Immer großartiger und kühner ward, je weiter wir vorschritten, die Landschaft, die Ufer wurden, je mehr wir uns den Bergen näherten, immer höher und steiler, die Strömung des Flusses immer heftiger. Endlich vernahmen wir aus der Ferne das dumpfe Brausen des Falles, doch die Neger behaupteten, es sei noch weit bis hin. Hier aber, etwa 12 Meilen von

Remandi's Wohnung entfernt, begannen die Stromschnellen des Flusses, und bedrohten die kleinen Apingi-Kähne mit gänzlichem Untergang. Ich ließ deshalb die Barken an das Ufer fahren, und machte Halt. Schon war es fast finster, als wir uns neben dem Strom lagerten, lauschend auf das Tosen des nicht allzuweit entfernten Falles, den ich mir am folgenden Tage auf dem Landwege aufzusuchen vornahm.

Das mächtige Rauschen des Falles tönte die ganze Nacht hindurch in meinen Ohren, und am nächsten Morgen hatte ich das Verlangen, sobald wie möglich aufzubrechen, um bis zu ihm vorzudringen. Doch ach! Niemand wollte mich dahin begleiten. Die Neger behaupteten, es wohnten in dem Walde mehrere feindlich gesinnte Bakalai, welche sie umbringen würden, und ich selbst mußte leider beim ersten Versuch durch das undringliche Gebüsch mir allein einen Weg zu bahnen, jeden Gedanken an Fortsetzung meines Marsches aufgeben. Es war freilich eine bittere Täuschung, auf diesen Anblick, so nah am Ziel, dennoch verzichten zu müssen, aber der Reisende in Afrika lernt ab und zu durch bittere Erfahrungen den Umständen sich fügen, und zu danken, wenn er nur im Ganzen den Hauptzweck seines Unternehmens nicht vereitelt sieht.

Alle Beschreibungen, welche die Neger von diesen

Samba-Nagoshi-Fällen machen, bezeugen, daß sie einen majestätischen Anblick gewähren müssen, das größte Naturwunder, von welchem alle Stämme, selbst die am fernsten wohnenden, gehört haben und mit Scheu und Bewunderung sprechen. Ein noch besserer Beweis dafür ist die beträchtliche Wassermasse, welche der Apingi mit sich führt, sowie das schaurige Getöse, mit welchem der Fall auf weite Entfernung die Luft erfüllt. Ich habe sie zu Ehren Ihrer Majestät der Kaiserin von Frankreich die Eugenia-Fälle genannt.

Meine Begleiter erzählten mir, daß früher, bevor die wilden und verrätherischen Bakalai sich in dieser Gegend niedergelassen hätten, ihre Stammesgenossen auf dem Flusse bis zu dem Stamme der Anenga, welche jetzt an dem Zusammenfluß des Rembo Nguyai mit dem Rembo Okanda herrschten, hinabgezogen seien. Die Stämme an dem Ufer dieses Flusses heißen von oben an gerechnet Njavi, Evili, Ngaloi und Anenga. Den Rembo Okanda habe ich selbst nicht gesehen und nach Allem, was ich von ihm in Erfahrung bringen konnte, muß dieser Strom dem Rembo Nguyai an Größe noch überlegen sein. Auch Remandji, welcher in dieser Gegend gewesen war, bezeugte mir, daß der Rembo Okanda fünf bis sechs Tagereisen aus Nordwesten käme, und das dazwischen liegende Land sehr bergig sei. Das andere Ufer des Rembo Apingi

bewohnen die kriegerischen Apono, welche den Dialekt der Ashira sprechen. Außer den Apono leben auf der rechten Seite des Flusses noch die Ashango, die sich mit dem Einfangen und Zähmen wilder Ziegen beschäftigen, welche sie dann an die westlicheren Stämme verkaufen.

Jenseits der Ashango wohnen noch die Njavi, aber das noch weitere Land ist selbst den Apingi unbekannt. Doch lange litt es mich nicht mehr in Remandji's Residenz, noch war eine der Hauptaufgaben meiner gegenwärtigen Reise, die Erforschung der großen mächtigen Gebirgskette, deren Gipfel ich täglich vor Augen hatte und die mich täglich an die Erfüllung meiner Aufgabe gleichsam erinnerten, ungelöst. Diese Gebirgskette scheint sich in langen Zügen in gerader Richtung von West nach Ost zu erstrecken und den Continent gleichsam in zwei Theile, einem nördlichen und einem südlichen, zu scheiden. Ueber die Eigenthümlichkeit dieses Gebirges und dessen östlicher Ausdehnung genaueres in Erfahrung zu bringen, verließ ich in Begleitung Remandji's bereits am 28. December dessen Dorf und erreichten wir nach einem beschwerlichen Marsch von fünf Meilen in östlicher Richtung am Abend dieses Tages ein Apingi-Dorf, in dem man uns gastfreundlich bewillkommnete. Am folgenden Morgen gingen wir wiederum 4 Meilen in östlicher Richtung und erreichten mit Anbruch

der Nacht ein Dorf der Isogo, dessen Häuptling einer von den vielen Schwiegervätern Remandji's war. Jedoch ein übelverheißender Empfang ward uns daselbst zu Theil; in offenbar feindseliger Gesinnung wurden wir bei unserm Eintritt in das Dorf von den Bewohnern desselben umringt, die ihre Waffen über unsern Köpfen unter lautem Geschrei schwangen und wohl nur der Begleitung Remandi's, dem es gelang, die Kriegswuth der Neger zu beschwichtigen, habe ich es zu danken, daß ich nicht von ihren Speeren durchbohrt wurde, bevor ich nur Gelegenheit hatte, ihnen den friedlichen Zweck meiner Reise mitzutheilen.

Die Isogo, welche in vielen vereinzelten Dörfern die höhern Bergdistrikte bewohnen, sprechen dieselbe Sprache wie die Apingi und ähneln letztern auch sonst fast in allen Stücken, dennoch werden sie von diesen geringer geachtet. Hier befand ich mich nun in der Mitte der Berge, welche die oft besprochene Kette bilden, die sich nach der Aussage dieses Volkes so weit nach Sonnenaufgang erstreckt, als sie je gekommen waren.

Remandji kehrte von hier aus nach seiner Heimath zurück und im letzten Dorfe der Isogo nahm auch deren Häuptling von mir Abschied; nur einige muthige Isogo und Apingi fanden sich bereit, mich bis zu den Ashango zu begleiten, deren Dörfer, wie sie sagten, noch drei Tage-

reisen weiter in östlicher Richtung auf den Bergen liegen sollten. Da die Luft auf diesen Bergen ziemlich rein und kühl war und hierdurch die Beschwerden des Marsches um vieles gemildert wurden, außerdem wir noch für mehre Tage Lebensmittel mit uns führten, mein Gefolge heiter und guter Dinge war, so beseelte mich großer Muth und kühne Hoffnung, vielleicht bis 80 Meilen nach Osten vorzudringen, und dadurch die für die Wissenschaft so wichtige Frage zu lösen, ob sich diese unbekannte Bergkette wirklich quer über den Kontinent erstrecke.

Am 29. zogen wir weiter, der Weg ward immer felsiger und der Wald immer dichter. Straßen giebt es natürlich hier nicht, und da meine Begleiter selbst mit der Gegend fast gänzlich unbekannt waren, so konnte ich mich nur nach dem Compaß richten und meinen Pfad längs der Bergströme fortsetzen, aber auch dieser Weg ward für meine Schuhe vom traurigsten Verhängniß, denn schon am ersten Tage lösten sich die Absätze von ihnen ab. Zum Glück hatte ich mich noch mit einem zweiten Paar versehen, in denen ich am folgenden Tag weiter gehen konnte.

Nach einem mäßigen Frühstück von Bananen machte ich mich des andern Tages mit meinen frischen Schuhen wieder auf den Weg. Fast Todtenstille umgab uns, der majestätische Wald, durch welchen wir zogen, schien ganz

vom Leben entblößt, bis auf einige Insekten und kleinere Vögel, doch nirgends ein Gegenstand für meine Jagdlust, und gerade dieser Mangel an allem Wilde bedrohte uns mit Hungersnoth. Schon waren wir nach meiner Rechnung 13 Meilen von dem letzten Isogo-Dorfe und etwas über 20 Meilen von der Residenz Remandji's entfernt und noch sahen wir kein Dorf der Ashango.

Der folgende Tag, also der Sylvesterabend, ward für meine östliche Reise auch der letzte. Unsere Nahrungsmittel waren fast aufgezehrt, der Boden wurde immer rauher, unser Pfad nur die Flußbetten, und um 2 Uhr Nachmittags ereichnete sich, was ich längst befürchtet hatte: mein letztes Paar Schuhe ging völlig auseinander. Schon fingen meine Füße an mit Blut zu unterlaufen, und noch immer kein Anzeichen von bewohnter Gegend! so weit unser Auge sehen konnte, sah es nichts als dichten undurchdringlichen Wald. Die Schmerzen nöthigten mich, mich neben einem Bache niederzulegen, in welchem ich meine verwundeten Füße badete. Ein Feuer ward angezündet, und während ich mein Gewehr in Bereitschaft setzte, für den Fall, daß sich etwa ein Wild zeige, sandte ich meine Leute voraus, um irgend ein Dorf zu erspähen. Die Versicherung, daß ein solches nach drei Tagereisen gefunden würde, hatte sich offenbar als eine absichtliche Täuschung erwiesen. Die

ausgesandten Leute kehrten nach kurzer Abwesenheit zurück und erzählten, daß sie durchaus Nichts gesehen hätten. Nun richteten wir uns zur Nachtruhe ein, um in das neue Jahr hinüber zu schlummern!

Am Neujahrsmorgen band ich meine Schuhe, so gut es noch ging, über die geschwollenen Füße; die letzten Bananen wurden verzehrt und der letzte Schluck Branntwein vertheilt. Abermals sandte ich meine Leute, bis auf einen, der bei mir blieb, nach einem kleinen Berggipfel, der sich nicht weit zu meiner Rechten erhob. Ihnen gab ich eine kleine amerikanische Flagge mit, welche ich längst bei mir geführt hatte, um sie auf dem fernsten Punkte, den ich erreichen würde, aufzustecken und beauftragte sie, dieselbe auf dem höchsten Punkte, den sie erklimmen könnten, aufzuhissen, und bei ihrer Rückkehr womöglich etwas Lebendiges für unsern Kochtopf zu schießen. Nach zwei Stunden kamen die guten Burschen wieder und brachten als Beute einen kleinen Affen und eine fast 12 Fuß lange Schlange aus dem Boageschlecht mit. Den Affen gaben sie mir, während sie sich die Schlange für ihr Mahl zubereiteten.

Da ich es nun unmöglich fand, weiter vorzudringen, beschloß ich mich auf den Rückweg zu machen und trank, als ich die amerikanische Flagge aus der Ferne wehen sah, noch ein Glas Wein, das letzte, welches mir geblieben war, auf das Wohl der

Vereinigten Staaten und auf die Gesundheit meiner Freunde in der Heimath. Nach Beendigung unserer Mahlzeit verband ich meine wunden Füße sorgfältig mit einigen Fetzen meines Hemdes, und zwang sie in die zerrissenen Schuhe. Es war für mich ein trauriger Tag, und ich hatte nur ein Verlangen, sobald als möglich fortzukommen. Die Enttäuschung war zu bitter, hier, wo ich der Lösung eines der wichtigsten geographischen Räthsels so nahe war, sie aufgeben zu müssen.

Auf dem Rückwege hatte ich wieder einen Anfall von Fieber; die Schmerzen an meinen Füßen wurden immer heftiger, so daß ich endlich gezwungen war, die Schuhe wegzuwerfen und die Füße mit Schlingpflanzen zu umbinden. Dabei ward der Mangel an Nahrungsmitteln immer fühlbarer, so daß Hunger und Schmerzen mich endlich völlig in Apathie versetzten. Ein erlegter Gorilla stillte nur auf kurze Zeit unsern Hunger.

Endlich am fünften Tage erreichten wir die Dörfer der Isogo's, bei denen ich drei Tage fast ohne Besinnung darnieder lag. Jetzt zum erstenmale ergriff mich das Heimweh mit unwiderstehlicher Macht und ich sehnte mich vorläufig wenigstens nur nach der See zurück. Mit jedem Tage wurde mir meine Unthätigkeit unerträglicher und sobald ich nur wieder meine Füße, obgleich sie mir noch sehr schmerzten, gebrauchen konnte, kehrte ich zu Remandji zu-

rück, packte meine wenigen Güter und Papiere ein und schickte mich zum Rückweg an.

Als ich Remandji nun mittheilte, daß ich zurückkehren müsse, rief er Minsho zu sich und sagte „dein Geist muß zurückkehren. Wir sind betrübt, aber er will, und wir müssen uns unterwerfen. Sorge jedoch dafür, daß er unterwegs nicht Mangel leidet, nicht hungert.“ Meinerseits beschenkte ich den alten Häuptling mit meinem Messer und Gabel und überklebte nachher auf sein besonderes Verlangen die inneren Wände seiner Hütte mit einigen New-Yorker Zeitungen, die mir, wie früher erwähnt, zugeschickt worden waren. Auf diese absonderliche Zierde seiner Hütte bildete er sich nicht wenig ein, und versprach sie wohl zu bewahren, bis wieder ein weißer Mann zum Besuch hierher käme, der sich über dieselbe ohne Zweifel sehr wundern würde. Er sagte „wenn in spätern Jahren ich den Leuten erzählen werde, daß ein weißer Mann zu mir gekommen ist und mein Freund war, und wenn sie dann sagen, du lügst, dann werde ich ihnen zeigen, was du mir hier zurückgelassen hast, und sie werden dann glauben.“

Endlich am 16. Januar schlug ich meinen Rückweg nach der Küste ein. Noch war es Regenzeit und der Wald an vielen Stellen so sumpfig, daß ich bei jedem Schritt mit dem Fuße tief einsank, doch gelangte ich am ersten

Tage nach einem Bakalai-Dorfe, in welchem man mich gastfreundlich aufnahm und in dem ich die erste Nacht zubrachte. Leider sollte ich mich einer ungestörten Ruhe nicht erfreuen, ein in der Nacht mit furchtbarer Gewalt ausbrechender Tornado riß von meiner Hütte das Dach, so daß ich wie auf offener Straße stand, und dabei regnete es die ganze Nacht, sowie den größten Theil des nächstfolgenden Tages. Doch ich mußte weiter ziehen und als wir endlich an die Ufer des Luvendji kamen, fanden wir statt des sanften leicht zu durchwadenden Flusses einen heftigen Strom, der unsern Schritten Halt gebot; so waren wir gezwungen, hier bis zum Nachmittag des folgenden Tages zu warten, ehe es uns gelang, überzusetzen.

Endlich gelangten wir gar an die gefürchtete Brücke über den Ovigui. Jetzt, wo der Strom noch dazu voll und reißend war, war die Ueberschreitung noch mißlicher. Doch meine Sehnsucht nach der Küste war mächtiger als meine Furcht, obwohl in der Mitte der Brücke uns das Wasser über den Hals stieg und uns fast die Füße unter dem Leibe fort zog. Tags darauf erreichten wir ohne weitern Unfall die Ebene und bald Olenda's Residenz, der mich mit offenen Armen empfing und mich gegen meinen Willen zwang, einige Tage bei ihm auszuruhen, um mich nur theilweis von den überstandenen Strapazen

und den wiederholten Fieberanfällen, und den Schmerzen, die mir meine wunden Füße verursachten, zu erholen. Doch schon am 22. Januar trieb es mich weiter, doch ließ mich Olenda und seine Leute nicht gehen, bevor sie mir nicht eine Menge Geschenke von Waffen, einem Webestuhl, Fetischen, einem Götzenbilde und Mundvorrath für die Reise zu Obindji überreicht hatten.

Am 24. Januar endlich erreichten wir die Ufer des kleinen Ofugu und langten am folgenden Tage in der Residenz Obindji's an, in der wir mit den üblichen Freudenceremonien empfangen wurden.

Beim Ueberschreiten der Bergreihe, welche die Ashira-Ebenen von den Bakalai-Gegenden im Westen scheidet, fand ich zu meiner Ueberraschung, daß jetzt auf der Westseite dieser Wasserscheide trockene Jahreszeit war, nämlich die schon erwähnte kurze trockene Jahreszeit, das sogenannte Nkumuna. Der Ofugu und Ovenga hatten jetzt fast den niedrigsten Wasserstand, während auf der Ostseite die Regenzeit noch in voller Kraft war.

Nur eine Nacht brachte ich bei Obindji zu, und schiffte dann sofort auf Kähnen nach Gumbi hinab, wo ich jedoch zu meinem großen Bedauern meinen alten Freund Quengueza abwesend fand. Ich kürzte daher meinen Aufenthalt in Gumbi ab und fuhr dann den Strom weiter ab-

wärts, bis mich am 10. Februar mein alter Haushalter Rinkimongami und der König Ranpano begrüßten. Schon hatten sie alle Hoffnung aufgegeben, mich je wiederzusehen, jedoch mein Eigenthum und meinen Viehstand sicher aufbewahrt. Sie waren stolz darauf, als ich ihnen meine Freude darüber äußerte, und der Jubel in der Stadt war ein allgemeiner, besonders da ich ihnen unbegrenzt Tabak austheilte.

Nun wurde täglich von der Küste aus nach einem Schiff ausgespäht. Das Fieber schüttelte mich immer heftiger; schon hatte ich Chinin bis zu 14 Unzen zu mir genommen, denn nur große Dosen schienen auf mich noch von Wirkung zu sein. Von Tag zu Tag nahm meine Schwäche zu und mit ihr meine Sehnsucht nach einem frischen Segel, das mich nach Amerika tragen sollte.

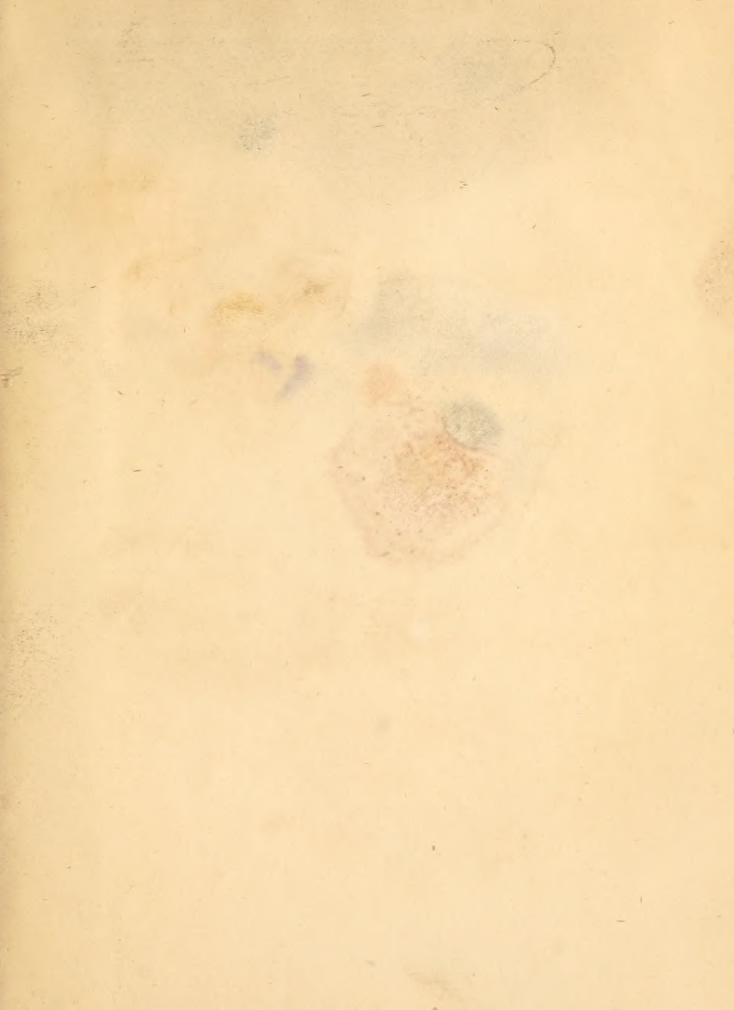
Endlich am 1. Juni nach viermonatlichem ungeduldigen Harren war ich so glücklich ein Segel zu erspähn; voller Angst schlug mein Herz, fürchtend ob es nicht etwa vorüberginge, aber zu meiner großen Freude legte die kleine Brigg an der Küste an. Meine Freunde am Gaboon hatten sie abgesandt, um über mich Nachrichten einzuholen. Sie hatten mich schon als verloren aufgegeben, und der Capitain hatte nur Befehl zu erforschen, auf welche Weise ich umgekommen sei und meinen etwaigen Nachlaß zu-

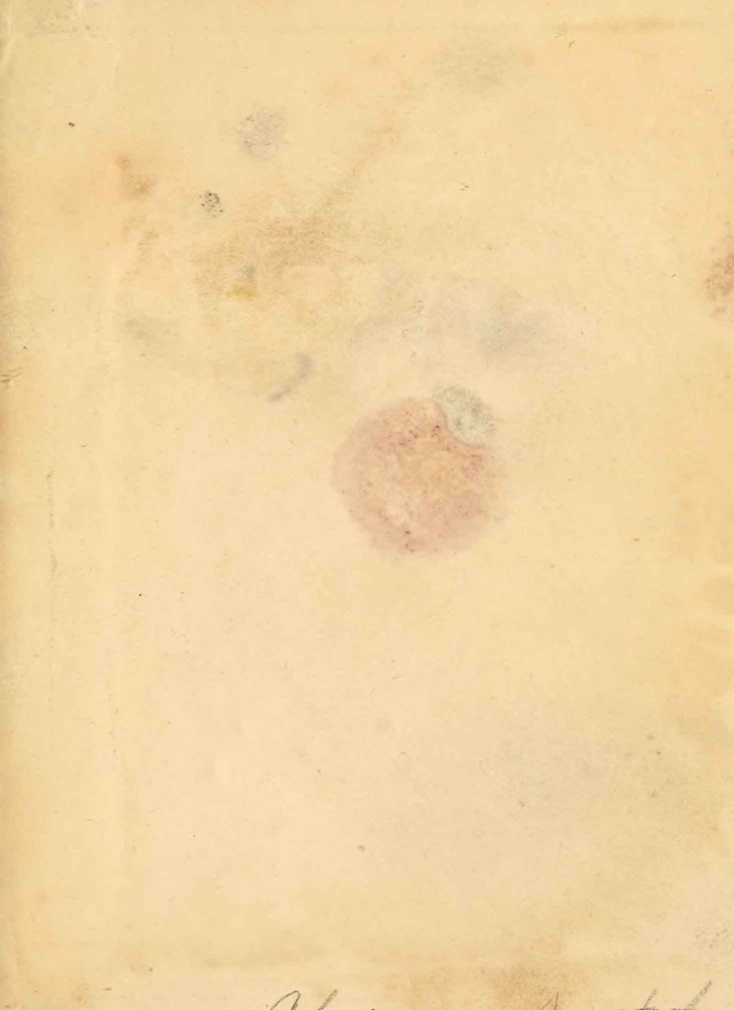
rück zu bringen. Um so mehr freute ich mich, sie durch meine Gegenwart überzeugen zu können, daß ich noch lebe.

Nun ging es an ein Einpacken meiner großen Sammlungen von Thieren und andern Dingen. Fast währte es mir armen Fieberkranken zu lange, ehe ich an Bord kam. Endlich ging es fort, und mit Dank im Herzen bewillkommnete ich den kühlen Wind, welcher mich der Civilisation, den Freunden und der wieder hergestellten Gesundheit zuführen sollte.

Und hiermit nehme ich von dem Leser Abschied, den hoffentlich die Erzählung meiner Abentheuer, meiner Forschungen und Beschwerden, nicht gelangweilt haben wird.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstraße 9.






3 5282 00388 0633